

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE  
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS



# STUDIA GERMANISTICA

Nr. 16/2015



Recenzní rada/  
Rezensionsrat:

Doc. Mgr. Hana Bergerová, Dr. (Univerzita J. E. Purkyně v Ústí n. L.)  
Doc. Mgr. Renata Cornejo, Ph.D. (Univerzita J. E. Purkyně v Ústí n. L.)  
Univ.-Prof. Dr. Peter Ernst (Universität Wien)  
Prof. PhDr. Ingeborg Fialová, Dr. (Palacký Universität in Olmütz)  
Dr. Renate Fienhold (Universität Erfurt)  
Prof. PhDr. Iva Kratochvílová, Ph.D. (Masarykova univerzita v Brně)  
Univ.-Prof. Dr. Wynfrid Krieglleder (Universität Wien)  
Doc. PhDr. Jiřina Malá, CSc. (Masarykova univerzita v Brně)  
Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, DrSc. (Masarykova univerzita v Brně)  
Dr hab. Anna Maňko-Matysiak (Uniwersytet Wrocławski)  
Mgr. Martin Mostýn, Ph.D. (Ostravská univerzita v Ostravě)  
Doc. PhDr. Karsten Rinas, Dr. (Univerzita Palackého v Olomouci)  
Prof. Dr. Johannes Schwitalla (Universität Würzburg)  
Doc. PhDr. František Štícha, CSc. (Ústav pro jazyk český AV ČR)  
Doc. PhDr. Marie Vachková, Ph.D. (Univerzita Karlova v Praze)

Vědecká redakce/

Wissenschaftliche Redaktion:

Dr. Horst Ehrhardt (Universität Erfurt)  
Prof. Dr. Mechthild Habermann (Universität Nürnberg/Erglangen)  
Prof. Dr. hab. Marek Hałub (Uniwersytet Wrocławski)  
Prof. Dr. Wolf Peter Klein (Universität Würzburg)  
Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc. (Masarykova univerzita v Brně)  
Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr. (Ostravská univerzita v Ostravě)  
Prof. Dr. DDDDr.h.c Norbert Richard Wolf (Universität Würzburg)  
Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D. (Ostravská univerzita v Ostravě)

Výkonná redakce/

Verantwortliche Redakteure:

Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.  
Prof. Dr. DDDDr.h.c Norbert Richard Wolf

Technická redakce/

Technische Redaktion:

Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.  
Mgr. Tomáš Rucki

Obálka/Umschlag: Mgr. Tomáš Rucki

Časopis je zařazen do mezinárodních databází ERIH Plus a EBSCO.

Die Zeitschrift ist in den internationalen Datenbanken ERIH Plus und EBSCO registriert.

The journal is included on the international databases ERIH Plus and EBSCO.

© Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta, 2015

**Reg. č. MK ČR E 18718**  
**ISSN 1803-408X**

**ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE  
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS**



**UNIVERSITAS  
OSTRAVIENSIS**

# **STUDIA GERMANISTICA**

**Nr. 16/2015**



---

# Inhalt

## SPRACHWISSENSCHAFT

Von der Auswahl und Anordnung der Lemmata im ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘ von Michael Kuschius (1646) <i>Agnieszka FRĄCZEK</i> .....	3
Adelige und geistliche Titel als substantivische Suffixoide? <i>Zdeněk ŠOHAJEK</i> .....	15
Pesttraktate in böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken <i>Šárka UNUCKOVÁ</i> .....	41
„Sieh, ich hätte es nicht vermocht, dir ein Wort zu sagen.“ Monologische Dialoge und Dialogstrukturen in Wedekinds ‚Frühlings Erwachen‘ <i>Norbert Richard WOLF</i> .....	53

## LITERATURWISSENSCHAFT

Thomas Manns Beziehung zu Stefan Georges Werk <i>Pavel KNÁPEK</i> .....	61
Mündliche Überlieferung im Hultschiner Ländchen <i>Irena ŠEBESTOVÁ</i> .....	71
<i>Das Notwendige scheint mit dem Unmöglichen identisch zu sein.</i> Methodologische Überlegungen zu ausgewählten Deutschlandreden der 1980er Jahre <i>Aleš URVÁLEK</i> .....	81

## BUCHBESPRECHUNGEN

Součková, Marta/Puchalová, Ingrid (Hrsg.) (2014): Na dlhej ceste k autorskej emancipácii žien/ Auf dem langen Weg zur schriftstellerischen Mündigkeit von Frauen <i>Eva BAJEROVÁ</i> .....	97
Puchalová, Ingrid (2014): ‚Frauenporträts. Lebensbilder und Texte deutschschreibender Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei‘ <i>Iveta ZLÁ</i> .....	100
Papsonová, Mária (2014): Sasko-magdeburské právo na Slovensku. Krajinské právo v Žilinskej knihe <i>Lenka VAŇKOVÁ</i> .....	102



# Von der Auswahl und Anordnung der Lemmata im ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘ von Michael Kuschius (1646)

*Agnieszka FRĄCZEK*

## **Abstract**

On the selection and ordering of lemmata in Michael Kuschius' 'Guide to the Polish Language'

This article focuses on the 'Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache' [Guide to the Polish Language] by Michał Kuś, published in 1646. The Guide is made up of two parts – an extensive dictionary, and a guide to grammar and learning Polish that is more than a dozen pages long. The article's introduction gives information about the author of the Guide and describes the structure of the work. The author also focuses on issues related to the macrostructure of the text (the ordering and selection of the entries). Theoretical considerations are supported by numerous examples throughout the article. Special attention has been paid to making these examples typical of the Guide in order to ensure an objective analysis.

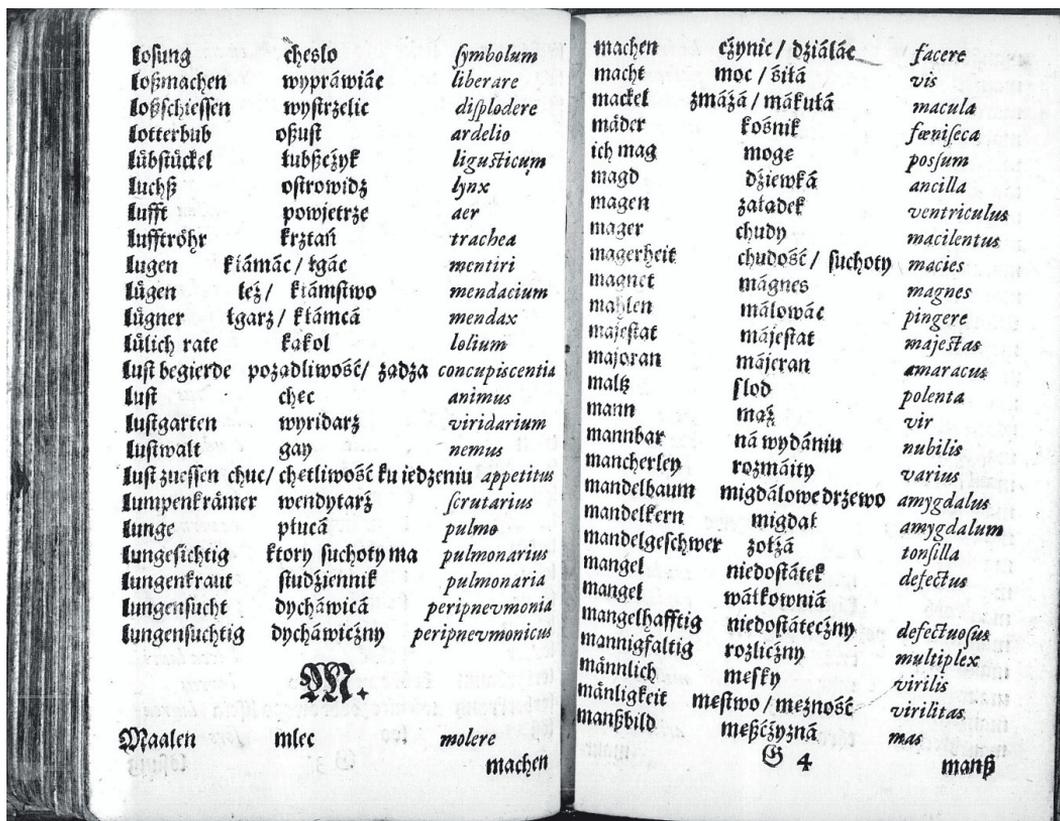
**Key words:** selection of lemmata, ordering of lemmata, Michael Kuschius, Guide to the Polish Language

## **1. Vorwort**

Der Verfasser vom ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘<sup>1</sup> (Kuschius 1646) sowie dem darin enthaltenen Wörterbuch – einem der ältesten Wörterbücher, die die deutsche und polnische Sprache umfassten – war Michael Kuschius, ein Theologe, Pastor in Sadków (Zantkau) nahe Breslau und Leiter der St.-Christophorus-Schule in Breslau. Geboren wurde Kuschius im Dorf Brzezimierz (Wüstepriese) bei Oława (Ohlau), vermutlich im Jahre 1600. Er wuchs zweisprachig auf – seine Nachbarn sprachen sowohl Deutsch als auch Polnisch. Diese Tatsache hat auf seine künftigen Errungenschaften zweifelsohne Einfluss genommen und insbesondere zur Entstehung des hier behandelten ‚Wegweisers‘ beigetragen. Kuschius studierte an der theologischen Fakultät der Universität Wittenberg. Den Magister-Titel erlangte er jedoch nicht – 1631 unterbrach er sein Studium und übernahm die Stellung als Pastor in Sadków. Diese Funktion hatte er bis 1638 inne, als er die Pflichten von Samuel Butschky, einem Prediger an der Breslauer St.-Christophorus-Kirche, nach dessen Tode übernahm. Zur selben Zeit übernahm Kuschius die Leitung der St.-Christophorus-Schule in Breslau. Die beiden Stellungen – als Prediger und Schulleiter – hatte Kuschius bis zum Tag seines Todes, das heißt bis zum zweiten September 1654 inne.

---

<sup>1</sup> Universitätsbibliothek Breslau, Sign. BUWr 336906, Mf. 22942.



## 2. ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘ – allgemeine Informationen

Der 1646 in Breslau herausgegebene ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘ oder – gemäß dem polnischen Titel – ‚Przewodnik do języka polskiego‘ war die erste und einzige Veröffentlichung von Michael Kuschius. Aus dem Titelblatt („Vor die Breßlauische Polnische Schul verfertigt“) und dem Vorwort („...habe ich gegenwertiges Büchlein verfertigt / welches gar füglich der Polnische Wegweiser mag genennet werde / denn es zeigt einem Deutschen / nach dem ABC die Worte aufzuchlagen...“) geht hervor, dass Kuschius vorhatte, ein Wörterbuch für Deutsche zu schaffen, die Polnisch lernen. Dafür spricht alleine schon die Tatsache, dass die umfangreichere von zwei Vorreden auf Deutsch verfasst ist. Auch aus der Analyse der Makro- und der Mikrostruktur des Wörterbuches geht eindeutig hervor, dass es mehr den Erwartungen der deutschen als die polnischen Benutzer entgegenkommt.

Der ‚Wegweiser‘ erfreute sich keiner Popularität unter Breslauern, für die er bestimmt war, erlangte ebenfalls keine Akzeptanz in den Schulen (vgl. auch: Budziak 2012: 101), auch hat er der Konkurrenz der nicht viel jüngeren Wörterbücher von Ernesti – dem ebenfalls in Breslau veröffentlichten und an dieselbe Empfängergruppe adressierten ‚Förderer‘ (Ernesti 1674) und dem in

Schweidnitz herausgegebenen ‚Hand-Büchlein‘ (Ernesti 1689) – nicht standgehalten. Im Endeffekt wurde der ‚Wegweiser‘ nicht neu aufgelegt.

Gedruckt wurde der ‚Wegweiser‘ im Verlagshaus von Georg Baumann dem Jüngeren. Er umfasst 15 und einen halben Bogen im Format 8°. Ähnlich wie es bei den meisten Werken der Lexikografie des 17. Jahrhunderts der Fall war, wurden bei dem ‚Wegweiser‘ die ersten fünf Karten eines jeweiligen Bogens ebenfalls beschrieben (vgl. die Abbildung unten). Auf den Bögen sind große Buchstaben (von *A* bis *P*) und auf den Falzbögen arabische Ziffern notiert. Interessant ist dabei, dass sogar zwei Anfangsbögen des ‚Wegweisers‘ mit dem Buchstaben *A* gekennzeichnet sind – der erste davon umfasst die Titelseite, Vorwort und Widmungen, der andere Bogen enthält sämtliche Lemmata, die mit dem Buchstaben *A* beginnen, sowie etwa ein Dutzend Lemmata, die den Buchstaben *B* einführen. Aus unklaren Gründen wurden entsprechende Kennzeichnungen an zwei Stellen ausgelassen – im ‚Wegweiser‘ fehlen die Blattzahlen *E4* und *M4*.

Die obige Abbildung lässt erkennen, dass in seinem deutschen und polnischen Teil der ‚Wegweiser‘ mit der gotischen Schrift gedruckt ist, während Äquivalente im lateinischen Teil mit Antiqua, der schrägen Lateinschrift, gesetzt wurden.

Der ‚Wegweiser‘ besteht aus zwei Teilen – einem umfangreichen Wörterbuch (213 Seiten) und einer wesentlich bescheideneren Grammatik, denn sie zählt nur 19 Seiten. Eröffnet wird die Grammatik mit Musterdeklinationen (ohne jeglichen Kommentar) von polnischen Substantiven im Maskulinum (beispielhaft bedient sich hier der Verfasser des Substantivs *Pán*), Femininum (*Láwá*) und Neutrum (*Drzewo*). Im Polnischen unterscheidet Kuschius acht Fälle, darunter den Ablativ. Anschließend bringt er dem Benutzer die Flexion des Adjektivs (unter der Angabe von Flexionsmustern für das jeweilige Genus sowie von Steigerungsmustern) und des Pronomens (er bringt hier Paradigmata der Personal- und Demonstrativpronomen unter, erwähnt dabei ebenfalls die Flexion der Possessivpronomen) näher, schließlich stellt er auf sieben Seiten Paradigmata der Verben *być* und *czytać* dar.

Die zwei letzten Seiten der Grammatik füllen Namen von kirchlichen Festen aus (*Gody*, *Swiatki* etc.; anders als im Wörterbuch stellen hier polnische Wörter die Lemmata dar), weiter die in einer chronologischen Ordnung angeführten Namen der Jahreszeiten (*Wiosná*, *Láto* usw.), Bezeichnungen der Mondphasen (*Pelnia*, *Now*) sowie die (wieder in chronologischer Ordnung angegebenen) Namen der Monate (*Styczeń*, *Luty*, *Márzec* usw.).

### 3. Das Wörterbuch – Beschreibung der Makrostruktur

Das im ‚Wegweiser‘ enthaltene Wörterbuch zählt 213 Seiten, auf denen der Verfasser insgesamt 5664 Lemmata untergebracht hat. Das Wörterbuch wurde in drei Spalten gedruckt: Die linke Spalte enthält deutsche Lemmata, die mittlere und rechte jeweils polnische und lateinische Äquivalente. Bei gut 150 Artikeln hat Kuschius – ob aus Versehen oder vielleicht aus Unwissen, oder auch aus

baumgärtner	ogrodnik
hirtlein	pászufeł
hirtin	pászufełá
vorzug	przędek

einem Mangel an einer lateinischen Bezeichnung – auf die Angabe eines lateinischen Äquivalents verzichtet. Zum Beispiel:

Latein, obwohl im Wörterbuch vorhanden, erfüllt eine untergeordnete Funktion, es ist kein Gegenstand einer auf das Wörterbuch bezogenen Beschreibung, sondern nur ein Werkzeug, das bei der Beschreibung der semantischen Relationen zwischen den deutschen Lemmata und deren polnischen Äquivalenten behilflich ist. Kuschius erläutert in der Vorrede, das er lateinische

Äquivalente vor allem dort einsetzt, wo die polnische Entsprechung mehrere Bedeutungen aufweist: ...weil etliche vocabula mehr als eine bedeutung haben / als habe ich in diesem Ersten Theyl das Lateinische hienzu setzen wollen / welches auch für die dienfilich sein möchte / so da sollen anfangen argumenta zu machen. Aus der geschichtlichen Perspektive der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikografie kann somit das behandelte Werk als ein deutsch-polnisches Wörterbuch wahrgenommen werden.

Das Wörterbuch ist alphabetisch geordnet, was in Bezug auf lexikografische Werke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (oder sogar jüngere Werke; vgl. Frączek 2011) eine innovative Lösung darstellte und vor dem Hintergrund der schlesischen Lexikografie geradezu bahnbrechend war (Sochacka 1972:262). Zwar kommen bei Kuschius gewisse Abweichungen von der Regel der alphabetischen Ordnung vor, es ist jedoch anzunehmen, dass diese lediglich auf ein Übersehen oder auf zu wenig Sorgfalt zurückzuführen sind und nicht aus bewusst vorgenommenen Änderungen am Konzept des Wörterbuchs resultieren.

alter	stárość wiek	et. as
almer	śáfá / álmária	almarium
altfrenckisch	stároświecki	obsoletus
freundlich	przyiąźliwy	favens
freudig	wesely	alacer
frevel	upor / wśetećność	tencritas
Soldat	Żotnierz	Miles
solte	podęśiwá	solea
solch	śáfowy	talis

Nachfolgend einige beispielhafte Fragmente der Makrostruktur, welche die erwähnten Abweichungen veranschaulichen:

embsig	piłny / pracowity	sedulus
embsigkeit	piłność	sedulitas
embsig	piłnie	sedulo

Einige Male hat sich Kuschius entschlossen, homonyme/polyseme Lemmata durch eine Derivation

sich betrüben	smęcić / frásowác sie	contristari
sich	sie / sie	se

bzw. Zusammensetzung abzutrennen, welche die alphabetische Reihenfolge stört, zum Beispiel:

Eine verblüffende Lösung hat Kuschius im folgenden Artikel angewandt:

Wie man sieht, wiederholt der Verfasser in einem getrennten Artikel, unmittelbar vor dem pronominalen Lemma *sich*, das reflexive Verb *sich betrüben*, welches, obwohl mit einem anderen Äquivalent ausgestattet, unter dem Buchstaben *B* ebenfalls vorkommt (vgl. a). Es handelt sich dabei um das einzige reflexive Verb, das unter dem ihm zugehörigen Pronomen lemmatisiert wird: Alle anderen

werd aus d	Betrüben	zasmucic	affligere
a)	hütter	stroß	custos
	hütten	strzec	custodire
b)	sich hütten	osirzegác sie	cavere sibi
	hütte	chátapá	caja
	vermercken	zrozumieć / baczyć	animadvertere
	sich vermessen	upornym być / przywłaszczać	
	vermehrung	potmnozenie / rozmnozenie	

Unter den Lemmata des ‚Wegweisers‘ sind Wörter mit unterschiedlichen Bedeutungen – Polyseme und Homonyme – ziemlich zahlreich vertreten, die der Autor jeweils in zwei getrennten Wörterbuchartikeln konsequent präsentiert (vgl. a). Unvorhersehbar ist dabei die Reihenfolge, in der Lemmata mit derselben Lautung in der Makrostruktur auftauchen. Zum Beispiel präsentiert Kuschius zuerst das Adjektiv *reiff* und führt das gleich klingende Substantiv erst später ein. Ähnlich behandelt er die Lemmata *reich/Reich* (vgl. b), jedoch schon eine halbe Seite weiter gewährt er einem Substantiv, genauer gesagt zwei Substantiven, den Vorrang (vgl. c) – das Wort *rein* übersetzt Kuschius zuerst als *ren* [sic!], später als *miedzà* und schließlich als *czyſty*. Interessanterweise wurden die Lemmata eins und zwei mit dem Adjektiv *reinifch* abgetrennt. Neben dem Begriff *rein* gibt es im Wörterbuch einige weitere homonyme/polyseme Lemmata, die Kuschius, gegen die alphabetische Ordnung, mit einer Derivation bzw. Zusammensetzung abgetrennt hat.

Beispiele (vgl. auch die obige Veranschaulichung für die Lemmata: *embfig – embfigkeit – embfig*):

a)	<b>weiß</b>	<b>madry / roſtropny</b>	<i>sapiens</i>
	<b>weiß</b>	<b>biaty</b>	<i>albus</i>
b)	<b>reich</b>	<b>bogaty</b>	<i>dives</i>
	<b>Reich</b>	<b>Kroleſtwo</b>	<i>Regnum</i>
c)	<b>rein</b>	<b>ren</b>	<i>rhenus</i>
			<i>reinifch</i>
	<b>reinifch</b>	<b>ryſſi</b>	<i>rhenenſis</i>
	<b>rein</b>	<b>miedzà</b>	<i>ora</i>
	<b>rein</b>	<b>czyſty / ſnażny</b>	<i>purus</i>

In manchen Fällen muss die Unterteilung der Bedeutungen der Lemmata in zwei Einträgen wundern. Dies gilt zum Beispiel für das Lemma *stock*, welches der Verfasser in einem Artikel als *pień* und im zweiten Eintrag als *klodà* übersetzt. Diese konnten ähnlich wie die Lemmata *ecke* oder *prügel* dargestellt werden, deren polnische Bedeutungen (entsprechend: *rog/węgiel/kąt* und *kij/pręt*) unter einem Artikel angegeben wurden. Das Gleiche gilt für solche Lemmata wie *viertel* (übersetzt im getrennten Wörterbuchartikel als: *czwierc* und *wiertel*) oder *Vetter* (übersetzt als: *Stryj* und *Wuj*) u. a.

Unter den grundsätzlich aus einem Wort bestehenden Lemmata des Wörterbuchs findet der Benutzer manche aus mehreren Wörtern bestehende Gruppen – sowohl nominal als auch verbal – darunter Kollokationen, zum Beispiel: *einmal oder zwey, faſſen das Bier, zu grund gehen, Haab und Gut, noch nicht, so bald, so theuer, verdrießlich ſein, etwas verſtehen, vied fütteren, biß willkomen* (unter *willkomen* lemmatisiert). Unter dem Buchstaben *V* hat Kuschius ebenfalls einen vollen Satz notiert, welcher als ein separates, aus mehreren Wörtern bestehendes Lemma betrachtet oder auch als ein Anwendungsbeispiel, welches das Lemma *verlauffen* ergänzt, interpretiert werden kann:

**verlauffen** **rozbieżec ſie / utiec precz** *erumpere*  
**dàs waſſer verlaufft ſich** **wodà ſczieka** *agua defluit*

Nachfolgend noch einige Beispiele für aus mehreren Wörtern bestehende Lemmata:

**finſternis der Sonnen** **zàciemie ſtoſica** *eclipſis*  
**finis** **poſoſt** **vernix** *(folià)*

**lincke hand** **lewicà / lewa rękà** *ſiniſtra*  
**lincks vud rechts** **oborecy** *ambidexter*

**in ohnmacht fallen** **omdlicc** *deliquium animi*  
*(pati)*

überziehen mit Kriegsvolet *Woyfko miec ná fyi*  
*exercitu obruere*  
 zufrieden sein *zpofoie byc* *acquiescere*

Unter den Lemmata des ‚Wegweisers‘ überwiegen **Substantive**, die im Nominativ Singular präsentiert werden (vgl. a), und **Verben** (vgl. b), die von Kuschius in der Infinitivform lemmatisiert werden, und nicht, wie bei zahlreichen zeitgenössischen Autoren (vgl. z. B. ‚Wokabularz‘; Malczowski 1688 oder etwas jüngerer ‚Celaryus‘; Faber 1717), in der 1. Person Singular. Eine Abweichung von dieser Regel bilden lediglich unpersönliche Verben, die, erwartungsgemäß, in der 3. Person Singular (*es gefällt, es regnet, es verdreust, es wetterleuchtet, es zimet*) lemmatisiert werden, sowie zwei in der 1. Person Singular präsentierte Modalverben: *mag* und *kan* (notiert falsch als *ksn*; vgl. c). Beispiele:

- a)
- |                    |                       |                    |
|--------------------|-----------------------|--------------------|
| <i>fleck</i>       | <i>zmázá / mákulá</i> | <i>macula</i>      |
| <i>fleck lappe</i> | <i>tátá</i>           | <i>asfumentum</i>  |
| <i>Flecken</i>     | <i>Wiafiecýfko</i>    | <i>Castellum</i>   |
| <i>fledermauß</i>  | <i>niedoperz</i>      | <i>vespertilio</i> |
| <i>fleiß</i>       | <i>pilność</i>        | <i>diligentia</i>  |
- b)
- |                   |                                       |                        |
|-------------------|---------------------------------------|------------------------|
| <i>wegtreiben</i> | <i>odpedzic / odegnac</i>             | <i>propellere</i>      |
| <i>wegziehen</i>  | <i>brac sie / promadzic sie precz</i> | <i>trans-</i>          |
| <i>wehen</i>      | <i>dac / dmuchac / wiac</i>           | <i>flare (migrare)</i> |
| <i>wehlen</i>     | <i>wybierac</i>                       | <i>eligere</i>         |
| <i>wehnen</i>     | <i>nnicmac</i>                        | <i>opinari</i>         |
| <i>wehren</i>     | <i>bronic / zastawiac sie</i>         | <i>prohibere</i>       |
- c)
- |                |                    |               |
|----------------|--------------------|---------------|
| <i>ich ksn</i> | <i>moge / umie</i> | <i>possum</i> |
| <i>ich mag</i> | <i>moge</i>        | <i>possum</i> |

Eine Seltenheit bilden Substantive, die im Plural lemmatisiert werden – in den Karten des ‚Wegweisers‘ findet der Benutzer nur eine kleine Gruppe von den typischen *pluralia tantum* (*Eltern, Weihnachten, Pfingsten*; vgl. a), wobei es von den im Plural notierten Substantiven mit einem kompletten Flexions-Paradigma nur einige wenige gibt (*gütter, haußgötter, piltze*; vgl. b) Beispiele:

- a) *Eltern* *Kodzice* *Parennes*
- b) *piltze* *grzyby* *boleti*

Ausgewählte Substantive, die Personen- bzw. (seltener) Tierbezeichnungen darstellen, präsentiert Kuschius auch im Femininum (z. B. *Enkel/Enkelin, Hutmacher/Hutmacherin, Müller/Müllerin, Weber/Weberin, wolff/wölffin, zauberer/zauberin*; vgl. auch die nachfolgenden Illustrationen).

<i>Herzog</i>	<i>Ksiazę</i>	<i>Dux, Princeps</i>
<i>Herzogin</i>	<i>Ksiazná</i>	<i>Principissa</i>
<i>meyer</i>	<i>wtodarz</i>	<i>villicus</i>
<i>meyerin</i>	<i>wtodarká</i>	<i>villica</i>
<i>Trach</i>	<i>smok / latáwicz</i>	<i>Draco</i>
<i>Trachin</i>	<i>smokini / latáwicá</i>	<i>Dracena</i>

Dies bildet jedoch keine Regel, die streng und ausnahmslos eingehalten wird, was solche Lemmata wie: *Einwohner, Fürst* oder *Schlesier* bestätigen, für die es keine weiblichen Entsprechungen

im Wörterbuch gibt, obwohl deren weibliche Formen in der Sprache allgemein vorkommen. Verständlich ist unterdessen ein Weglassen von weiblichen Formen da, wo ein Substantiv Berufe bzw. Funktionen schildert, die Frauen zur Kuschius-Zeit nicht ausübten bzw. nicht innehatten (z. B. *Beichtvater, Fuhrman, Gärber, Ritter, Soldat*).

Unter den Lemmata des ‚Wegweisers‘ tauchen mitunter Diminutivformen auf, die grundsätzlich direkt nach deren Grundformen lemmatisiert werden, z. B. *bund/bündlein, hund/hündlein, kanne/känlein, Kraut/Kräutlein, messer/messerlein, schwantz/schwänzlein, Tochter/Töchterlein* etc. Vgl. auch:

<b>büchse</b>	<b>stoy / stoyek</b>	<i>pyxis</i>
<b>büchstein</b>	<b>szoneczek</b>	<i>pyxidula</i>
<b>Kasten</b>	<b>skrzynia</b>	<i>cista</i>
<b>Kästlein</b>	<b>skrzynka / skrzyneczka</b>	<i>cistula</i>
<b>Katze</b>	<b>Kotka</b>	<i>felis</i>
<b>Kätzlein</b>	<b>kocie</b>	

Bei der Behandlung der substantivischen Lemmata können die im Wörterbuch ziemlich zahlreich vorkommenden Eigennamen bzw. geografische Namen nicht außer Acht gelassen werden. Kuschius lemmatisiert Namen der europäischen Länder (*Dennemarck, Deutschland, Engelland, Franckreich, Grichenland, Hispanien, Schweitzerland, Spanien, Ungern*), berücksichtigt einige Flussnamen (*Elbe, ren* (sic!), *Weißel*) sowie einen Stadtnamen (*Dantzig*, vgl. unten). Im Wörterbuch kommen keine Vornamen vor.

<b>Dantzig</b>	<b>Gdońsko</b>	<i>Dantiscum</i>
<b>Grichenland</b>	<b>Grecka ziemia</b>	<i>Gracia</i>

Die – nach Verben und Substantiven – zahlenmäßig am stärksten vertretene Wortart bilden im ‚Wegweiser‘ **Adjektive**, z. B. *ordentlich, rund, schwer* und viele andere mehr. Darüber hinaus lemmatisiert Kuschius ausgewählte **Adverbien**, z. B. *besonders, einhelliglich, endlich, schwerlich, viel, wenig*, auch diejenigen, die ihrer Form nach jeweiligen Adjektiven entsprechen, z. B. *nötig* (übersetzt als *potrzebno*) oder *embsig* (übersetzt als *pilnie*). Bis auf vier Ausnahmen (*erger, ferner, mehr, weniger*; vgl. unten) werden sämtliche Adjektive und Adverbien nur im Positiv notiert.

<b>erger</b>	<b>gorszy</b>	<i>peior</i>
<b>wenig</b>	<b>troche / mało</b>	<i>modicè, modicum</i>
<b>weniger</b>	<b>mniej</b>	<i>minus</i>

Die Auswahl an **pronominalen** Lemmata scheint im Wörterbuch völlig zufällig zu sein. Nur zwei von den Personalpronomina (*ich* und *er*) hat Kuschius im Nominativ präsentiert (Personalpronomina in den „Casus obliqui“ gibt es im Wörterbuch gar keine), von den Possessivpronomina hat er vier ausgewählt: *mein, sein, euer* und *unser*. Beispiele:

<b>ich</b>	<b>ja</b>	<i>ego</i>
<b>mein</b>	<b>moy</b>	<i>meus</i>
<b>unser</b>	<b>náš</b>	<i>noſter</i>

Lemmatisiert werden von Kuschius die meisten der deutschen Präpositionen (z. B. *auff, auß, biß, bey, durch, gegen, hinüber, hinder, innerhalb, mit, nach, unter, über, von, zu, zwischen*), es gibt jedoch auch solche, die keinen Platz im Wörterbuch gefunden haben (u. a. *ab, an, gegenüber, seit, um, vor*). In der Makrostruktur des ‚Wegweisers‘ gibt es nicht das Lemma *in*, was zumindest aus zwei Gründen wundern muss: Erstens kommt diese Präposition im Deutschen besonders oft vor und zweites lemmatisiert Kuschius deren Zusammensetzungen (z. B. *inſonderheit, inwendig*). Nachfolgend Beispiele für Präpositionen, die im ‚Wegweiser‘ Platz gefunden haben:

bis	aż / dotąd	donec, usq <sub>z</sub>
ohne	bez / from / okrom	sine
zu	do / ku / na	ad

Im ‚Wegweiser‘ werden die meisten der im Deutschen funktionierenden Konjunktionen und Subjunktionen (z. B. *aber, bisher, daß, denn, nachdem, ob, obschon, ob wol, oder, und, wenn*; vgl. unten) sowie Konjunkionaladverbien (*darumb, deswegen*) berücksichtigt, es fehlt hier jedoch an solchen Lemmata wie: *bevor, sondern, seitdem* oder *weil*.

denn	abowiem / bowiem / bo	nam
darumb	przeto / dlatego	propterea
zwanzig	dwadzieścia	viginti
obschon	choć / chociaż	etiamq <sub>z</sub>
obst	owoc	fructus
ob wol	ac <sub>z</sub> kolwiek	licet

Noch weniger Ordnung herrscht unter den Zahlwort-Lemmata – zum Beispiel lemmatisiert der Verfasser die Zahlwörter *sechs* und *sieben*, übergeht aber *acht* und *neun*, er berücksichtigt *vierzehn*, nicht jedoch *dreizehn* oder *fünfzehn*. Beispiele:

zwanzig	dwadzieścia	viginti
zwölff	dwanaście	duodecim
zwey	dwá / dwie / dwoie	duo

Im ‚Wegweiser‘ werden weder Interjektionen berücksichtigt noch Artikel als solche präsentiert – zwar gibt es in der Makrostruktur des Wörterbuchs die Lemmata *das* und *der* (vgl. unten), doch konzentriert sich der Autor wohl bei der Äquivalenz ausschließlich auf deren pronominale Funktion. Dabei lässt sich auch eine gewisse Inkonsequenz beobachten – nirgendwo im ‚Wegweiser‘ wird der Benutzer das Lemma *die* vorfinden.

das pron:	to	hoc
der	ten	hic

#### 4. Zusammenfassung

Das im ‚Wegweiser zur Polnischen und Deutschen Sprache‘ enthaltene Wörterbuch – obwohl nicht frei von Fehlern und Inkonsequenzen, mikrostrukturell sehr arm, nicht einmal mit bescheidensten Anwendungsbeispielen oder Kollokationen ausgestattet, schließlich ohne jegliche grammatische oder stilistische Informationen – verdient dennoch Aufmerksamkeit. Obwohl nicht konsequent, berücksichtigt Kuschius in seinem Werk sämtliche Wortarten, er beschränkt sich nicht lediglich – wie viele seiner Vorgänger – auf eine Aufzählung von Substantiven, Verben (im ‚Forytarz‘ von Ernesti gibt es keine verbalen Lemmata; vgl. Ernesti 1674) oder Adjektiven und lemmatisiert mitunter auch Synsemantika. Lemmata werden nicht thematisch (wie dies zum Beispiel im wesentlich jüngeren ‚Wokabularz‘ von Malczowski der Fall ist; vgl. Malczowski 1688), sondern alphabetisch von Kuschius geordnet. Es soll wiederholt zum Ausdruck gebracht werden, dass das Erscheinen eines Wörterbuchs mit einer alphabetischen Anordnung von den Lemmata bahnbrechend auf dem Gebiet der schlesischen Lexikografie war. Nicht zuletzt deswegen blieb der ‚Wegweiser‘, obwohl er sich unter denjenigen, für die er bestimmt war, keiner Popularität erfreute, nicht ohne Einfluss auf die Weiterentwicklung der polnischen wie auch der deutschen Lexikografie.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

- ERNESTI, Jan (1674): *Forytarz Języka Polskiego, Osobne Rzeczy niemal wszystkich słowa mowy różne y Rozmowy dwie w sobie zawierający, Niebiegłem w Języku tem, a osobliwie Młodzi wrocławskiej ku lepszemu wystawiony. Förderer der Polnischen Sprache [...] von [...] der Polnischen Schul daselbst Moderatore Breszlau [...] In der Baumannischen Erben Druckerey druckis Gottfried Gründer. Wrocław.*
- ERNESTI, Jan (1689): *Polnisches Hand-Büchlein Darinnen Nebst denen Stamm-Vieldeutenden Sprüch-Wörtern, auch allerhand täglich vorfallende Redens-Arten enthalten. Vor die Breßlauische Polnische Schul verfertigt. Drukarnia Christiana Olsena. Świdnica.*
- FABER, Andrzej (1717): *Celaryus polski, Oder Nach der Methode Des Lateinischen Libri Memorialis Cellarii, Vortheilhaftig eingerichtetes Polnisch- und Deutsches Wörter-Buch. Brzeg.*
- KUSCHIUS, Michał (1646): *Wegweiser zur Polnischen / und Deutschen Sprache / Das ist: Eine Gründliche / nothwendige anleitung / wie ein Deutscher Knabe / oder Mägdlein die Polnische / hergegen ein Pohle auch die Deutsche Sprache leichter und eher / nicht allein recht schreiben / verstehen / und reden lernen: Sondern auch auß einer Sprache in die ander versetzen / und die Worte nachschlagen könne. Przewodnik / Do Języka Polskiego / To jest: Gruntowna / potrzebna nauka / iako się Niemieckie Pachole y Dziewczątka Polskiego / a zaż Polak Niemieckiego / Języka łatwiey y rychley / nietilko prawie pisać / rozumiec / y mówić nauczyć / naprze sadzie / y słów szukać może. Georg Baumann, Wrocław 1646.*
- MALCZOWSKI, Stanisław Jan (<sup>2</sup>1688): *Der Jugend zu Nutz Deutsch und Polnisches vermehrtes und verbessertes Vocabularium. To iest, Bardzo potrzebny dla Młodzi Niemiecki y Polski Wokabularz. G.M. Nöller. Riga. <sup>1</sup>1681, <sup>3</sup>1719.*

### Sekundärliteratur:

- BUDZIAK, Renata (2012): Zur ältesten Geschichte der deutsch-polnischen Lexikographie. Wörterbücher aus dem 16. und 17. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für Slavistik* LVII/2012, S. 93–105.
- FRĄCZEK, Agnieszka (2010): *Słowniki polsko-niemieckie i niemiecko-polskie z przelomu XVII i XVIII wieku. Analiza leksykograficzna. Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego. Warszawa.*
- FRĄCZEK, Agnieszka (2011): Von der Anordnung der Makrostruktur in polnisch-deutschen und deutsch-polnischen Wörterbüchern aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts. In: ŽEIMANTIENĖ, Vaiva (Hrsg.): *„Ich war immer zwischen Ost und West...“: Grenzüberschreitende Beiträge zur Sprache und Literatur. Gedenkschrift für Ina Meiksinaitė zum 90. Geburtstag. Vilniaus universiteto leidykla. Wilno, S. 60–79.*
- FRĄCZEK, Agnieszka (2015): Siedemnastowieczny ‚Przewodnik do języka polskiego‘ Michała Kusia. Próba charakterystyki leksykograficznej. In: KOLAGO, Lech (Hrsg.): *Studia Niemcoznawcze. Im Druck.*
- FRĄCZEK, Agnieszka/JUST Anna (2015): *Kilka uwag o pisowni polskiej w ‚Przewodniku do języka polskiego‘ Michała Kusia (1646). Im Druck.*
- JUST, Anna (2014): Michael Kuschius, Wegweiser zur Polnischen / vnd Deutschen Sprache [...] In: <http://www.gramatyki.uw.edu.pl/> [15.03.2015].
- JUST, Anna (2015): ‚Przewodnik do języka polskiego‘ Michała Kusia – pierwszy niemiecko-polski słownik alfabetyczny na Śląsku. In: *Poradnik Językowy* 1/2015. Warszawa, S. 128–135.
- ROMBOWSKI, Aleksander (1960): *Nauka języka polskiego we Wrocławiu. Koniec wieku XVI – połowa wieku XVIII. Wrocław.*
- SOCHACKA, Stanisława (1972): Gramatyki i słowniki polskie na Śląsku w XVII–XVIII wieku. (Stan badań i postulaty badawcze). In: *Studia Śląskie. Band XXI, S. 245–265.*



# Adelige und geistliche Titel als substantivische Suffixoide?

Zdeněk ŠOHAJEK

## Abstract

Titles of nobility and ecclesiastical titles as suffixoids?

The article focuses on suffixoids based on titles of nobility and ecclesiastical titles. As an example, the study analyzes a total of 14 suffixoids with regard to the relation between the base word and the suffixoid. For this purpose, the author created a corpus of 200 tokens from online sources covering a 10-year period. The study presents suffixoids as active word-formation elements used as a result of linguistic expressivity and creativity. Moreover, it suggests an increasing tendency towards their use. This linguistic study can be seen as a new impetus to further investigations, especially in the field of translation studies – e.g. in the comparison of German and Czech with regard to this topic, which remains an uncharted field with no accurate studies yet available.

**Key words:** affixoid, suffixoid, prefixoid, titles of nobility and ecclesiastical titles, grammaticalization, connotation, metaphor

## 1. Einleitung

Im Bereich der deutschen substantivischen (und auch adjektivischen) Wortbildungen<sup>1</sup> erweisen sich heutzutage jene Formationen als sehr produktiv,

„[...] von denen angenommen wird, dass sie weder eindeutig als Komposita, noch eindeutig als Derivationen zu analysieren sind. Das Zweitglied oder auch Erstglied solcher Bildungen wird in der Wortbildungsliteratur häufig als Affixoid bezeichnet.“ (Motsch 2004:10)<sup>2</sup>

Aus der zitierten Definition folgt, dass der Begriff „Affixoid“ als Hyperonym interpretiert und zur Benennung von zwei positionsabhängigen (Wortbildungs-)Komponenten verwendet wird. Als Hyponyme werden die Begriffe „Suffixoid“ für das Zweitglied und „Präfixoid“ für das Erstglied verwendet.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Beitrags stehen sechs *tituli nobilitatis* – Adelstitel (Maskulina – *Baron, Fürst, Kaiser, König, Prinz, Zar* und die entsprechenden Feminina – *Baronin, Fürstin,*

<sup>1</sup> Als Wortbildungen werden hier durch Zusammensetzung (Komposition) oder Ableitung (Derivation) gebildete neue Wörter verstanden. Vgl. Duden (1995:420).

<sup>2</sup> Bzgl. der Termini „Zweitglied“ und „Erstglied“ vgl. Sensini (1997:574).

*Kaiserin, Königin, Prinzessin, Zarin*) und ein *titulus ecclesiasticus* – geistlicher Titel (ein Maskulinum – *Papst* und das korrespondierende Femininum – *Päpstin*) in Funktion von Zweitgliedern, also von Suffixoiden. Da deren Ursprung in einem freien Wort liegt, das sich auf einen adeligen oder geistlichen Titel bezieht, werden sie als titelbezogen benannt.

Das Phänomen von Suffixoiden als positionsbedingte Affixoide (Elsen 2009:316) ist in der heutigen deutschen Sprache kein neues Thema. Schon im Jahre 1826 hat Jacob Grimm bemerkt, dass einige Komponenten innerhalb von substantivischen Komposita besondere Aufmerksamkeit – sowie „eine gesonderte Beachtung“ (Elsen 2009:321) – verdienen, weil sie bestimmte Eigenschaften von Derivationselementen (Abstraktheit, Verallgemeinerung, Produktivität etc.) besitzen, denn

„[...] das zweite wort [Komponente des Kompositums, heute Suffixoid genannt] pflegt in einigen Fällen aus seiner sinnlichen Bedeutung in eine *allgemeine*, abstracte überzugehen; dahin gehören -heit, -schaft, -tuom [...].“  
(Grimm 1826:543/11)

Seit dieser Zeit wurden derartige Komponenten zum Gegenstand des wissenschaftlichen Forschungsinteresses. Am intensivsten wurde hierzu im Zeitraum von den 60er bis 80er Jahren des XX. Jahrhunderts geforscht.

Während einige Linguistinnen und Linguisten<sup>3</sup> diese Komponenten nur als Sonderfälle zwischen Komposition und Derivation behandel(te)n und diese im Rahmen der Komposition – genau wie Jacob Grimm (1826:543/11) – analysier(t)en, ohne die Notwendigkeit, eine separate (Zwischen-)Kategorie dafür zu haben und/oder einen Terminus dafür zu verwenden, gibt es andere,<sup>4</sup> die für eine (Zwischen-)Kategorie und/oder einen Terminus plädier(t)en (siehe Tab. 1). Dass die Auseinandersetzung mit dem Affixoid-Phänomen allgemein in keiner Weise als abgeschlossen angesehen werden kann und dass immer wieder darüber diskutiert wird, wie diese Komponenten behandelt werden sollen, betont auch Petra Szatmári (2011) in einem der jüngsten Affixoid-Beiträge. Szatmári (2011:156) hebt hervor, dass sich die linguistische Welt in zwei Affixoid-Lager spalte: Affixoid-Befürworter und Affixoid-Verächter.

Der Status dieser Komponenten – d. h. Zweit- oder Erstglieder (in Anknüpfung an die oben erwähnte Definition von Motsch) – zeigt sich infolge deren Position im Wortbildungssystem aus manchen Gründen (Merkmale, Kategorieuordnung, Terminologie etc.) kompliziert und fraglich (vgl. Fleischer/Barz 2012:59).

Traditionell werden beide Arten von Affixoiden (d. h. Suffixoide und Präfixoide) auf Grund von de Saussures Dichotomie *Diachronie*–*Synchronie* behandelt.

- Diachron gesehen sind sie das Ergebnis der Grammatikalisierung, d. h. des Übergangs von einer freien zu einer festen sprachlichen Einheit (d. h. vom Lexem zum Affix).<sup>5</sup> Die Grammatikalisierungsstufe muss aber nicht bei allen Affixoiden identisch sein.
- Die synchrone Betrachtung bezieht sich auf die Tatsache, dass diese Wortbildungselemente eine neue, autonome Semantik mit einem Wortstatus im Vergleich zu den klassischen Affixen<sup>6</sup> (d. h. Suffixen und Präfixen) besitzen.

<sup>3</sup> Zum Beispiel Fleischer (1974), Stepanova/Fleischer (1975), Kühnhold/Putzer/Wellmann (1978), Naumann (1972), Ascoop (2005). Vgl. Elsen (2009) und Szatmári (2011).

<sup>4</sup> Zum Beispiel Schmidt (1987), Fleischer/Barz (1995), Fandrych (2011), Donalies (2005). Vgl. Elsen (2009) und Szatmári (2011).

<sup>5</sup> Vgl. Henzen (1957:109, 111, 202; zit. nach Elsen 2009:316).

<sup>6</sup> Zum Begriff „Affix“ vgl. Bußmann (2008:12).

## 2. Fleischer und das Affixoid-Konzept

Dem Prinzip der diachronen und synchronen Perspektive auf das Phänomen folgt auch Wolfgang Fleischer (1974:67), auf den das „neuzeitliche“ Konzeptwesen,<sup>7</sup> der Terminus „Affixoid“ („Suffixoid“ und „Präfixoid“) und die anschließende wissenschaftliche Auseinandersetzung zurückgehen. Hierzu führt er aus:

„Der Übergang vom Kompositionsglied zum Suffix [zum Affix] vollzieht sich allmählich. Die betreffenden Elemente haben zunächst nur mehr oder weniger partiell die Eigenschaften des Ableitungssuffixes [des Ableitungsaffixes], bis sie schließlich ganz zum Suffix [zum Affix] geworden sind.“  
(Fleischer 1974:67)<sup>8</sup>

a) Der diachrone Übergang der Elemente von einer Kategorie (Kompositionsglied) zu einer anderen (Affix) wird für Fleischer zugleich zu einem der Abgrenzungskriterien (distributionelles Kriterium) für Affixoide allgemein.

b) Aus synchroner Perspektive geht Fleischer davon aus, dass „[...] die Existenz eines lautgleichen freien Wortes nicht in jedem Fall dazu berechtigt, ein Morphem synchron zu den Kompositionsgliedern zu rechnen [...]“ (Fleischer 1974:67).

Fleischer betont, dass das formale Kriterium nicht signifikant ist, und legt konkrete Kriterien fest,<sup>9</sup> die auf die differenzierende Funktion von Lexem und Affix (Suffix) sowie auf die historische Entwicklung einiger heutiger Affixe (Suffixe)<sup>10</sup> abgestimmt sind (vgl. Fleischer 1974:67):

I) Reihenbildung (Affix-Merkmal): „Die zweite unmittelbare Konstituente [gemeint ist ein Affix] muß im starkem Maße reihenbildend geworden sein.“ In unserem Fall geht es z. B. um *Finanz-Zar*, *Immobilienzar*, *Medienzar*, *Modezar* etc.

II) Entkonkretisierung: „Die Bedeutung der zweiten unmittelbaren Konstituente [d. h. des Affixes] ist gegenüber der Bedeutung des freien Morphems stärker verallgemeinert, weitgehend ‚entkonkretisiert‘ [...]“ In unserem Fall geht es z. B. um *Baron* als Mitglied des niedrigen Adels (der gesellschaftlich jedoch hoch rangiert) gegen *-baron* als Bezeichnung einer männlichen Person, die erfolgreich auf einem Gebiet tätig ist und die dieses Gebiet beherrscht, wobei der Adelsstatus unterdrückt ist.

III) Verschiebung im Bedeutungsverhältnis beider Konstituenten: „Im Bedeutungsverhältnis der beiden Konstituenten [gemeint sind Lexem und Affix] ist eine Verschiebung eingetreten.“

IV) formale Äquivalenz: „Ob dem Ableitungsmorphem ein formales Äquivalent im freien Gebrauch oder mit anderer Bedeutung gegenübersteht, ist [...] von untergeordneter Bedeutung.“

Um die Wortbildungskomponenten, die gleichzeitig einen Lexem- und Affixstatus haben, aufzunehmen und auch zu benennen, arbeitet Fleischer mit der „Zwischenkategorie“ *Affixoid* bzw. *Suffixoid* sowie *Präfixoid*. In Hinsicht auf eine klare Einordnung sowie eine klare terminologische Bezeichnung erweist sich dies aber als sehr problematisch. Diesbezüglich betont er:

„Nicht jedes Element läßt sich nach den genannten Kriterien klar in die eine oder in die andere Gruppe einordnen, vgl. z. B. *-leer* (*luft-*, *inhaltsleer*) und *-voll* (*gedanken-*, *niveaувoll*). Man arbeitet in diesem Bereich am besten mit den Termini *Affixoid* (*Suffixoid*, *Präfixoid*) [in der

<sup>7</sup> Fleischer betont, dass „[...] an die Lösung dieses Problems bisher [d. h. bis 1974; Anm. d. Verfassers] vielfach recht mechanisch herangetreten [...]“ wurde. Vgl. Fleischer (1974:67 ff.).

<sup>8</sup> Fleischer präsentiert es an den Beispielen mit zwei unmittelbaren Konstituenten *-werk* und *-zeug* in den Wörtern *Pflanzenwerk* und *Schreibzeug* in Bezug auf die formal entsprechenden freien Substantive *Werk* und *Zeug*.

<sup>9</sup> Nach Schmidt (1987b:57) versucht Fleischer so „eine Bestimmung des Begriffs Affix durch eine Beschreibung der Umstände, unter denen ein Morphem (mit lautgleichem Wort) kein Kompositionsglied mehr ist“.

<sup>10</sup> Man nehme z. B. die heutigen deutschen substantivischen Affixe (Suffixe) *-heit*, *-schaft*, die sich aus den mittelhochdeutschen Wörtern *heit* (ursprünglich mit der Bedeutung von ‚Art und Weise‘, ‚Eigenschaft‘, ‚Beschaffenheit‘, ‚Person‘, ‚Persönlichkeit‘) und *schaft* (in der Bedeutung von ‚Gestalt‘, ‚Beschaffenheit‘) entwickelt haben.

Originalquelle folgt Fußnote 198; Anm. d. Verfassers]. Auch die Termini Halbsuffix und -präfix bzw. relatives Suffix sowie Präfix gegenüber reinem Suffix bzw. Präfix begegnen [...] [in der Originalquelle folgt Fußnote 199; Anm. d. Verfassers]. Letzten Endes handelt es sich um das Problem von Zentrum und Peripherie sprachlicher Kategorien bzw. Einheiten, wie es von der Prager Schule erörtert worden ist.“ (Fleischer 1974:57)

## 2.2 Affixoid-Diskussion

Eine große Rolle bei der Etablierung und Interpretation des Affixoid-Konzeptes hat Schmidt (1987b) mit seinem Artikel ‚Das Affixoid. Zur Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines beliebten Zwischenbegriffs der Wortbildung‘ gespielt. Schmidt befasst sich darin mit der zentralen Affixoid-Frage, „[...] ob der Begriff des Affixoids, [...] wirklich eine notwendige oder die Forschungspraxis erleichternde Bereicherung des Begriffsfeldes darstellt [...]“ (Schmidt 1987b:55).

Gegen das „Affixoid“ bzw. „Suffixoid“ und „Präfixoid“ als autonome Kategorie führt er unter anderem folgende Gründe an:

- Die (Zwischen-)Kategorie „Affixoid“ stelle für die Linguistik keinen Sinn und Nutzen dar. Referiert werde so auf die Zweiteilung zwischen Komposition und Derivation. Es gebe keine Dreiteilung (*Komposition-Derivation-Affixoide*).<sup>11</sup>
- Der Terminus „Affixoid“ sei irreführend, weil er – etymologisch<sup>12</sup> gesehen – den umgekehrten Weg suggeriere, d. h., dass die affixoiden Elemente von Affixen abgeleitet seien (Schmidt 1987b:96).
- Die Reihenbildung als „[...] ‚reihenhaftes Vorkommen‘ ist von untergeordneter Bedeutung, was selbst schon von Befürwortern des Affixoidbegriffes erkannt worden ist“ (Schmidt 1987b:62).
- Schmidt ist davon überzeugt, dass die semantische Verschiebung ein ungenügendes Unterscheidungskriterium sei, und weist darauf hin,

„[...] dass das gleiche Sprachzeichen in unterschiedlichen sprachlichen Umgebungen auch unterschiedliche aktuelle Bedeutungen, d. h. unterschiedliche Aktualisierungen von Teilen seiner Bedeutung aufweisen kann. Das gilt nicht nur für selbständige Wörter innerhalb unterschiedlicher Kontexte, sondern auch für WB-Konstituenten in unterschiedlichen Kombinationen.“ (Schmidt 1987b:80 f.)<sup>13</sup>

Diese Begründungen haben Fleischer später zur Neuinterpretierung seines Affixoid-Konzeptes und zur nachfolgenden Ablehnung des Terminus sowie der Zwischenkategorie „Affixoid“ bzw. „Suffixoid“ und „Präfixoid“ geführt (vgl. Fleischer/Barz 1995; Fleischer/Barz 2012).

## 2.3 Affixoid-Forschungsentwicklung und Rezeption von Fleischers Affixoid-Konzept

Da die Problematik der Theorie (Merkmale, Terminologie) von Affixoiden sowie ihre Stelle im Sprachsystem (deren Eingliederung in eine spezielle Kategorie) nicht Objekt dieses Beitrags sind, wird dies außer Betracht gelassen. Gegeben wird ein chronologischer Überblick über ausgewählte Arbeiten, die einen maßgeblichen Beitrag zur Affixoid-Diskussion und Forschung geleistet haben.

<sup>11</sup> Hierzu ist bei Elsen (2009:320) zu lesen: „Interessanterweise wird immer wieder konstatiert, eine klare Grenzziehung zwischen Komposition und Derivation sei nicht möglich, von Grimm über Wilmanns, Paul, Vogeding (1981), Hansen/Hartmann (1991:161) bis hin zu Fleischer/Barz (1995) u. a. Trotzdem bleibt das Plädoyer für diese Zweieraufteilung relativ weit verbreitet. Die Argumente hierfür zielen stets darauf ab, ein Begriff wie das Affixoid sei nicht nötig, durch ihn sei nichts gewonnen. Es sei zu entscheiden zwischen Komposition und Derivation“ (vgl. Schmidt 1987b; Fleischer/Barz 1992).

<sup>12</sup> Anmerkung des Verfassers zur Wortgebildetheit des Begriffs „Affixoid“ siehe Kapitel ‚Terminologische Verwirrung‘.

<sup>13</sup> Vgl. dazu Elsen (2011:154).

Autorin/Autor und Titel der Publikation	Stichwörter in Bezug auf die Affixoid-Forschung
Fleischer (1974): ,Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache‘	Affixoid-Konzept und Einführung des Terminus „Affixoid“ und Eröffnung der Affixoid-Diskussion
Stepanova/Černyševa (1975) <sup>14</sup> : ,Lexikologie der deutsche Sprache‘	Affixoid-Konzept allgemein, Terminus „Halbaffix“, drei Abgrenzungskriterien
Kühnhold/Putzer/Wellmann (1978): ,Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Dritter Hauptteil. Das Adjektiv‘	Affixoid-Konzept allgemein, Kollokationsänderung und Veränderung des Gebrauchsradius, Affixoide als Unterklasse von Grundmorphemen
Vögding (1981): ,Das Halbsuffix „-frei“. Zur Theorie der Wortbildung‘	„Halbsuffixe“ und Phonologie, adjektivische Suffixoide mit <i>-frei</i>
Ortner/Ortner (1984): ,Zur Theorie und Praxis der Kompositaforschung‘	Affixoide auf inhaltlich-funktionaler Ebene, Einführung der Begriffe „affixoidnahe Konstituente“ und „kompositionsgliedähnliche Struktur“
Stepanova/Fleischer (1985): ,Grundzüge der deutschen Wortbildung‘	Umstellung und neue Differenzierung von Kriterien, vier Abgrenzungskriterien <sup>15</sup>
Schmidt (1987b): ,Das Affixoid. Zur Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines beliebigen Zwischenbegriffs der Wortbildung‘	Initialisierung der Affixoid-Diskussion, Ablehnung der Kategorie „Affixoid“, kommentierte Übersicht über die damalige Affixoid-Literatur
Fleischer (1982): ,Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache	Bevorzugung des Begriffs „Affixoid“, Affixoide als Problem von Zentrum und Peripherie
Fleischer/Barz (1995): ,Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache‘	Ablehnung des Begriffs „Affixoid“, Neuinterpretierung des Affixoid-Konzeptes, Unterscheidung zwischen Grundmorphem und Affix
Ascoop (2005): ,Affixoidhungrig? Skitbra! Status und Gebrauch von Affixoiden im Deutschen und Schwedischen‘	sprachvergleichende Affixoid-Untersuchung im deutsch-schwedischen Kontext
Stevens (2005): ,Revisiting the Affixoid Debate. On the Grammaticalization of the Word‘	fünf Affixoid-Abgrenzungskriterien <sup>16</sup>
Wante (2008/2009): ,Personale Suffixoide im Deutschen und Niederländischen. Eine vergleichende Korpusstudie‘	personale Suffixoide im deutsch-niederländischen Kontext – Magisterarbeit
Elsen (2009): ,Affixoide: Nur was benannt wird, kann auch verstanden werden‘	kommentierter Abriss der Forschungsergebnisse, Verteidigung der Kategorie „Affixoid“
Leuschner/Wante (2009): ,Personale Suffixoide im Deutschen und Niederländischen. Methode und Ergebnisse einer vergleichenden Korpusstudie‘	vergleichende Korpusstudie von personalen Suffixoiden im deutsch-niederländischen Kontext

<sup>14</sup> Stepanova (1975:124) hebt zwei Verdienste von Fleischer hervor: a) ausführliche Behandlung des Themas „Halbaffix“ und b) Betonung des Übergangscharakters der Affixoide.

<sup>15</sup> Es geht um folgende Affixoid-Kriterien (Stepanova/Fleischer 1985:143): a) formale Übereinstimmung mit dem Wurzelmorphem eines frei funktionierenden Wortes (z. B. *-kaiser* gegen *Kaiser*), b) etymologischer Zusammenhang mit dem infrage kommenden Wort, c) stärkerer oder schwächerer „Seriencharakter“ (z. B. *Finanz-Zar*, *Immobilienzar*, *Medienzar*, *Modezar* etc.), d) semantische Ähnlichkeit mit dem entsprechenden Wort mit einem Grad der Bedeutungsverschiebung.

Fandrych (2011): ,Wie geht es eigentlich den Halbsuffixen?‘	Einführung des Begriffs „lexematische Junktion“ zur Bezeichnung für produktive Wortbildungsformationen mit adjektivischen Rechtskomponenten, die auch als freie Lexeme vorkommen
Szatmári (2011): ,Affixoide – Pro und Kontra‘	Affixoid unter dem Gesichtspunkt von Pro und Kontra, neuester kommentierter Forschungsüberblick
Fleischer/Barz (2012): ,Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache, 4., völlig neu bearbeitete Auflage‘	Affixoide als fragliche Einheiten sowie Peripheriephänomene, neue Interpretierungsversuche

Tab. 1: Tabellarische Darstellung der Affixoid-Forschungsentwicklung in chronologischer Reihenfolge in Bezug auf Autorinnen und Autoren<sup>16</sup>

Einen kompakten Überblick über die bisherige diachronisch-synchronisch angelegte Affixoid-Forschungsentwicklung (Hintergründe, Diskussion, Terminologie, Pro- und Kontra-Argumente, Kriterien, Standpunkte) bietet Elsen (2009). Zusammengefasst fokussiert ihr Beitrag auf vier Stellungnahmen zum Affixoid-Phänomen:

a) Das Phänomen muss im Rahmen entweder der Komposition oder Derivation *ohne* jeden Terminus behandelt werden.

b) Der Begriff kommt vor, „[...] fließt aber nicht produktiv in eine Behandlung ein [...]“. Die Wortbildungsformationen müssen „entweder der Komposita oder den Derivaten“ zugeordnet werden.

c) Das „Affixoid“ bzw. „Suffixoid“ und „Präfixoid“ stellen keine Zwischenkategorie oder keine neue Kategorie dar, der Begriff ist jedoch brauchbar, nützlich und lohnenswert (in Anknüpfung an Ascoop 2005:17).<sup>17</sup> Von der Brauchbarkeit des Affixoid-Konzeptes ist auch Szatmári überzeugt. Hierzu führt sie aus:

„Die Affixoid-Debatte ist insofern nützlich, als sie einerseits wissenschaftstheoretische Fragestellungen (Kategorie/Kategorienbildungen) immer mehr ins Blickfeld gerückt hat und andererseits durch die zahlreichen Einzeluntersuchungen eine Fülle an Erkenntnissen über etymologische, semantisch-funktionale und strukturelle Merkmale von Affixoiden erbracht hat.“

(Szatmári 2011:172)

Dieser Stellungnahme schließt sich auch der Verfasser des vorliegenden Beitrags an.

d) Die vierte Stellungnahme zum „Affixoid“ bzw. „Suffixoid“ und „Präfixoid“ räumt ihm seine eigene Autonomie als eigenes Konzept im Wortbildungssystem ein. Neben den zwei traditionellen Wortbildungsarten, also Komposition und Derivation, hat man es hier mit „Affixoidbildungen“ oder „Affixoidierung“ (vgl. Ascoop 2005:17) bzw. „Suffixoidierung“ bzw. „Präfixoidierung“ zu tun.

<sup>16</sup> Für Stevens (2005) muss ein Affixoid folgende fünf Merkmale erfüllen: a) Reihenbildung und Produktivität (z. B. *Architekturpapst*, *Atompapst*, *Autopapst*, *Blumenpapst* etc.), b) Koexistenz von Affixoiden und freien Lexemen (z. B. *-papst* gegen *Papst*), c) Verallgemeinerung der Bedeutung bei Affixoiden, d) Bedeutungsänderung zwischen beiden Wortgliedern, e) Konkurrenz oder komplementäre Distribution zwischen Affixoid und Affix.

<sup>17</sup> Ascoop (2005:17) empfiehlt den Begriff „[...] übersprachlich zu verwenden, also z. B. bei der Erforschung anderer Sprachen, die ähnliche Phänomene kennen, und beim Vergleich des Deutschen mit solchen Sprachen“, und führt aus: „Der deutsch-schwedische Affixoidvergleich beweist, wie berechtigt und empirisch lohnend es ist, den Begriff ‚Affixoid‘ – auch wenn er keine Kategorie des Sprachsystems bezeichnet – als Sammelname für eine Gruppe von Wortbildungsphänomenen beizubehalten, die synchronisch und diachronisch im Übergangsbereich zwischen den Prototypen ‚Komposition‘ und ‚Derivation‘ anzusiedeln sind. Er zeigt außerdem, wie hilfreich es ist, den Affixoidbegriff auf entsprechende Phänomene in anderen Sprachen einzuführen und mit der Grammatikalisierungstheorie in Verbindung zu bringen, um auf diese Weise synchronische Ähnlichkeiten und Entsprechungen erkennen und gemeinsame diachronische Tendenzen zu ihren z. T. sprachspezifischen Realisierungen unterscheiden zu können.“

## 2.4 Begriffliche Vielfalt

Wie unterschiedlich das Phänomen von Zweitgliedern und Erstgliedern in Wortbildungsformationen betrachtet wird, bezeugt auch die kaum übersehbare Fülle konkurrierender Fachbegriffe. Seit den 70er Jahren werden u. a. folgende Begriffe<sup>18</sup> nebeneinander gebraucht:

- „Halbaffix“<sup>19</sup> – entsprechend der Position im Rahmen des Wortes geht es um „Halbpräfix“ bei Petermann (1971)<sup>20</sup> sowie bei Bußmann (2008); „Halbsuffix“ bei Bußmann (2008);
- „relatives Affix“;<sup>21</sup>
- „Quasiaffix“;<sup>22</sup>
- „affixartiges Morphem“ (Schmidt 1987b:54);
- „Pseudoaffix“, „Scheinaffix“<sup>23</sup>

und „Affixoid“ sowie „Suffixoid“ und „Präfixoid“ (Schmidt 1987b:54; Fleischer/Barz 2012:59).

Die drei letztgenannten haben eine sehr starke Durchsetzungskraft gezeigt und werden am häufigsten verwendet.

Historisch-etymologisch gesehen ist das lateinisch-griechische Wort „Affixoid“ das Ergebnis der Ableitung von „Affix“ (vom lateinischen *affixum* mit der Bedeutung von ‚angeheftet‘) mit dem Ableitungsmorphem (Suffix) *-oid* (vom griechischen *-ειδής* – *eidés* – mit der Bedeutung von ‚ähnlich‘) im Sinne von ‚-artig‘, ‚-förmig‘, ‚in der Art von.‘ Demnach ist das „Affixoid“ ein affixähnliches Element. Die Begriffe „Suffixoid“ und „Präfixoid“ entstanden – ähnlich wie der Begriff „Affixoid“ – als Ergebnis der Ableitung, und zwar von „Suffix“ (vom lateinischen *suffixum* mit der Bedeutung von ‚angesteckt‘) und „Präfix“ (vom lateinischen *praefixum* mit der Bedeutung von ‚entlehnt‘) mit dem oben genannten Ableitungsmorphem *-oid*. Daraus folgt, dass das Suffixoid ein suffixähnliches Element und das Präfixoid ein präfixähnliches Element ist. Zum Spezifikum von *-oid* gehört die Tatsache, dass mit dessen Hilfe sowohl Substantive als auch Adjektive entstehen können wie z. B. *Android* (‚Roboter‘, ‚künstlicher Mensch‘) und *android* (‚menschenähnlich‘). Dementsprechend gibt es nebeneinander auch Affixoid als Substantiv und Affixoid als Adjektiv (vgl. Boettcher 2009:196, hier nach Szatmári 2011:165). Der Bezug auf das Lexem fehlt aber in allen drei Begriffen. Ob sie also eine adäquate Benennung für diese Elemente sind, geht über die Fragestellungen dieser Arbeit hinaus und wird deshalb hier nicht behandelt. Trotz vieler Gegenargumente zeigt sich, dass sich der Begriff „Affixoid“ (dementsprechend auch „Präfixoid“, „Suffixoid“) in der Linguistik übereinzelsprachlich fest etabliert hat. Daher wird an diesen Begriffen auch in diesem Beitrag festgehalten.

## 3. Suffixoid-Konzept

Dieses Kapitel ist in zwei Unterkapitel geteilt. Das erste Unterkapitel beinhaltet eine formale kriterienbasierte Analyse mit dem Ziel, ein prototypisches Suffixoid zu charakterisieren. Das zweite Unterkapitel vermittelt eine semantisch angelegte korpusbasierte, also titelbezogene Analyse mit dem Ziel festzustellen, ob die adeligen und geistlichen Titel als Suffixoide zur Geltung kommen. Beide Unterkapitel sind komplementär.

<sup>18</sup> In puncto Termini und deren Überblick mehr bei Tellenbach (1985, hier nach Elsen 2009:217).

<sup>19</sup> Vgl. Fleischer (1974:66); Vögeding (1981); Fleischer/Barz (1995:27); Bußmann (2008); Elsen (2009:316); Fandrych (2011).

<sup>20</sup> Vgl. URL 16.

<sup>21</sup> Fleischer (1974:66; 1982:70).

<sup>22</sup> Schmidt (1987b:54); vgl. URL 18.

<sup>23</sup> Beide Begriffe sind auf URL 18 zu finden.

### 3.1 Zum Untersuchungskorpus

Gebildet ist das Korpus von 200 Suffixoid-Belegen (siehe Liste der Belege im Anhang). Alle kommen aus der schriftlichen Alltagssprache<sup>24</sup> in unterschiedlichen österreichischen, deutschen und schweizerischen, online zugänglichen Lifestyle-Zeitschriften sowie in Special-Interest-Zeitschriften, Magazinen (A&W Architektur & Wohnen, AD Architectural Digest, DAS EINFAMILIENHAUS, Ideales Heim, Raum und Wohnen, Schöner Wohnen, SWISS GARDEN & AMBIANCE, Wohnen & Garten, ZUHAUSE WOHNEN) und Foren aus dem Zeitraum 2000–2014. Thematisch eingegangen wurde auf die Bereiche *Wohnkultur, Lebensstil, Architektur, Garten, Kunst, Kultur und Reisen*. Das Kriterium für die Korpusaufnahme des Suffixoids<sup>25</sup> war sein Mindestvorkommen in fünf Formationen (z. B. *Biogas-Baron, Chemiebaron, Drogenbaron, Eisenhüttenbaron, Erdölbaron; Flirtkönigin, Gartenkönigin, Käsekönigin, Kokain-Königin, Kommunikationskönigin*) in fünf unterschiedlichen Quellen in der angegebenen Periode.

### 3.2 Kriterienbasiertes Prototyp-Suffixoid

Wie bereits erwähnt, ist das Suffixoid eines der zwei positionsbedingten Affixoide. Bei der Suche nach dessen charakteristischen Merkmalen ist es daher notwendig, von den allgemeinen Affixoid-Kriterien auszugehen. Aus der linguistisch entgegengesetzten Perspektive von de Saussure sind die Suffixoide an die Grenze zwischen zwei traditionellen Wortbildungskategorien, also zwischen der Komposition und der Derivation, einzubetten. Aus morphemischer Perspektive liegen die Suffixoide zwischen ungebundenen und gebundenen Spracheinheiten, d. h. zwischen Lexemen und Suffixen.

Ausgehend von diesem abgegrenzten Zwischenraum ist das Suffixoid-Phänomen zu behandeln und zu definieren. Entscheidend für die Zuordnung der Elemente zum „Suffixoid“ ist die Evaluation einzelner Kriterien und anschließend deren Bündelung/Zusammenwirkung<sup>26</sup> und die Erstellung des sog. Kriterienkatalogs. Zur Verfügung stehen einige Kriterienkataloge (z. B. bei Ascoop 2005:19 als Affixoid-Tests bezeichnet), die vom Vergleich des Lexems mit dem gleichlautenden Suffixoid ausgehen. Deren Umfang variiert von Autor zu Autor (von drei bis fünf Kriterien).<sup>27</sup> Als übergreifende (gemeinsame) Merkmale gelten:

- 1) verallgemeinerte Bedeutung,
- 2) Reihenbildung (Produktivität),
- 3) Koexistenz von Suffixoid und freiem Ausgangslexem.

Ein Prototyp-Suffixoid muss in der Interpretation des Verfassers des vorliegenden Aufsatzes die vier folgenden korpusbasierten Kriterien erfüllen:

– I. Position – Kopffunktion:

Das Suffixoid ist ein Zweitglied der Wortbildung, d. h. immer positionsstabil (rechts situiert), fungiert als Kopf und trägt die wichtigsten grammatischen Eigenschaften (Genus, Kasus, Numerus). Darum werden die Suffixoid-Wortbildungen als Suffixoid-Komposita verstanden.

– II. Koexistenz von freiem Ausgangslexem und gebundenem Suffixoid:

Es müssen ein freies Lexem und ein etymologisch identisches lexembasierendes Suffixoid (z. B. *Baron – Medienbaron*) koexistieren.

<sup>24</sup> Die Auswahl der schriftlichen Medien-Sprache liegt in zwei Spezifika dieses Kommunikationsmittels: a) die Registrierung von viel mehr originellen, innovativen, kreativen, oft ad hoc gebildeten Wortbildungsformationen als in anderen Schriftquellen und b) der Werbecharakter von Artikeln und deren Ziel, das Leseinteresse zu wecken.

<sup>25</sup> Berücksichtigt wurden das Kriterium der Produktivität (Reihenbildung) und das Kriterium der Entkonkretisierung der Bedeutung als zwei wichtige Merkmale. Vgl. Fleischer (1974:65) sowie Leuschner/Wante (2009:66).

<sup>26</sup> Vgl. Elsen (2009:319).

<sup>27</sup> Vgl. Elsen (2009:317 ff.), Ascoop (2005:19).

- III. Reihenbildung und Produktivität: Die Reihenbildung/Produktivität setzt voraus, dass das Suffixoid in einer größeren Reihe von Wörtern vorkommt. Leuschner/Wante (2009:65) präzisieren:

„Die analogiebasierte Reihenbildung ist daher auch als der eigentliche Ort der Delexikalisierung bzw. des fortschreitenden ‚Bedeutungsverlustes‘ zu betrachten. Zugleich ergibt sich dabei für die Sprecher ein Variationsspielraum, der bei ein und demselben Suffixoid unterschiedliche wortbildungssemantische Beziehungen erlaubt.“

Daraus ergibt sich, dass es ein Wortmuster gibt, das analog nachgeahmt wird. Was eine Mindestanzahl des Vorkommens betrifft, gibt es keine allgemeingültige konkrete Angabe, die sie bestimmt. Fleischer (1974:65) ist der Meinung, dass die Anzahl von drei gewöhnlichen Suffixoidformationen genügend ist. Demnach wäre die Gruppe von Suffixoiden relativ groß. Laut Leuschner/Wante (2009:66) geht es bei den weniger produktiven Suffixoiden um die sog. „peripheren Suffixoide.“<sup>28</sup> Demzufolge entsprechen dem Vorkommenskriterium in diesem Beitrag fünf Erscheinungen von Suffixoidformationen (siehe 3.1). Die Suffixoide, bei denen dies nicht erfüllt worden ist, wurden nicht in das Untersuchungskorpus aufgenommen und analysiert.<sup>29</sup>

- VI. Semantische Entkonkretisierung/Desemantisierung<sup>30</sup> (Bedeutungsverlust):

Bei den Suffixoiden kommt es zu einer Bedeutungsverallgemeinerung<sup>31</sup> oder zu einer semantischen Ausbleichung. Während ein freies Lexem einen semantischen Kern trägt (z. B. *Kaiser* als höchster weltlicher Herrscher, *Papst* als kirchliches Oberhaupt), besitzt ein Suffixoid keinen semantischen Kern (z. B. *Modepapst* und *Sexpapst* sind keine Päpste als kirchliche Oberhäupter im Bereich der Mode und des Sex, sondern hochrangige, einflussreiche Personen auf dem im Nicht-Kopf benannten Bereich; *Medienkönig* bezeichnet keinen Adligen, sondern jemanden, der in der Medienwelt hoch rangiert). Der Verlust an semantischem Inhalt – eine abstraktere Semantik – ist also das signifikanteste Suffixoid-Merkmal überhaupt.

Nur solche Wortbildungskomponenten, die das Zusammenwirken aller vier gegebenen Merkmale abdecken, wurden als Suffixoid-Prototypen angesehen.

### 3.3 Korpusbasierte Suffixoid-Analyse

Die in die Wortbildungen eingebetteten Suffixoide können aus mehreren Blickwinkeln analysiert und beschrieben werden. Es muss aber entweder immer von der äußeren und/oder inneren UK-Struktur<sup>32</sup> der komplexen Formation ausgegangen werden. Als äußere UK-Struktur werden hier die graphische und morphologische Ebene (Wortbau) und als innere UK-Struktur die semantische Ebene angesehen. Im Folgenden wird die Aufmerksamkeit besonders auf die semantische UK-Struktur-Analyse und die zusammenwirkenden Phänomene wie Weltwissen, Desemantisierung, Grammatikalisierung, Lexikalisierung, Konnotationen gerichtet.

#### 3.3.1 Titelbezogene Suffixoid-Komposita und äußere UK-Struktur

Alle untersuchten Suffixoid-Komposita entsprechen ausnahmslos der UK-Struktur *Nomen + suffixoides Nomen* (z. B. *Architekturpapst*, *Wasserpapst*, *Modekönigin*, *Gartenkönigin* etc.). Andere

<sup>28</sup> Für peripher halten Leuschner/Wante (2009:66) solche Suffixoide, die auf Grund einer niedrigen Produktivität neu und deswegen wenig prototypisch und nur in geringem Maße grammatikalisiert sind. Basierend auf dieser Tatsache können die Suffixoide entweder „usuell“ (seit Langem existierend) oder „peripher“ sein.

<sup>29</sup> Die „peripheren“ Suffixoide sind auch in der Gruppe von Adelstiteln zu finden wie *Ritter* (*Medien-Ritter*, *Moderitter*, [*Pensions-Privilegienritter*, *Sprachritter*] oder *Graf* (*Modegraf*, *Designgraf*, *Printengraf*).

<sup>30</sup> Schippan (2002:116) betrachtet die Suffixoide als Elemente, die desemantisiert sind.

<sup>31</sup> Paul (1937:347) spricht von einer gewissen abstrakten Allgemeinheit des Kompositionsglieds (hier nach Elsen 2009:316).

<sup>32</sup> UK = unmittelbare Konstituenten. Gemeint ist die Möglichkeit der Zerlegbarkeit der Wortbildungsformation. Vgl. Fleischer/Barz (2012:69).

Strukturtypen wie z. B. *Adjektiv + suffixoides Nomen* oder *Verb + suffixoides Nomen* wurden nicht registriert. Meistens sind diese Komposita zweiteilig, manchmal mehrteilig (*Anrichte-Deko-Königin*, *Eiskunstlaufkönigin*). Zu finden sind auch Klammerformen wie *Eiskunstkönigin* oder auch *Eis-Königin* anstatt *Eiskunstlaufkönigin*, *Eis-Baronin* anstatt *Eissalon-Baronin*, *Windbaron* anstatt *Windenergie-Baron*. Die UK-Fixierung<sup>33</sup> wird durch Nullfuge, Fugenelement oder Bindestrich realisiert. Bei einigen Suffixoid-Komposita konkurrieren zwei Schreibweisen (Nullfuge vs. Bindestrich für leichtere Lesbarkeit, z. B. *Brillenkönig* vs. *Brillen-König*, *Medienkönigin* vs. *Medien-Königin*; in einem Fall sogar auch Fugenelement vs. Fugenelement + Bindestrich, z. B. *Unterhaltungskönig* vs. *Unterhaltungs-König*). Verglichen mit typischen Komposita ist die UK-Fixierung von Suffixoid-Komposita stabiler. Nur vereinzelt kann es zur Auflösung der UK-Struktur (Dekompositionieren) in ihre Konstituenten – wie im Fall von klassischen Komposita – im Text kommen. Infolge der Gebundenheit des Suffixoids (Scalise nennt Suffixoide auch „Halbwörter“)<sup>34</sup> ist die Auflösung des suffixoiden Nomens – wie im Folgenden gezeigt wird – mit dessen neuer konnotativer Bedeutung (Denotat vs. Konnotat) verbunden.

Als Beispiel können *Blumengarten* (klassisches Kompositum) vs. *Blumenpapst* (Suffixoid-Kompositum) in einer kontextfreien und in einer kontextgebundenen Situation dekomponiert werden. Nach der UK-Auflösung von *Blumengarten* ist in den beiden Situationen immer wieder von einem *Garten* (Denotat), also von einem Stück Land, die Rede; im Fall von *Blumenpapst* sollte es logischerweise immer wieder um einen Papst (Denotat), also um das Oberhaupt der katholischen Kirche, gehen. In der kontextgebundenen Situation zeigt sich, dass es sich um keinen Papst als Oberhaupt handelt, sondern um jemanden, der wie der Papst als hohe/höchste Instanz angesehen wird. Der Hauptmechanismus, der dabei zum Tragen kommt, ist die Metapher (eigentliche Bedeutung vs. uneigentliche Verwendungsweise, Denotat vs. Konnotat; vgl. von Polenz 2004:180). Diese metaphorische Verschiebung zwischen dem Basislexem und dem Suffixoid ist, wie schon Schmidt (1987:53 ff.) andeutet, aber nicht einfach ableitbar und ist mehr oder weniger klar.

### 3.3.2 Titelbezogene Suffixoid-Komposita und innere UK-Struktur

Als innere UK-Struktur werden hier die semantischen Verhältnisse zwischen den Konstituenten (Nicht-Kopf vs. Kopf) verstanden. Ausgegangen wurde von der Paraphrase.<sup>35</sup> Es hat sich ergeben, dass alle untersuchten Komposita durch Konstruktionen mit possessivem Genitiv paraphrasiert (Wortparaphrase) werden können.<sup>36</sup> Hierzu einige Beispiele: *Architekturpapst* = Papst der Architektur, *Federbaron* = Baron der Feder, *Kunstfürst* = Fürst der Kunst, *Bildschirmprinzessin* = Prinzessin des Bildschirms, *Gartenkönigin* = Königin des Gartens, *Pflanzenfürstin* = Fürstin der Pflanze(n) etc.<sup>37</sup> In Anlehnung an Thurmair (2000:224) sind die getesteten Wortbildungen auch mit Hilfe der Satzparaphrase „jemand ist B in bezug auf A/im Bereich A“ erklärbar. Als B wird der Kopf des Kompositums (Basiswort) verstanden, als A der Nicht-Kopf. Demnach ist z. B. Renzo Piano, der als *Architekturpapst* bezeichnet wird, ein Papst in Bezug auf die Architektur/im Bereich der Architektur. Der als *Pflanzenfürst* benannte Mond ist ein Fürst in Bezug auf Pflanzen. Die Paraphrase als konstruktive Explikation<sup>38</sup> veranschaulicht das erste Spezifikum der titelbezogenen Suffixoid-Komposita: ihre Bedeutung muss immer metaphorisch<sup>39</sup> interpretiert werden. Demnach können diese Wortbildungen als Metapherkomposita<sup>40</sup> bezeichnet werden. Das zweite Spezifikum

<sup>33</sup> Zum Thema Fugenelemente vgl. Fleischer/Barz (2012:66).

<sup>34</sup> Der Begriff „Halbwort“ wurde in Anlehnung an den italienischen Terminus „semiparola“ vom italienischen Linguisten Giorgio Scalise verwendet. Vgl. Scalise (1983:186 ff.).

<sup>35</sup> Vgl. Wellmann (1984:441 ff.), Ortner/Ortner (1984:11 ff.), Fandrych (1993:16 ff.), Duden (1995:542), Thurmair (2000:224).

<sup>36</sup> Vgl. Skirl (URL 17).

<sup>37</sup> Der Verfasser steht damit im Gegensatz zu Wante (2009:86).

<sup>38</sup> Vgl. URL 17.

<sup>39</sup> Hingewiesen sei aber darauf, dass die metaphorische Bedeutung infolge der Einbettung des Wortbildungsprodukts in einen bestimmten Ko(n)text und nicht infolge der Wortbildungsbedeutung erfolgt (vgl. Skirl, URL 17).

<sup>40</sup> In puncto Begriff vgl. Skirl (URL 17).

besteht darin, dass bei der Interpretation die Semantik und die Pragmatik interagieren müssen. Mit anderen Worten: Die Suffixoid-Komposita als Komplexe nehmen – genau wie die Sprache als komplexes System – an zwei Modulen<sup>41</sup> teil: an der Grammatik (Semantik ist ein Teilgebiet) und an dem Weltwissen<sup>42</sup> (vgl. Linke et al. 2004:114). In Bezug auf das Model *Weltwissen* präzisieren Linke et al. (2004:114):

„Die jüngere GG [generative Grammatik] vertritt die Meinung, dass ein Ausdruck [...] [in unserem Fall ein Suffixoid-Kompositum] erst in dem Moment für anstößig befunden wird, wo seine Interpretation mit dem Weltwissen, d. h. mit dem, was wir glauben, dass es in unserer Welt der Fall ist, verglichen wird und wo dann eine Unvereinbarkeit von Satzbedeutung und Weltwissen festgelegt wird.“

Die Suffixoid-Komposita stellen also eine Verbindungsstelle<sup>43</sup> zu Semantik, Pragmatik und Stilistik (Metaphorik) dar. Diese These kann am Beispiel von *Architekturpapst* in drei Textabschnitten illustriert werden:

- 1) „[...] *kein schaustück zur ehre des architekten will es sein, wohl aber form und funktion in einklang bringen, den bedürfnissen der bewohner entsprechen. ‚schwer zu finden, aber es lohnt sich, ‚ kommentiert architekturpapst otto kapfinger in seinem tiroler architekturführer das haus. [...].*“<sup>44</sup>
- 2) „[...] *‚Wir wollen keinen Architekturpapst!‘, schreien gewisse Leute. Ist ein Liegenschaftspapst denn besser? Es ist simpel: Wer architektonische und städtebauliche Qualität will, muss sie auch einfordern. Dafür braucht es neben dem politischen Willen auch einen Stadtbaumeister, der das umsetzt. Wer keinen Stadtbaumeister will, will keine architektonische Qualität. [...].*“<sup>45</sup>
- 3) „[...] *Beim anschliessenden Festakt ab 18 Uhr hält der Schweizer ‚Architekturpapst‘ Köbi Gantenbein, Chefredaktor des Magazins ‚Hochparterre‘ und Kunde der Möbel-Manufaktur, eine Festansprache ‚über das Holz und die Hölzigen‘. Wer an diesem zweiten Teil des Jubiläumstages teilnehmen möchte, ist gebeten, sich anzumelden auf info@moebelmanufaktur.ch [...].*“<sup>46</sup>

Wie die oben genannten Beispiele zeigen, neigt das Wort *Architekturpapst* – in Anlehnung an Bisanz (2004:250) – „zu einer großen Unsicherheit und Dunkelheit in der Bedeutung“. Die Gründe dafür sind a) die „Variabilität der Deutung“ (Duden 1995:579), die auf die semantische Unbestimmtheit der komplexen Wörter zurückgeht,<sup>47</sup> und b) die dichotomische Gegenüberstellung der denotativen<sup>48</sup> (wortwörtlichen) und konnotativen<sup>49</sup> (metaphorischen) Lesart (Interpretation). Ohne Einbeziehung von Weltwissens- und Erfahrungskatalog (außersprachlichem Wissensbereich) und ohne Ko(n)text

<sup>41</sup> Das Phänomen der Modularisierung geht auf frühere Arbeiten zur generativen Grammatik zurück. Hierzu führen Becker/Detel (2009:50) aus: „Weltwissen, Handlungswissen, Wahrnehmungswissen, motorisches Wissen und sprachliches Wissen sind [...] unterschiedliche und weitgehend voneinander unabhängige Module, die freilich in der menschlichen Kognition zusammenwirken.“

<sup>42</sup> Linke et al. (2004:257) führen hierzu aus: „Mit diesem Stichwort ist der am wenigsten textbezogene und zugleich auch allgemeinste und umfassendste außersprachliche Wissensbereich angesprochen. Er umfasst sehr unterschiedliche Wissensbereiche, angefangen beim Alltagswissen [...] über individuelles Erfahrungswissen bis zu speziellem Bildungs- und Fachwissen. Art und Umfang des ‚Weltwissens‘, das einem Menschen zur Verfügung steht, ist eng mit der Kulturgemeinschaft und mit der sozialen Gruppe verbunden, in der er aufgewachsen ist bzw. in der er lebt.“

<sup>43</sup> Skirl spricht vom „Phänomen der Semantik-Pragmatik-Schnittstelle“ (URL 17).

<sup>44</sup> Vgl. URL 1.

<sup>45</sup> Vgl. URL 2.

<sup>46</sup> Vgl. URL 3.

<sup>47</sup> Auf das Problem der semantischen Unbestimmtheit bei Komposita – unter Verweis auf John Locke – macht auch Bisanz (2004:250) aufmerksam.

<sup>48</sup> Vgl. Denotation als Kern einer Wortbedeutung bei Linke et al. (2004:171).

<sup>49</sup> Vgl. Konnotation als „eine – sozial, individuell oder sonstwie gebundene – Überlagerung [des] denotativen Kerns mit zusätzlichen Bedeutungsaspekten, mit Gefühlswerten und anderem“ bei Linke et al. (2004:171).

scheint die Interpretation von *Architekturpapst* und die anschließende Zuweisung der aktuellen (bestimmten) Bedeutung also problematisch zu sein. Als ko(n)textbildend können z. B. folgende Wörter dienen: Otto Kapfinger<sup>50</sup> (konkretisierende Funktion) und ‚Tiroler Architekturführer‘ im Beispiel (1); Liegenschaftspapst, architektonische und städtebauliche Qualität, Stadtbaumeister im Beispiel (2); Köbi Gantenbein<sup>51</sup> (konkretisierende Funktion), Chefredaktor, ‚Hochparterre‘ im Beispiel (3). Zum Weltwissens- und Erfahrungskatalog können z. B. folgende Informationen gehören: Architekt, Theoretiker, Publizist, Innsbruck im Beispiel (1); Bern, Baupolitik, kein mäkelder Baukritiker, Hochbauamt, Fachkompetenz im Beispiel (2); Verwendung von Anführungszeichen im Text, Gemeinde Heerbrugg, Möbelmanufaktur, Innenarchitektur wie im Beispiel (3). Wird das Wort *Architekturpapst* ähnlich wie eine lexikalisierte Wortbildung rein denotativ als Papst (Konkretheit) interpretiert, wird seine Semantik demzufolge falsch identifiziert.

### 3.4 Die Probleme einer semantischen Grenzziehung zwischen Lexem und Suffixoid: Desemantisierung, Grammatikalisierung und Lexikalisierung

Da Suffixoide von den Lexemen ausgehen, sollten ähnliche semantische Unterschiede auch unter ihnen existieren. Die semantische Grenze zwischen den untersuchten Suffixoiden ist aber nicht einfach zu ziehen. Wenn man die titelbezogenen Lexeme rangbezogen in aufsteigender Reihenfolge betrachtet, sollte man auf diese Art und Weise auch die entsprechenden Suffixoide behandeln und die semantischen Unterschiede charakterisieren. Dann würden die Suffixoide dementsprechend den Rang/Grad oder die Intensität von Autorität, Prestige, Fähigkeit, Überfluss/Redundanz bestimmen, d. h., so würde es folgende Reihenfolge geben: *Modebaron*, *Modeprinz*, *Modefürst*, *Modekönig*, *Modekaiser/Modezar*, *Modepapst*; das Suffixoid *-papst* würde ganz an der Spitze als Maximum stehen. In einigen Fällen scheint es auch so zu sein. Am 10.6.2012 wurde in der deutschen Tageszeitung ‚Bild‘ ein Artikel mit dem Titel ‚Die Tennis-Königin und ihre Prinzessin‘ veröffentlicht. Als *Tennis-Königin* wird die damals erfolgreiche russische Tennisspielerin Marija Scharapowa bezeichnet und als (*Tennis-*)*Prinzessin* die damals am Karriereanfang stehende deutsche Spielerin Annika Beck. Hier entspricht die Suffixoid-Verwendung dem Grad von Erfahrung und Prestige, d. h. zuerst eine Prinzessin, dann eine Königin. Dieser Zusammenhang ist aber nicht maßgebend. Sonst wäre die Eiskunstläuferin Katarina Witt am Anfang ihrer Karriere als *Eiskunst(lauf)prinzessin* bezeichnet worden und später als *Eiskunst(lauf)königin*. Dies ist aber nicht der Fall. Am Beispiel von Roger Federer zeigt sich, dass er zur gleichen Zeit als *Tenniskönig*, *Tenniskaiser* oder *Tennispapst* bezeichnet wird. Weitere Beispiele sind *Kokainbaron*, *Kokainkönig* und *Kokainpapst*, die gleichzeitig auf ein und dieselbe Person (Pablo Emilio Escobar) hinweisen. Noch interessanter ist das Beispiel Karl Lagerfelds. Dieser wird zugleich benannt als *Modebaron*, *Modeprinz*, *Modefürst*, *Modekönig*, *Modekaiser*, *Modezar*, *Modepapst*. Diese Suffixoid-Komposita scheinen synonym zu sein. Nach Meinung des Verfassers geht es um eine Scheinsynonymie. Die semantischen Unterschiede müssen also anderswo gesucht werden. Birk (2012:241) merkt an:

„Diese Entwicklung zeigt, wie weit sich die Suffixoidbedeutung von der Bedeutung der freien Form entfernt hat. Dass die ursprüngliche Denotation marginal geworden ist, erkennt man, wenn Suffixoide ausgetauscht werden können, ohne dass sich die Bedeutung der Bildung ändert: *Printenkönig*, *Printenprinz*, *Printengraf*.“

Alle untersuchten Suffixoide sind also durch einen unterschiedlichen Grad der Desemantisierung der Inhaltsebene ihres Basislexems (die adelige bzw. geistliche Denotation tritt in den Hintergrund) sowie auch durch einen unterschiedlichen Grad der Grammatikalisierung (vgl. Fleischer/Barz 2012:61 ff.) gekennzeichnet. Infolgedessen bleiben als zentrale Bedeutungskomponenten eine sehr

<sup>50</sup> Otto Kapfinger ist österreichischer Architekt, Autor und Publizist. Vgl. URL 10 sowie URL 11.

<sup>51</sup> Köbi Gantenbein ist gebürtiger Schweizer, studierter Soziologe und seit 1996 auch Chefredakteur von ‚Hochparterre‘, einer renommierten schweizerischen Zeitschrift für Architektur und Design. Vgl. URL 8.

allgemeine Grundbedeutung (vgl. Birk 2012:241) sowie eine mehr oder weniger stark ausgeprägte kontextabhängige Konnotation, die nach dem Kontext variiert (einmal positiv, einmal negativ). Am weitesten vorangeschritten sind diese Prozesse bei *-papst/-päpstin* (siehe Kapitel 5) und *-zar/-zarin* (siehe Kapitel 4.6). Am wenigsten vorangeschritten sind sie bei *-fürst/-fürstin* (siehe Kapitel 4.2). Mit der Desemantisierung und Grammatikalisierung ist auch das Phänomen der Lexikalisierung (vgl. Lipka 1977:155 ff., Fleischer/Barz 2012:23) bzw. der Idiomatisierung (vgl. Lipka 1977:155 ff., Fleischer/Barz 2012:47) eng verbunden. Als Lexikalisierung wird hier das graduelle „Festwerden neuer Bezeichnungen“ (Fleischer/Barz 2012:23) und deren Übergang ins Lexikon verstanden. Für die Feststellung des Lexikalisierungs- und Idiomatisierungsgrades ist die Vorkommenshäufigkeit<sup>52</sup> von wesentlicher Bedeutung. Hierzu führt Lipka (1977:155 ff.) aus:

„Unter Lexikalisierung verstehe ich die Erscheinung, daß einmal gebildete komplexe Lexeme bei häufigem Gebrauch dazu tendieren, eine einzige lexikalische Einheit mit spezifischem Inhalt zu werden. Durch die Lexikalisierung geht der Syntagmacharakter in mehr oder weniger starkem Maße verloren.“

Beispiele von lexikalisierten bzw. idiomatisierten Bildungen sind: *Drogenbaron/Drogenbaronin*, *Kokainbaron/Kokainbaronin*, *Literaturpapst/Literaturpäpstin*, *Medienzar*, *Modezar/Modezarin*. Diese Formationen dienen als Vorbild für die Entstehung von analogen Bildungen. Bei den wenig produktiven Suffixoiden wie *-fürst/-fürstin*, *-prinz/prinzessin* erfolgt die Lexikalisierung gar nicht bzw. unter bestimmten Bedingungen (Wiederholung in unterschiedlichen Texten, Wirkungsradius usw.) viel später.

### 3.5 Funktion von titelbezogenen Suffixoiden

Die titelbezogenen Suffixoide eignen sich zur Bildung von motivierten metaphorischen „Wortneubildungen“ (vgl. Fleischer/Barz 2014:24 f. und 38 ff.) bzw. „Okkasionalismen“ (vgl. Fleischer/Barz 2014:24 und 40) als Neuheitseffekt. Sie tragen zum Phänomen der Sprachökonomie und der Textdynamik bei und sind als Sprachmittel im Bereich der Expressivität anzusehen. Die Expressivität reflektiert so Gefühle von Respekt, Bewunderung, Angst, Befürchtung etc. und kann so entweder positiv (*Gartenpapst*, *Modepapst*, *Tenniskönig*, *Waldkönig* etc.) oder negativ sein (*Drogenbaron*, *Kokainbaron*, *Literaturpapst*, *Modezarin* etc.). So drücken die Suffixoid-Komposita ein unterschiedliches Maß an Expressivität aus und sind Ergebnis von individueller Sprachkreativität und Innovation.

Da die titelbezogenen Suffixoide etymologisch und semantisch Lexemen zur Benennung von Personen als „personale“ Suffixoide (Leuschner/Wante 2009:59) zuzurechnen sind, sind sie auch grundlegend für diesen Zweck<sup>53</sup> bestimmt. Aus der Analyse resultiert aber die Tatsache, dass sie sekundär zur Bezeichnung von Nicht-Personen gebraucht werden. Die Beispiele dafür kommen aus unterschiedlichen Themenbereichen wie:

- a) Pflanzen (*Feldkönigin* = Luzerne, *Gartenkönigin* = Rose);
- b) Tiere (*Waldkönig* = Bär, *Wüstenkönig* = Löwe);
- c) Naturformationen (*Dolomitenkönigin* = Berg Marmolata in den italienischen Dolomiten, *Pflanzenfürst* = Mond);
- d) Gegenstände (*Flirtkönig* = Wagen, *Kommunikationskönig* = Handy);

<sup>52</sup> Im Hinblick auf die Vorkommenshäufigkeit/Produktivität als Suffixoid-Kriterium, beginnend an erster Stelle mit dem meistgebrauchten Suffixoid, zeigt die Analyse, dass *-papst* (51 Belege) und *-könig* (30 Belege) die produktivsten männlichen Suffixoide darstellen. Bei den motivierten weiblichen Suffixoiden gilt die umgekehrte Reihenfolge *-königin* (26 Belege) und *-päpstin* (18 Belege). Die drittproduktivsten Suffixoide sind *-baron* (26) und *-baronin* (8 Belege). Die Vorkommensfrequenz der weiteren Suffixoide nimmt markant ab, ist aber – in Bezug auf männliche und weibliche Suffixoide – proportional ausgeglichen: *-fürst* (11 Belege), *-prinz/-zar* (6 Belege in beiden Fällen), *-kaiser* (5 Belege) vs. *-fürstin/-prinzessin* (7 Belege in beiden Fällen) und *-kaiserin/-zarin* (5 Belege in beiden Fällen).

<sup>53</sup> Duden (1993:494 und 508) präzisiert es als „Positions- und Rollenbestimmung[en]“ oder „Gattungsbezeichnungen“.

- e) Lebensmittel bzw. Lebensmittel-Prämierungen (*Dolomitenkönig* = Käse, *Fischkaiser* = Qualitätsfisch);
- f) verschiedene Ergebnisse menschlicher Tätigkeit wie Bauwerke etc. (*Autobahnkönigin* = Straße, *Dolomitenkönigin* = Ortschaft Cortina d'Ampezzo);
- g) Webseiten (*Energie-Baron* = Informationen über Energiekosten, *Gartenkönig* = wichtige Informationen über Gartenfeste) usw.

Einige von den untersuchten Suffixoid-Komposita können sich kontextabhängig sowohl auf Personen als auch Nicht-Personen beziehen – wie z. B. *Flirtkönig* (Person oder Wagen), *Kommunikationskönig* (Person oder Handy). Daraus kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass sich eine neue Tendenz zu zeigen beginnt. Das meistgebrauchte männliche Suffixoid zwecks Bezeichnung von Nicht-Personen ist *-könig* gefolgt von *-kaiser*, *-papst*, *-baron* und *-fürst*. Bei *-prinz*, *-zar* wurde kein Beleg registriert. Bei den weiblichen sieht die Situation wie folgt aus: *-königin*, *-baronin*, *-fürstin*, *-kaiserin*. Die Suffixoide *-prinzessin* und *-zarin* haben einen Nullbeleg.

#### 4. Adelige titelbezogene Lexeme vs. entsprechende Suffixoide im Vergleich

Mittels Adelstiteln<sup>54</sup> werden die Adeligen in einigen europäischen Ländern von der Spätantike bis heute hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Stellung aneinander gereiht. Ursprünglich ging es bei einigen Titeln um Funktionsbezeichnungen. Zu den wichtigsten, in diesem Beitrag untersuchten Adelstiteln gehören folgende, nach ihrem Rang in aufsteigender Reihenfolge geordnete Titel: *Baron/Baronin*, *Fürst/Fürstin*, *Prinz/Prinzessin*, *König/Königin*, *Kaiser/Kaiserin* und *Zar/Zarin*.

Um die ausgewählten Suffixoide semantisch zu analysieren, ist es notwendig, von der Semantik der ursprünglichen Lexeme auszugehen.

##### 4.1 Baron, Baronin vs. -baron/-baronin

Diese Adelstitel französischer Herkunft als Lexeme sind Äquivalente zu den deutschen Titeln *Freiherr/Freifrau*. Verwendet werden sie für die Mitglieder des niedrigen Adels. Die mit den entsprechenden Suffixoiden gebildeten Komposita bezeichnen primär Personen. Nur in einem Fall wurde *-baron* für die Benennung einer Nicht-Person (*Wasserbaron* als Benennung einer Statue) eingesetzt. Die Paraphrasierung besagt, dass jemand in Bezug auf den Bereich des Nicht-Kopfes sehr aktiv/tätig ist bzw. diesen Bereich monopolartig beherrscht. Aus der Analyse resultiert, dass der Nicht-Kopf oft solche Tätigkeitsgebiete, die in erster Linie als lukrative, geldbringende Industriebereiche wie *Biogas*, *Gas*, *Chemie*, *Sonnen-/Wind-Energie*, *Erdöl*, *Finanzwesen*, *Metall* sowie *Drogen* oder *Medien* (z. B. *Biogas-Baron*, *Chemiebaron*, *Drogenbaron*, *Eisenhüttenbaron*, *Finanzbaronin*, *Kohlebaronin*, *Kokainbaronin*, *Stahlbaronin* etc.) angesehen werden, darstellt. Der Adelstatus ist bei *-baron/baronin* desemantisiert. Das, was *-baron/-baronin* mit *Baron/Baronin* verbindet, ist nur der Bezug auf eine gesellschaftliche Stellung. Demnach wird vorausgesetzt, dass *-baron/baronin* einen ähnlichen (niedrigen) Rang in dem durch den Nicht-Kopf genannten Bereich wie ein Baron oder eine Baronin in der adeligen Hierarchie haben. Dieser Annahme widersprechen aber viele Ergebnisse der vergleichenden Analyse. Ein *Kokainbaron* ist im Rahmen des Kokainhandels ganz im Gegenteil hoch rangiert, eigentlich an der Spitze des Kokainhandels. Dies gilt auch für *Drogenbaron*, *Finanzbaron*, *Ölbaron*, *Stahlbaron* sowie für *Drogenbaronin*, *Kohlebaronin*, *Kokainbaronin*, *Stahlbaronin* usw. Das Suffixoid weist eigentlich eine Rangverschiebung nach oben auf. Der ursprüngliche niedrige Rang vom Vollwort *Baron/Baronin* ist also beim Suffixoid verblasst. Anders gesagt beziehen sich die Lexeme auf eine hierarchisch niedrigere Rangierung und die gleichnamigen Suffixoide umgekehrt auf eine (sehr) hohe. Dieses Merkmal der Rangverschiebung

<sup>54</sup> Sie wurden durch den als *fons honorum* bezeichneten Herrscher erteilt. Durch Nobilitierungen, d. h. Verleihungen von Adelstiteln, bekleid(et)en die nobilitierten Personen auch die damit verbundenen Privilegien und hatten/haben an der Verwaltung des Landes teil.

ist bei keinem anderen untersuchten Suffixoid so eindeutig erkennbar. Als Ergebnis der Analyse zeichnet sich das andere Merkmal von *-baron/-baronin* in vielen Komposita ab, und zwar die Belastung durch negative (pejorativ-ironische) Konnotation (*Biogas-Baron, Chemiebaron, Finanzbaron, Minenbaron, Drogenbaronin, Eisbaronin, Kokainbaronin, Stahlbaronin* usw.). Wesentliche Ursachen hierfür sind die auffällige Kontrastierung der Bedeutung des desemantisierten Suffixoids und der Bedeutung bestimmter den Nicht-Kopf bildender Lexeme. Es geht um solche Lexeme, die jene Bereiche benennen, auf die die Wirtschaft und/oder die Gesellschaft angewiesen sind, um zu funktionieren. Beispiele dafür sind: *Energie, Finanzen, Rohstoffe* sowie *Drogen* usw. Demnach sind *-baron/-baronin* die Personen, die mit einer Monopolstellung, sogar Weltmacht diese Gebiete beherrschen (wollen), mit dem Ziel, finanziell davon zu profitieren. Ein *Stahlbaron* ist so eine pejorative Bezeichnung einer reichen und mächtigen Person, die an der Spitze der Stahlindustrie ist. Zu finden sind auch solche Belege, bei denen der Faktor von Luokrativität und geldbringender Aktivität minimalisiert ist, wie *Ökobaron, Federbaron, Wasserbaron* und *Eis-Baronin*. Mit *Ökobaron* wird eine umweltfreundliche und ökologisch denkende Person, die Grundstücke zwecks Naturschutz erwirbt (*Öko-Unternehmer*), bezeichnet. Als *Federbaron* wird ein Straußenfarmbesitzer im Südafrika des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Der Beleg *Wasserbaron* wird sogar in drei unterschiedlichen Situationen verwendet. Im ersten Fall werden als *Wasserbarone* Eigentümer der sprudelnden Quellen auf den Kanarischen Inseln bezeichnet. Im zweiten Fall bezieht sich das Wort auf eine Statue von Otmar Alt. Der dritte Beleg ist mit einer negativen Konnotation und mit dem Luokrativitätsfaktor belastet. Als „*moderne Wasserbarone*“ bezeichnet der Schweizer Blogger Claudio Graf die Wall-Street-Banken und Multimilliardäre. Die negative Konnotation von *-baron* ist dem Titel leicht zu entnehmen.<sup>55</sup>

Eine besondere Stelle nehmen *Drogenbaron* und *Drogenbaronin* ein. Durch Lexikalisierung haben diese ursprünglichen Okkasionismen als lexikalisierte Komposita (solche Komposita werden kontextfrei immer gleich verstanden) ihren Platz im mentalen Lexikon (Gedächtnis) gefunden. Laut Duden ist ein *Drogenbaron* „jemand, der illegal Pflanzen, aus denen Rauschgift gewonnen wird, anpflanzen lässt und mit dem gewonnenen Rauschgift Handel treibt“.<sup>56</sup> Dies bekräftigt die Annahme des Verfassers, dass sich der Handels- und Geldfaktor an der Semantik von *-baron/-baronin* stark beteiligt. Demnach scheinen *-baron/-baronin* mit den Lexemen *Händler/Händlerin* partiell synonym zu sein, was sich in Affinitäten auf der deskriptiven Ebene und Unterschieden auf der konnotativen Ebene zeigt.

## 4.2 Fürst, Fürstin vs. -fürst/-fürstin

Dem Online-Wörterbuch Duden zufolge werden diese Titel-Lexeme<sup>57</sup> verwendet: a) als Bezeichnung für die „seit dem Mittelalter nach dem Kaiser/der Kaiserin und nach dem König/der Königin rangierenden und an der Herrschaft über das Reich teilnehmenden Angehörigen des hohen Adels“, b) als Bezeichnung für die adeligen Angehörigen im Rang zwischen Graf/Gräfin und Herzog/Herzogin und c) als Synonyme zu den Wörtern *Herrscher/Herrscherin* und *Monarch/Monarchin*.

Die Suffixoide sind vor allem mit den Wörtern (Nicht-Köpfen) aus dem Bereich der (schönen) Kunst, der Ästhetik (Schmuck, Mode – Haute Couture, Dichtung, Malerei, Medien – hier in Bezug auf Special-Interest-Zeitschriften), selten des Sports (insbesondere Tennis) kombinierbar (z. B. *Duftfürst, Kunstfürst, Medienfürst, Modefürst, Tennisfürst, Goldfürstin, Medienfürstin, Modefürstin, Pflanzenfürstin, Schmuckfürstin*). Solche Formationen dienen nach Meinung des Verfassers in erster Linie zu einer gehobenen, poetischen Bezeichnung von Personen/Nicht-Personen, die ein besonderes Interesse, eine besondere Gesinnung bzw. eine besondere Vorliebe für das im

<sup>55</sup> „Die neuen ‚Wasser-Barone‘ – die Wall-Street-Banken und elitäre Multimilliardäre – kaufen Wasser auf der ganzen Welt auf, und zwar in einem noch nie dagewesenen Tempo“; siehe URL 7.

<sup>56</sup> Vgl. URL 4.

<sup>57</sup> Vgl. URL 6 und URL 7.

Nicht-Kopf Genannte haben (in Anlehnung an *Friedensfürst*). *-fürst/-fürstin* sind also synonym zu *Liebhaber/Liebhaberin* oder *Edelmann/Edelfrau*. Hierzu einige Beispiele: Der *Goldfürst* ist eine metaphorische Benennung eines Mannes, der alles aus Gold liebt, also Goldliebhaber. Die *Pflanzenfürstin* ist eine Pflanzenliebhaberin, demnach ist die *Tierfürstin* eine Tierliebhaberin. Auf Nicht-Personen beziehen sich *Pflanzenfürst* und *Blumenfürstin*. Der *Pflanzenfürst* bezeichnet den Mond als Himmelskörper, der Wachstum und Gedeihen der *Pflanzen* begünstigt oder aber auch bremst (in Anlehnung an die Bedeutung von *Fürst* als ‚Herrscher‘). Die *Blumenfürstin* steht für die Rose. Die adelsbezogene Semantik (adeliger/edelherziger Charakter) des Ausgangswortes ist bei *-fürst/-fürstin* im Vergleich zu den anderen untersuchten Suffixoiden am stärksten präsent. Der Verweis auf den Edelmut verleiht diesen Suffixoiden eine positive Konnotation.

### 4.3 Kaiser,<sup>58</sup> Kaiserin vs. -kaiser/-kaiserin

Die Lexeme bezeichnen den höchsten weltlichen Herrscher, die höchste weltliche Herrscherin. In der Rangfolge steht dieser Titel über dem König bzw. über der Königin. Die Zusammensetzungen mit diesen Suffixoiden benennen: a) Personen, die als oberste, grenzüberschreitend (in Anknüpfung an das Vollwort *Kaiser* als nicht national begrenzter Herrscher) wichtigste Person in Bezug auf das im Nicht-Kopf Genannte gehalten werden (z. B. *Brotkaiser* – jemand, der das beste Brot bäckt, *Skikaiser* – der beste Skiläufer, *Kokainkaiser* – der mächtigste/bedeutendste Mensch im Kokainhandel, *Ball-Kaiserin* – Besitzer einer renommierten Tanzschule in Zürich), b) Nicht-Personen, die durch ihre Qualität hervorragen (z. B. *Brotkaiser* – bestes Brot, *Fisch-Kaiser* – bestes Fischprodukt, *Speck-Kaiser* – beste Specksorte).

### 4.4 König, Königin vs. -könig/-königin

Nach den Titeln *Kaiser/Kaiserin* handelt es sich um die höchsten Adelstitel. Der König bzw. die Königin ist der/die höchste Herrscher/Herrscherin oder das höchste Oberhaupt von souveränen Staaten. Sie besaßen und besitzen (teilweise auch heutzutage) verschiedene Funktionen (Regierungsoberhaupt, oberster Richter/oberste Richterin und Gesetzgeber/Gesetzgeberin). Die Komposita mit *-könig/-königin* beziehen sich entweder auf Personen oder auf Nicht-Personen. Durch diese Metapherkomposita wird ausgedrückt, dass jemand oder etwas in dem im Nicht-Kopf genannten Bereich durch bestimmte Merkmale (z. B. jemand hat großen Erfolg oder verfügt über außerordentliche Kompetenz, Begabung, Leistung, Fähigkeit, Ästhetik, Größe, Höhe, Länge, Qualität, Schönheit usw.) auffällt, hervorragend, und deswegen starke Auswirkungen hat oder einen sehr hohen Rang einnimmt. Beispiele für Personen sind: *Brillenkönig* – renommierter Unternehmer im Bereich der Augenoptik, *Deko-König* – ein tonangebender Mensch im Bereich der Innendekorationen, *Gartenkönig* – vorbildlicher Gärtner, *Medienkönig* – einflussreicher Mensch mit beherrschender Position auf dem Medienmarkt, *Mosaik-König* – anerkannter Mosaik-Hersteller, *Tenniskönig* – außerordentlicher Tennisspieler, *Brillenkönigin* – einflussreiche und tonangebende Besitzerin eines Optikgeschäfts, *Käsekönigin* – Produzentin von ausgezeichneten Käsesorten, *Kräuterkönigin* – anerkannte Kräuter-Kennerin, *Volksmusikönigin* – Moderatorin von Volksmusikveranstaltungen, Volksmusik-Sängerin, *Wasserkönigin* – Heil- und Mineralwasser-Propagatorin etc. Beispiele für Nicht-Personen wie Pflanzen: *Feldkönigin* – Luzerne, *Gartenkönigin* – Rose als Pflanzengattung, *Nachtkönigin* – Epiphyllum oxypetalum (Kakteenart), *Pflanzenkönigin* – Aloe Vera; Tiere: *Waldkönig* – Bär, *Walzerkönig* – Pferd, *Wüstenkönig* – Löwe; Gegenstände: *Flirtkönig* – Wagen, *Kommunikationskönig* – Handy, *Wüstenkönig* – Wohnmobil, *Autobahnkönigin* – Motorfahrrad; geographische

<sup>58</sup> Das Wort geht auf den römischen Staatsmann und Feldherren Gaius Julius Caesar zurück. Seit Augustus trugen alle Herrscher des Römischen Reiches diesen Titel. Seinerzeit war der Kaiser nicht nur der höchste weltliche Herrscher, er wurde auch zum *Pontifex maximus* (dem Obersten Priester) ernannt. Im Mittelalter galt er auch als weltliches Oberhaupt der Christenheit. Dementsprechend war der Kaiser kein national begrenzter Herrscher, sondern der weltliche Herrscher aller Christen. Später hat der Kaiser die religiöse Rolle verloren und war nur ein gewöhnlicher Herrscher.

Gegebenheiten: *Dolomitenkönigin* – Berg Marmolata oder Ortschaft Cortina d’Ampezzo; Webseiten: *Gartenkönig* – Webseite mit wichtigen Informationen über Gartenfeste, *Tortenkönig* – Webseite in puncto Tortenbackkunst; Unternehmen: *Käsekönig* – Geschäft mit Qualitätskäse etc. Einige Wortbildungen sind polysem und zeigen sowohl auf Personen als auch auf Nicht-Personen. Die *Dolomitenkönigin* steht für den Berg Marmolata oder für die Ortschaft Cortina d’Ampezzo. *Flirtkönig* ist entweder ein Mann, der die Flirtkunst exzellent beherrscht, oder ein verführerisch schöner Wagen. *Kommunikationskönig* ist eine Bezeichnung a) für einen anerkannten Mann im Bereich der Kommunikation, b) für eine Internet-Domain, die sehr informationsreich sein sollte, und c) für ein neues Handy mit ausgezeichneter Leistung. Aus der Analyse ergibt sich, dass *-könig/-königin* durch *Meister/Meisterin* ersetzt werden könnten, z. B. *Flirtkönig* vs. *Flirtmeister*, *Walzerkönig* vs. *Walzermeister*, *Käsekönig* vs. *Käsemeisterin*, *Volksmusikkönigin* vs. *Volksmusikmeisterin*.

#### 4.5 Prinz, Prinzessin vs. -prinz/-prinzessin

Als *Prinz/Prinzessin* werden nicht regierende Mitglieder von regierenden fürstlichen, königlichen oder kaiserlichen Häusern benannt. Die entsprechenden Suffixoide bleiben – im Unterschied zu den anderen titelbezogenen Suffixoiden – nur der Personenbenennung vorbehalten. Die bezeichnete Person wird dadurch charakterisiert, dass sie in dem im Nicht-Kopf genannten Bereich hervorragend, aber infolge von ihrem jungen Alter oder geringen Erfahrungen noch nicht dominierend ist. Die adelsbezogene Denotation von *Prinz, Prinzessin* steht bei den beiden Suffixoiden im Hintergrund, die altersbezogene semantische Beziehung (*Prinz* als hochrangiger, aber nicht regierender Adelige) bleibt aber. Dementsprechend bezeichnen *-prinz/-prinzessin* eine noch nicht reife, einflussreiche Person (genau wie die entsprechenden freien Lexeme im Sinne von einem [Thron-]Nachfolger/einer [Thron-]Nachfolgerin), die die besten Voraussetzungen hat, in dem im Nicht-Kopf erwähnten Bereich außerordentliche Leistungen zu erreichen oder sehr bekannt zu werden. Zum Beispiel: *Eiskunstlaufprinz* (Bezeichnung für den jungen Schweizer Eiskunstläufer Stéphan Lambiel), *Modeprinz* (Bezeichnung für den Sohn des Modeschöpfers Arnault), *Sportprinzessin* (Bezeichnung für die am Karriereanfang stehende deutsche Leitathletin Fabienne Kohlmann), *Tennisprinzessin* (Bezeichnung für die junge kanadische Tennisspielerin Eugenie Bouchard, die auf einem guten Weg zur bestplatzierten Spielerin aller Zeiten ist). Mit anderen Worten: In vielen Fällen deckt sich die Bedeutung von *-prinz/prinzessin* mit der scherzhaft konnotierten Bedeutung von *Adept/Adeptin*.

#### 4.6 Zar, Zarin vs. -zar/-zarin

Diese Adelstitel russischer Herkunft sind in Russland, Bulgarien und Serbien zu finden. Im Rahmen der adeligen Hierarchie entsprechen sie den Titeln *Kaiser* und *Kaiserin*. Demnach stehen die Suffixoid-Bildungen semantisch den Wortbildungen mit *-kaiser/-kaiserin* und *-könig/königin* sehr nah und haben dieselben Spezifika. Der markanteste Unterschied liegt in der Fremdartigkeit, die dem Wort besondere Attraktivität verleiht. Auch diese Suffixoide bezeichnen eine Person, die als Meister/Meisterin oder Könnner/Könnnerin ihres Fachs, als führend, dominierend und respektvoll in einem im Nicht-Kopf bestimmten Bereich gilt, wo sie Großartiges geleistet hat oder leistet (*Architekturzar, Modezar, Immobilienzarin, Literaturzarin*). Im Vergleich zu den anderen untersuchten Suffixoiden ist der Grammatikalisierungsprozess bei *-zar/-zarin* infolge der Desemantisierung und der anschließenden Lexikalisierung am weitesten fortgeschritten. Dies bezeugt auch Duden,<sup>59</sup> der

<sup>59</sup> Vgl. URL 19 und URL 20.

*-zar/-zarin* der Wortart „Suffix“<sup>60</sup> zuordnet. Die Wortbildungen *Modezar/Modezarin*<sup>61</sup> mit der Bedeutung von ‚Modeschöpfer‘/ ‚Modeschöpferin‘ werden in der heutigen Sprache so oft gebraucht, dass sie für lexikalisierte – im mentalen Lexikon verankerte – Metapherkomposita gehalten werden können.

## 5. Geistliche titelbezogene Lexeme vs. entsprechende Suffixoide – Papst/Päpstin vs. papst/-päpstin

Mit dem Titel *Papst*<sup>62</sup> wird das Oberhaupt der katholischen Kirche und auch der Bischof von Rom benannt. Im Mittelalter galt er auch als weltlicher Herrscher. Seit 875 ist auch die weibliche Wortform *Päpstin* im Zusammenhang mit der Legende um die Päpstin Johanna zu finden.<sup>63</sup>

Diachron gesehen kann *-papst* als eines der ältesten Suffixoide angesehen werden. Schon G. E. Lessing verfügte über *-papst*, als er den deutschen Philologen Ch. A. Klotz als *Literaturpapst* („eitler, aufgeblasener und selbstgerechter Literaturpapst“) in Reaktion auf seine Dichtkunst bezeichnet hat.<sup>64</sup> Synchron gesehen ist *-papst* das produktivste titelbezogene Suffixoid. Die hohe Reihenbildung stellt auch der Journalist B. Köhler in seinem Artikel in der Online-Tageszeitung ‚taz.de‘ vom 24.02.2007<sup>65</sup> mit dem Titel ‚Wer wird Papst des Jahres?‘ fest, in dem er 58 Belege mit *-papst* und 2 Belege mit *-päpstin* gesammelt hat. In starkem Kontrast dazu stehen 18 Korpusbelege von *-päpstin*. Zum Vergleich wurden 51 Korpusbelege von *-papst* registriert. Die Zunahme von Komposita mit der movierten Form *-päpstin* hängt wohl mit der Emanzipation der Frau in der heutigen Gesellschaft zusammen (vgl. Duden 1995:492).

Mit Hilfe von *-papst/-päpstin* wird geäußert, dass eine Person, seltener eine Nicht-Person, die etwas mit dem Bereich des Nicht-Kopfes zu tun hat, dominierend/einflussreich ist, als Autorität (Oberhaupt) auftritt oder sehr verehrt/geachtet wird (z. B. Boris Becker als *Tennispapst*)<sup>66</sup>. Die *-papst/-päpstin*-Komposita drücken auch oft aus, dass jemand großes Wissen hat (z. B. Ernst Brennecke als *Musikpapst* – Journalist und Kulturexperte, Vorsitzender des Vereins *Musik im Gespräch* – verfügt über großes Wissen im Musikbereich) oder – im Falle der Nicht-Person – dass etwas tonangebend, richtungsweisend, führend ist (*Gartenpapst* – Name einer Webseite, wo ein führendes Angebot im Bereich des Gartens angeboten wird). Diese Suffixoide benennen also die mächtigste, größte Instanz, die Gewicht hat und deren Beispiel man befolgen sollte. Dies bezieht sich auf die Position des Papstes in der Welt. Die ursprüngliche kirchliche Denotation des Wortes *Papst* als Oberhaupt der katholischen Kirche ist bei *-papst/-päpstin* jedenfalls unterdrückt. Es ist nur die Konnotation des Oberhauptes geblieben. Die zugrunde liegende metaphorische Prägung hängt mit der Unfehlbarkeit des Papstes zusammen. *-papst/-päpstin* sind exemplarische Beispiele eines abgeschlossenen Lexikalisierungsprozesses, der zur festen Verankerung dieser Suffixoide im mentalen Lexikon geführt hat. Diesen Sprachwandel bestätigt auch Duden, wenn er *-papst* und die movierte weibliche Form *-päpstin* zur Wortart „Suffix“ zählt. Der semantische Inhalt und Referenzbezug von *-papst/-päpstin* sind so eindeutig gegeben.<sup>67</sup> Dies soll am Beispiel *Literaturpapst* gezeigt werden. Ein *Literaturpapst* ist zu verstehen als eine respektvolle, anerkennende Benennung für einen Literaturkritiker, der mit seinen Meinungen dem Papst insofern ähnelt, als er unfehlbar zu sein

<sup>60</sup> Laut Duden (URL 19) kennzeichnet *-zar* „in Bildungen mit Substantiven jemanden als führend, beherrschend, [wertschaftlich] sehr mächtig auf einem bestimmten Gebiet.“

<sup>61</sup> Als *Modezar* bezeichnet Duden einen führenden Modeschöpfer (URL 13).

<sup>62</sup> Das heutige Wort *Papst* geht auf das griechische *πάππας* (*páppas*) mit der Bedeutung von ‚Vater‘/ ‚Bischof‘ und auf das griechische *πάπας* (*papas*) mit der Bedeutung von ‚Vati‘ zurück.

<sup>63</sup> Vgl. Gössmann (2005:80).

<sup>64</sup> Vgl. Kehlmann (2004:28).

<sup>65</sup> Vgl. URL 12.

<sup>66</sup> Orientiert man sich am Artikel ‚Der Tennispapst gewährt Audienz‘, der am 13.6.1997 in der ‚Berliner Zeitung‘ publiziert wurde, so erfährt man, dass Boris Becker wie ein kleiner Papst behandelt wird (Winterfeldt 1997).

<sup>67</sup> Nach Duden (URL 14, URL 15) dienen *-papst/-päpstin* zur scherzhaft konnotierten Kennzeichnung einer Person, die als führend, richtungsweisend, als höchste Autorität auf einem bestimmten Gebiet gilt.

scheint. Im deutschsprachigen Raum steht dieses bereits lexikalisierte Wort oft synonym für den respektierten Großkritiker Marcel Reich-Ranicki. Es ist interessant, dass das Wort *Literaturpapst* primär aber eine negative Konnotation hatte. Früher wurde es mit ironischem Unterton verwendet (Lessings Bezeichnung für Ch. A. Klotz, bei den Brüdern Hart Beschimpfung für den Schriftsteller Paul Lindau).<sup>68</sup> In puncto *Literaturpapst* meint Müller (1982:153 ff.), dass dieses Wort als Vorbild für andere Suffixoid-Komposita (*Architekturpapst*, *Atompapst*, *Blumenpapst*, *Kunstpapst*; *Architektur-Päpstin*, *Gartenpäpstin*, *Glaspäpstin*, *Marmeladenpäpstin* usw.) dient.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass *-papst/-päpstin* mit den Lexemen *Aufseher/Aufseherin*, *Hüter/Hüterin*, *Schützer/Schützerin*, *Beschützer/Beschützerin* in bestimmten Kontexten teilweise synonym zu sein scheinen. Hierzu: *Pflanzenpapst* als Pflanzenschützer, *Phloxpapst* als Aufseher der Phlox-Kultur, *Erziehungspäpstin* als Erziehungsaufseherin, *Modepäpstin* als Aufseherin über Modestil usw.

## 6. Zusammenfassung

Als beliebt zeigen sich in der heutigen deutschen Schriftsprache jene Wortbildungen, deren Kopf ein titelbezogenes metaphorisches Suffixoid ist. Der vorliegende Beitrag ist in zwei Teile gegliedert: Theorie und Analyse. Im theoretischen Teil fokussiert der Verfasser das Suffixoid als positionsbedingtes Affixoid (Elsen 2009:316). Ausgegangen wird hierbei von Fleischers Affixoid-Konzept und dessen Rezeption. Aus der angefügten Tabelle gehen – in chronologischer Reihenfolge – die wichtigsten einschlägigen Arbeiten und Stellungnahmen (von Fleischer, Schmidt, Wante, Ascoop etc.) hervor. Gegenstand des korpusbasierten analytischen Teils sind sieben ausgewählte männliche und entsprechende weibliche titelbezogene Suffixoide: *-baron/-baronin*, *-fürst/-fürstin*, *-kaiser/-kaiserin*, *-könig/-königin*, *prinz/-prinzessin*, *-zar/-zarin* und *-papst/-päpstin* in Funktion des Kompositum-Kopfes. Die Analyse zielt auf deren äußere und innere UK-Struktur unter besonderer Berücksichtigung der semantischen Grenzziehung zwischen freiem Lexem und gebundenem Suffixoid im Hinblick auf Desemantisierung und Grammatikalisierung.<sup>69</sup>

Die wichtigsten Funktionen der titelbezogenen Suffixoide, die man zur Gruppe der sog. „personalen“ Suffixoide (Wante 2009:59) zählen kann, sieht der Verfasser in folgenden drei Punkten: a) den Wortschatz mit Hilfe von neuen kreativen Metapherkomposita zu bereichern; b) in ihrer stilistischen Funktion Personen (primäre Benennungen) oder Nicht-Personen (sekundäre Benennungen) in Bezug auf das gegenseitige semantische Verhältnis zwischen den unmittelbaren Konstituenten (zwischen Nicht-Kopf und Kopf) zu charakterisieren; c) in ihrer sprachökonomischen Aussagekraft. Demnach vertritt der Verfasser durchaus die Ansicht von Skirl,<sup>70</sup> dass die metaphorbasierten Komposita – also auch die titelbezogenen Suffixoide – als „kürzestmögliche formale Realisierung von Metaphern“ zu behandeln sind.

Die in diesem Beitrag präsentierten Ergebnisse können als Ausgangspunkt für eine detailliertere Arbeit im Rahmen der vergleichenden Linguistik im deutsch-tschechischen Kontext (z. B. auf dem Gebiet der Translatologie) dienen. Soweit uns bekannt ist, stehen nur deutsch-niederländische (Wante 2009) oder deutsch-schwedische (Ascoop 2005) vergleichende Suffixoid-Studien zur Verfügung und keine deutsch-tschechischen.

Das Suffixoid-Phänomen ist zweifellos infolge seiner Position im Sprachsystem – als Verbindungstelle zu Komposition und Derivation einerseits und zu Semantik, Pragmatik und Stilistik andererseits – aus mehreren Perspektiven (Terminologie, Klassifikation, Semantik, Produktivität, Übersetzbarkeit etc.) interessant.

Insoweit scheint „Suffixoid“ ein brauchbarer und übereinzelsprachlicher Terminus zu sein.

<sup>68</sup> Vgl. die Zeitschrift ‚Kritische Waffengänge‘, die die Brüder Hart in den Jahren 1882–1884 herausgaben.

<sup>69</sup> Dazu bemerkt von Polenz (1994:286) in Anknüpfung an Erben (1993:130): „Die Kompositionsfreudigkeit führte durch immer häufigeren stereotypen Gebrauch zur ‚Grammatikalisierung‘ bevorzugter Kompositionsglieder zu Affixen.“

<sup>70</sup> Vgl. URL 16.

## Literaturverzeichnis

- ASBACH-SCHNITKER, Brigitte / ROGGENHOFER Johannes (Hrsg.) (1987): *Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik: Festgabe für Herbert E. Brekle zum 50. Geburtstag*. Tübingen.
- ASCOOP, Kristin (2005): Affixoidhungrig? Skitbra! Status und Gebrauch von Affixoiden im Deutschen und Schwedischen. In: *Germanistische Mitteilungen*, Heft 62/2005, S. 17–28.
- BECKER, Alexander / DETEL, Wolfgang (Hrsg.) (2009): *Natürlicher Geist: Beiträge zu einer undogmatischen Anthropologie*. Berlin.
- BIRK, Bettina Felicitas (2012): *Konnotation im Deutschen. Eine Untersuchung aus morphologischer, lexikologischer und lexikographischer Perspektive*. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität. München.
- BISANZ, Elise (2004): *Kulturwissenschaft und Zeichentheorien. Zur Synthese von Theoria, Praxis und Poiesis*. Münster.
- BUSSMANN, Hadumod (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 4., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. unter Mitarbeit von Hartmut Lauffer. Stuttgart.
- DARDANO, Maurizio (1978): *La formazione delle parole nell'italiano di oggi*. Roma.
- DONALIES, Elke (2005): *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*. Tübingen.
- DUDEN (1995): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Band 4, 5. völlig neu bearb. und erweit. Aufl. Hrsg. und bearbeitet von DROSDOWSKI, Günther in Zusammenarbeit mit EISENBERG, Peter. Mannheim; Leipzig; Wien; Zürich.
- DUDEN (2011): *Deutsches Universalwörterbuch. Das umfassende Bedeutungswörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. 7., überarb. und erweit. Auflage. Berlin.
- ELSEN, Hilke (2009): Affixoide: Nur was benannt wird, kann auch verstanden werden. In: EICHINGER, Ludwig Maximilian / DALMAS, Martine (Hrsg.): *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*, 37. Jahrgang. Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache. Berlin, S. 316–333.
- ELSEN, Hilke (2011): *Grundzüge der Morphologie des Deutschen*. Berlin; Boston.
- ERBEN, Johannes (1983): *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. Berlin.
- ERBEN, Johannes (1993): *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. 3., neu bearbeitete Auflage. Berlin.
- FANDRYCH, Christian (1993): *Wortart, Wortbildungsart und kommunikative Funktion: am Beispiel der adjektivischen Privativ- und Possessivbildungen im heutigen Deutsch*. Tübingen.
- FANDRYCH, Christian (2011): Wie geht es eigentlich den Halbsuffixen? In: EICHINGER, Ludwig Maximilian / DALMAS, Martine (Hrsg.): *Deutsche Sprache. Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation*, 39. Jahrgang. Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache. Berlin, S. 137–153.
- FLEISCHER, Wolfgang (1974): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- FLEISCHER, Wolfgang (1982): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- FLEISCHER, Wolfgang / BARZ, Irmhild (1995): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Unter Mitarbeit von Marianne Schröder. 2., durchges. und ergänzte Aufl. Tübingen.

- FLEISCHER, Wolfgang / BARZ, Irmhild (2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*, 4., völlig neu bearbeitete Aufl. Berlin; Boston.
- GÖSSMANN, Elisabeth (2005): Was hat die heutige Frau in der Kirche mit der „Päpstin Johanna“ zu tun? In: JENSEN, Anne / SOHN-KRONTHALER Michaela (Hrsg.) (2005): *Formen weiblicher Autorität. Erträge historisch-theologischer Frauenforschung*. Wien.
- GRIMM, Jacob (1826): *Deutsche Grammatik. Zweiter Theil*. Göttingen.
- HANSEN, Sabine / HARTMANN, Peter (1991): *Zur Abgrenzung von Komposition und Derivation*. Trier.
- HERMANN, Ursula (Hrsg.) (1992): *Knaurs kompaktes Wissen über die deutsche Sprache in 5 Bänden*. Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf. München.
- IACOBINI, Claudio / THORNTON, Anna Maria (1992): Tendenze nella formazione delle parole nell'italiano del ventesimo secolo. In: *Linee di tendenza dell'italiano contemporaneo. Atti del XXV Congresso Internazionale di Studi della Società di Linguistica Italiana*, Lugano, 19–21 settembre 1991, Roma 1992, S. 25–55.
- JANOVEC, Ladislav / RANGELOVA, Albena (2005): Sufixoidy a sufixoidní lexémy u substantivních kompozit. In: MARTINCOVÁ, Olga a kolektiv (ed.): *Neologizmy v dnešní češtině*. Praha.
- KANNGIESSER, Siegfried (1987): Kontingenzzräume der Komposition. In: ASBACH-SCHNITKER, Brigitte / ROGGENHOFER, Johannes (Hrsg.) (1987): *Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik: Festgabe für Herbert E. Brekle zum 50. Geburtstag*. Tübingen, S. 3–30.
- KEHLMANN, Daniel (2004): Toleranz und Ärger. In: ARNOLD, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Mit Lessing ins Gespräch*. Göttingen.
- KÜHNHOLD, Ingeburg / PUTZER, Oscar / WELLMANN, Hans (1978): *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Dritter Hauptteil. Das Adjektiv*. Sprache der Gegenwart 43. Düsseldorf.
- LEUSCHNER, Torsten / WANTE, Eline (2009): Personale Suffixoide im Deutschen und Niederländischen. Methode und Ergebnisse einer vergleichenden Korpusstudie. In: *Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur*, Heft 70/2009. Heidelberg, S. 59–73.
- LINKE, Angelika / NUSSBAUMER, Markus / PORTMANN, Paul R. (2004): *Studienbuch Linguistik*. Tübingen.
- LIPKA, Leonhard (1977): Lexikalisierung, Idiomatisierung und Hypostasierung als Probleme einer synchronischen Wortbildungslehre. In: BRENKLE, Herbert Ernst / KASTOVSKY, Dieter (Hrsg.) (1977): *Perspektiven der Wortbildungsforschung. Beiträge zum Wuppertaler Wortbildungskolloquium vom 9.-10. Juli 1976. Anlässlich des 70. Geburtstags von Hans Marchand am 1. Oktober 1977*. Bonn, S. 155–164.
- MARTINCOVÁ, Olga / SAVICKÝ, Nikolaj (1987): Hybridní slova a některé obecné otázky neologie. In: *Slovo a slovesnost. Ročník XLVIII.*, S. 124–138.
- MOTSCH, Wolfgang (2004): *Deutsche Wortbildung in Grundzügen*. Berlin; New York.
- MÜLLER, Wolfgang (1982): Wortbildung und Lexikographie. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hrsg.): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie II*. Hildesheim; New York, S. 153–188.
- NAUMANN, Bernd (1972): *Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- ORTNER, Hanspeter / ORTNER, Lorelies (1984): *Zur Theorie und Praxis der Kompositaforschung*. Tübingen.

- PFOHLMANN, Oliver (2007): Literaturkritik in der Weimarer Republik. In: ANZ, Thomas / BAASNER, Rainer (Hrsg.): *Literaturkritik: Geschichte, Theorie, Praxis*. München.
- POLENZ, Peter von (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II. 17. und 18. Jahrhundert*. Berlin.
- POLENZ, Peter von (2008): *Deutsche Satzsemantik*, 3., unveränderte Aufl. Berlin.
- SCALISE, Giorgio (1983): *Morfologia lessicale*. Padova.
- SCHIPPAN, Thea (2002): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
- SCHMIDT, Günther Dietrich (1987a): Das Kombinem. Vorschläge zur Erweiterung des Begriffsfeldes und der Terminologie für den Bereich der Lehnwortbildung. In: HOPPE, Gabriele (Mitverf.): *Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen*. Bände 64–65. Tübingen, S. 37–52.
- SCHMIDT, Günther Dietrich (1987b): Das Affixoid. Zur Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines beliebten Zwischenbegriffs der Wortbildung. In: HOPPE, Gabriele (Mitverf.): *Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen*. Bände 64–65. Tübingen, S. 53–101.
- SENSINI, Marcello (1997): *La grammatica della lingua italiana*. Milano.
- STEPANOVA, Marija Dmitrievna / ČERNÝŠEVA, Irina Ivanovna (1975): *Lexikologie der deutsche Sprache*. Moskau.
- STEPANOVA, Marija Dmitrievna / FLEISCHER, Wolfgang (1985): *Grundzüge der deutschen Wortbildung*. Leipzig.
- STEVENS, Christopher M. (2005): Revisiting the Affixoid Debate. On the Grammaticalization of the Word. In: LEUSCHNER, Torsten / MORTELMANS, Tanja / DE GROODT, Sarah (Hrsg.): *Grammatikalisierung im Deutschen*. Berlin.
- SZATMÁRI, Petra (2011): Affixoide – Pro und Kontra. In: SZENDI, Zoltán / BACKES, Johanna (Hrsg.): *Jahrbuch der ungarischen Linguistik*. Budapest, S. 156–176.
- THURMAIR, Maria (2000): Vergleich in der Wortbildung. In: BARZ, Irmhild/SCHRÖDER, Marianne/FIX, Ulla (Hrsg.): *Praxis- und Integrationsfelder der Wortbildungsforschung. Sprache – Literatur und Geschichte. Studien zur Linguistik / Germanistik*. Band 18. Heidelberg, S. 219–238.
- VÖGEDING, Joachim (1981): *Das Halbsuffix „-frei“*. Zur Theorie der Wortbildung. Tübingen.
- WANTE, Eline (2009): *Personale Suffixoide im Deutschen und Niederländischen. Eine vergleichende Korpusstudie*. Masterarbeit. Universität Gent.
- WELLMANN, Hans (1984): Die Wortbildung. In: *DUDEN. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. 4., völlig neu bearb. u. erw. Auflage. Hrsg. u. bearbeitet von DROSDOWKI, Günther in Zusammenarbeit mit AUGUST, Gerhard et al. Mannheim; Wien; Zürich, S. 386–501.
- WELLMANN, Hans / VALDROVÁ Jana (2011): Wortbildung im Perspektivwechsel. In: ELSÉN, Hilke / MICHEL, Sascha (Hrsg.). *Wortbildung im Deutschen zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch. Perspektiven – Analysen – Anwendungen*. Stuttgart, S. 17–42.
- WINTERFELDT, Jörg (1997): Der Tennispapst gewährt Audienz. In: *Berliner Zeitung*. 13.06.1997.

## Internetquellen

- Architekturpapst* (1). URL 1: <http://www.architektur-heinz.at/wohnen/einfamilienhaus-hoffmann/> [23.01.2015].

- Architekturpapst* (2). URL 2: <http://www.derbund.ch/bern/Bern-braucht-einen-Stadtbaumeister/story/19967076> [23.01.2015].
- Architekturpapst* (3). URL 3: <http://www.thurgauerzeitung.ch/ostschweiz/stgallen/rheintal/rt-ur/30-Jahre-Moebel-Manufaktur-Baumann;art166,1608743> [23.01.2015].
- Drogenbaron*. URL 4: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Drogenbaron> [23.01.2015].
- Drogenbaronin*. URL 5: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Drogenbaronin> [23.01.2015].
- Fürst*. URL 6: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Fuerst> [08.04.2014].
- Fürstin*. URL 7: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Fuerstin> [08.04.2014].
- GANTENBAIN, Köbi. URL 8: <http://www.hochparterre.ch/home/> [10.01.2015].
- GRAF, Claudio. „Die neuen „Wasser-Barone“ – die Wall-Street-Banken und eilitäre Multimilliardäre – kaufen Wasser auf der ganzen Welt auf, und zwar in einem noch nie dagewesenen Tempo“ URL 9: <http://www.claudiograf.ch/milliardare-kaufen-wasser-auf/> [05.07.2014].
- KAPFINGER, Otto. URL 10 : <http://deu.archinform.net/arch/4307.htm> [10.01.2015].
- KAPFINGER, Otto. URL 11: <http://www.ottokapfinger.at/> [10.01.2015].
- KÖHLER, Benedikt. URL 12: <http://www.taz.de/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=wa&dig=2007/02/24/a0240&cHash=fd00642cca> [08.10.2014].
- Modezar*. URL 13: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Modezar> [23.01.2015].
- papst*. URL 14: [http://www.duden.de/rechtschreibung/\\_papst](http://www.duden.de/rechtschreibung/_papst) [23.01.2015].
- päpstin*. URL 15: [http://www.duden.de/rechtschreibung/\\_paepstin](http://www.duden.de/rechtschreibung/_paepstin) [23.01.2015].
- PETERMANN, Julius Heinrich (1971): Semantische Veränderungen erster Kompositionsglieder im Grenzbereich zwischen Zusammensetzungen und Präfixbildungen. In: *Deutsch als Fremdsprache 8. Zeitschrift zur Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer*, S. 108–113. URL 16: [http://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/iview/client/jportal\\_derivate\\_00231463/daf\\_1971-2\\_046.tif](http://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/iview/client/jportal_derivate_00231463/daf_1971-2_046.tif) [21.10.2014].
- SKIRL, Helge: *Kompositummetaphern – semantische Innovation und textpragmatische Funktion*. URL 17: [http://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/19\\_2010\\_skirl.pdf](http://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/19_2010_skirl.pdf) [23.01.2015].
- Quasiuffix, Pseudouffix, Scheinuffix*. URL 18: <http://www.mediensprache.net/de/basis/lexikon/index.aspx?qu=Pseudouffix> [03.10.2014].
- zar*. URL 19: [http://www.duden.de/rechtschreibung/\\_zar](http://www.duden.de/rechtschreibung/_zar) [23.01.2015].
- zarin*. URL 20: [http://www.duden.de/rechtschreibung/\\_zarin](http://www.duden.de/rechtschreibung/_zarin) 23.1.2015 [23.01.2015].

## Anhang

### Liste der Belege

#### I. Suffixoid-Prototypen – Adelstitel als ursprüngliche Lexeme

##### **-BARON:**

Alkoholbaron, Benzinbaron, Biogas-Baron, Chemiebaron, Drogenbaron, Eisenhüttenbaron, Erdölbaron, Federbaron, Finanzbaron, Geldbaron, Kernölbaron, Kohlebaron/Kohlenbaron, Kokainbaron/Kokain-Baron, Medienbaron, Metallbaron, Minenbaron, Modebaron, Müllbaron, Ökobaron/Öko-Baron, Ölbaron, Salzbaron, Sexbaron, Stahlbaron, Tennisbaron/Tennis-Baron, Wasserbaron, Windbaron, Zuckerbaron

##### **-BARONIN:**

Drogenbaronin, Eisbaronin/Eis-Baronin, Finanzbaronin, Kohlebaronin, Kokainbaronin/Kokain-Baronin, Medien-Baronin, Stahlbaronin, Zuckerbaronin

##### **-FÜRST:**

Duftfürst, Federfürst, Goldfürst, Kunstfürst, Medienfürst, Modefürst, Pflanzenfürst, Schmuckfürst, Sportfürst, Tennisfürst, Tierfürst

##### **-FÜRSTIN:**

Blumenfürstin, Goldfürstin, Medienfürstin, Modefürstin/Mode-Fürstin, Pflanzenfürstin, Tierfürstin

##### **-KAISER:**

Brotkaiser/Brot-Kaiser, Fisch-Kaiser, Kokainkaiser, Medienkaiser, Skikaiser, Speck-Kaiser

##### **-KAISERIN:**

Ball-Kaiserin, Bierkaiserin, Brotkaiserin, Kosmetikkaiserin, Skikaiserin/Ski-Kaiserin

##### **-KÖNIG:**

Brillenkönig/Brillen-König, Deko-König, Dolomitenkönig, Drogenkönig, Eis-König, Feldkönig, Flirtkönig/Flirt-König, Gartenkönig, Käsekönig, Kokainkönig/Kokain-König, Komik-König, Kommunikationskönig, Medienkönig, Mosaik-König, Nachtkönig, Parkettkönig, Photovoltaik-König, Spaß-König, Sport-König, Straßen-König, Tenniskönig/Tennis-König, Tortenkönig, Unterhaltungskönig/Unterhaltungs-König, Verkleidungskönig, Volksmusik-König, Waldkönig, Walzerkönig, Wasserkönig, Winzerkönig, Wüstenkönig

##### **-KÖNIGIN:**

Anrichte-Deko-Königin/Deko-Königin, Autobahnkönigin, Brillenkönigin/Brillen-Königin, Dolomitenkönigin/Dolomiten-Königin, Eis-Königin, Eiskunstkönigin/Eiskunst-Königin/Eiskunstlaufkönigin/Eiskunstlauf-Königin, Feldkönigin, Flirtkönigin, Gartenkönigin, Käsekönigin, Kokain-Königin, Kommunikationskönigin, Kräuterkönigin, Medienkönigin/Medien-Königin, Nachtkönigin, Parkettkönigin/Parkett-Königin, Sportkönigin/Sport-Königin, Tenniskönigin/Tennis-Königin, Tortenkönigin/Torten-Königin, Verkleidungskönigin, Volksmusikkönigin, Waldkönigin, Walzerkönigin, Wasserkönigin, Winzerkönigin, Wüstenkönigin

##### **-PRINZ:**

Eiskunstlaufprinz/Eislauf-Prinz, Modeprinz/Mode-Prinz, Sportprinz, Tennisprinz, Unterhaltungsprinz, Weinprinz

**-PRINZESSIN:**

Eiskunstlaufprinzessin, Bildschirmprinzessin, Modeprinzessin, Sportprinzessin, Tennisprinzessin/Tennis-Prinzessin, Unterhaltungsprinzessin, Weinprinzessin

**-ZAR:**

Bücher-Zar, Eis-Zar, Finanz-Zar, Immobilienzar, Medienzar, Modezar

**-ZARIN:**

Drogenzarin, Eiszarin/Eis-Zarin, Immobilienzarin, Literaturzarin, Modezarin/Mode-Zarin

## **II. Suffixoid-Prototypen – geistliche Titel als ursprüngliche Lexeme**

**-PAPST:**

Architekturpapst, Atompapst, Autopapst, Blumenpapst, Brotpapst, Bücherpapst/Bücher-Papst, Designpapst/Design-Papst, Drogenpapst, Duftpapst, Energiepapst/Energie-Papst, Erziehungspapst, Fitness-Papst, Gartenpapst Geschmackspapst, Glaspapst, Haarpapst, Humorpapst, Keramikpapst/Keramik-Papst, Kinopapst, Kochpapst/Koch-Papst, Kokainpapst, Komikpapst/Komik-Papst, Kunstpapst, Literaturpapst/Literaturpäpstein, Marmeladenpapst Medizinpapst/Medizin-Papst, Metallpapst, Möbel-Papst, Modepapst, Musikpapst, Obstpapst, Parfum-Papst Pflanzenpapst, Phloxpapst, Rosenpapst, Schmuck-Papst, Sexpapst/Sex-Papst, Skipapst/Ski-Papst, Sport-Papst, Steinen-Papst, Stilpapst, Tanzpapst, Taschenpapst, Tennispapst, Textilienpapst, Textilpapst, Tortenpapst, Uhrenpapst, Unterhaltungspapst, Volksmusik-Papst, Wasserpapst/Wasser-Papst

**-PÄPSTIN:**

Architektur-Päpstin, Designpäpstin, Duftpäpstin, Erziehungspäpstin, Fitness-Päpstin, Gartenpäpstin, Geschmackpäpstin, Glaspäpstin, Hundepäpstin, Keramikpäpstin/Keramik-Päpstin, Kochpäpstin, Literaturpäpstin, Marmeladenpäpstin/Marmeladen-Päpstin, Modepäpstin/Mode-Päpstin, Pflanzenpäpstin, Schmuckpäpstin, Sexpapst/Sex-Papst, Stilpäpstin/Stil-Päpstin, Tanzpäpstin



# Pesttraktate in böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken

Šárka UNUCKOVÁ

## Abstract

Plague tractates in Bohemian and Moravian archives and libraries

Bohemian and Moravian archives and libraries represent a rich resource of medieval texts on the plague. Advice, recommendations and recipes for avoiding the plague (prophylaxis), as well as instructions on how to treat it (therapy), can be found in many manuscripts from the 14th–16th centuries. An example of a varied approach to this topic can be found in the plague tractates contained in the Křivoklát manuscript I. b. 25 and the Olomouc manuscript M. I. 650. This article describes the origin and presentation of the information in the manuscripts, as well as the graphic arrangement of the text.

**Key words:** plague literature, manuscript, compilation, recipe, macrostructure

## 1. Entstehung und Entwicklung der Pestliteratur und ihre Erforschung

Die Pest gehörte ohne Zweifel zu den furchtbarsten Seuchen des Mittelalters, sie erfasste große Teile Europas und kostete Millionen Menschen das Leben. Im Spätmittelalter beeinflusste das Leben der europäischen Bevölkerung in allen Bereichen die Pestpandemie von 1347–1351, die in die Geschichte unter dem Namen „der Schwarze Tod“ einging. Er wütete in fast ganz Europa, das innerhalb von fünf Jahren ein Viertel oder sogar ein Drittel seiner Gesamtbevölkerung verlor. Kleinere, regional begrenzte Pestepidemien wiederholten sich auf unserem Kontinent bis zum 18. Jahrhundert, doch wurden sie nicht mehr zu Pandemien (vgl. Bergdolt 2005:1126; Keil 1995:96–98 sowie Schnell 2006:483).

Die panische Angst vor der Pest in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verursachte die rasche Entstehung einer neuen fachlichen Literaturgattung, der sogenannten „Pestkonsilia“ und „Pestregimina“. Die Pestkonsilia waren eigentlich dem Pestthema angepasste Nachfolger der italienischen Rechtskonsilien, die bereits im 13. Jahrhundert die geschriebenen Gesetze im praktischen Alltag ergänzten. Sie wurden nicht nur lateinisch, sondern auch in den Volkssprachen verfasst und verbreitet.<sup>1</sup> Dies war notwendig wegen der schnellen Anwendung in der Praxis und der Zugänglichkeit für ein breites, Latein nicht beherrschendes Publikum (vgl. Vaňková 2006:461). Die Pestregimina vermittelten den Ärzten und Praktikern, die im heilkundlichen Bereich tätig waren, Hinweise,

<sup>1</sup> Eine umfangreiche und zugleich übersichtliche Bearbeitung der lateinischen und deutschen Pestschriften in ganz Europa, geographisch gegliedert, teilweise mit Editionen der ausgewählten Texte, bietet Karl Sudhoff in seiner Zeitschrift ‚Archiv für Geschichte der Medizin‘ (vgl. Sudhoff 1911–1923).

die der Vorbeugung von verschiedenen Krankheiten dienten, z. B. diätetische und therapeutische Anweisungen. Sie verbreiteten sich enorm im 14. und 15. Jahrhundert, also in den Zeiten der Epidemien (vgl. Bergdolt 1994:27 sowie Nechutová 2007:285). Das naturwissenschaftlich-heilkundliche Wissen der Antike in lateinischer Sprache verbreiteten die neu gegründeten Universitäten, die an der Spitze des mittelalterlichen medizinischen Schrifttums standen (vgl. Keil 1995:103–104). Der französische König Philipp VI. befahl seinen Ärzten, die zugleich an der Pariser Universität tätig waren, Anweisungen zur Prophylaxe und Therapie zu verfassen, und diese wurden in einem lateinischen Gutachten angeführt, das die Grundlage des mittelalterlichen Pestschrifttums darstellte. Nach Sudhoff geht fast jede Pestschrift, die im 14. und 15. Jahrhundert niedergeschrieben wurde, von dem Pariser Pestgutachten aus und erinnert an die darin enthaltenen Informationen.<sup>2</sup>

Eine Sonderstellung in der Pestliteratur des 14. Jahrhunderts nahm die damalige Reichshauptstadt Prag ein. Sudhoff spricht im Zusammenhang mit Prag und ganz Böhmen sogar vom „böhmischen Pestkonzern“ (vgl. Sudhoff 1913:106), was die außerordentliche Quellenfülle bestätigt. Die im Jahre 1348 gegründete Prager Universität war mit bekannten Persönlichkeiten der mittelalterlichen Medizin verbunden, sei es Gallus von Prag, Albich von Prag oder Christian von Prachatitz (vgl. Nechutová 2007:285–290 sowie Sudhoff: 1911–1923, Bd. VI). In ihrem Umfeld entstanden kurz nach ihrer Gründung auch die Pestschriften, die – neben dem Pariser Pestgutachten – zu weiteren Grundsteinen der Pestliteratur gezählt werden müssen:<sup>3</sup>

- der sogenannte ‚Sendbrief-Aderlassanhang‘, der 1349 datiert wird;<sup>4</sup>
- der ‚Sinn der höchsten Meister von Paris‘;<sup>5</sup>
- der Pest-, ‚Brief an die Frau von Plauen‘, der vor 1366 verfasst wurde;<sup>6</sup>
- der ‚Prager Sendbrief‘ von 1371.<sup>7</sup>

Diese Pestschriften oder ihre einzelnen Passagen wurden häufig kopiert und in den folgenden Abschreibungen kompiliert. Der ‚Brief an die Frau von Plauen‘ wurde z. B. sehr oft mit ein paar Paragraphen aus dem ‚Sinn der höchsten Meister von Paris‘ ergänzt (vgl. Franke 1977:52). Die Textproduzenten kompilierten nicht nur die ursprünglichen Texte, sondern auch ihre Kompilationen. Sie bearbeiteten zugleich Texte aus mehreren Vorlagen. So entstanden verschiedene Mischhandschriften und zahlreiche Bearbeitungen, die aber immer wieder zu denselben Anweisungen griffen und manchmal durch eigene Kenntnisse und Erfahrungen des Schreibers oder seine Bemerkungen zum Inhalt, die er für wichtig hielt, bereichert wurden.

<sup>2</sup> Dieses Dokument kennen wir unter dem Namen ‚Das Pariser Pestgutachten‘ und es wurde als das allerwichtigste literarische Pest-Schriftstück und der Ausgangspunkt zur Pestproblematik bezeichnet (vgl. Sudhoff, zitiert nach Schnell 2006:48). Es behandelt im ersten Teil die Ursachen, Prognosen und Vorzeichen der Seuche und im zweiten Teil die Prophylaxe und Therapie – alles in der Tradition des damaligen medizinischen Wissens (vgl. Schnell 2006:484–488).

<sup>3</sup> Es ist zu erwähnen, dass diese wichtigen Pestschriften nur einen kleinen oder gar keinen Einfluss des ‚Pariser Pestgutachtens‘ aufweisen (vgl. Keil 2006:393).

<sup>4</sup> Der ‚Sendbrief-Aderlassanhang‘ beinhaltet fünf Aderlassregeln, diätetische Anweisungen und wird mit einem Gebet abgeschlossen. Es gibt über 20 Textzeugen, drei von ihnen wurden datiert und dem Papst gewidmet, nach Schnell bleibt das Entstehungsjahr trotzdem unsicher – zugleich mit der Widmung konnten sie erst später zum ursprünglichen Text hinzugefügt werden. Seiner Meinung nach könnte auch die Herkunft des Textes bezweifelt werden. Früher wurde er für den Anhang zum ‚Prager Sendbrief‘ gehalten (vgl. Keil 2006:393 sowie Schnell 2006:494).

<sup>5</sup> Der ‚Sinn der höchsten Meister von Paris‘ stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und entstand wahrscheinlich auch im Umfeld der Prager Universität. Er gehört zu den am weitesten verbreiteten Pestschriften – es gibt nämlich über 100 erhaltene Niederschriften. Er führt Ratschläge zum Alltagsleben, empfohlene Arzneien und deren Ingredienzen an (vgl. Keil 2006:393; Schnell 2006:491–492 sowie Sudhoff 1911–1923: Band I. und VI.).

<sup>6</sup> Der ‚Brief an die Frau von Plauen‘ ist in über 100 Handschriften überliefert. Er befasst sich mit allen theoretisch möglichen Aderlassstellen, die man am Körper finden kann, die aber in Bezug auf die Pest aus der medizinischen Sicht irrational sind. Die Widmung einer adeligen Frau sollte auf den Inhalt größeren Wert legen (vgl. Keil 2006:393; Schnell 2006:495 sowie Sudhoff 1911–1923: Band VI.).

<sup>7</sup> Der ‚Prager Sendbrief‘ wurde aus dem lateinischen sog. ‚Missum Imperatori‘ übertragen, dessen Verfasser war der Forschungsmeinung nach der namhafte Arzt und Professor der Medizin an der Prager Universität Gallus von Prag (Havel von Strahov). Er wirkte zugleich als Astronom und Leibarzt Kaiser Karls IV. (1316–1378), dem er seine Schrift ‚Contra pestilentiam missum imperatori‘ widmete. Er behandelt Aderlass, Anweisungen zur Verpflegung und zum Alltagsleben und ist in mehr als 50 deutschsprachigen Textzeugen überliefert (vgl. Keil 2006:394 sowie Schnell 2006:492).

Heutzutage ist die Pestliteratur relativ gut erforscht,<sup>8</sup> jedoch wurden die in den böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken aufbewahrten Quellen nur teilweise berücksichtigt (vgl. Vaňková 2006). Dies belegt auch das Forschungsprojekt der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik ‚Verzeichnis und grundsätzliche philologische Auswertung der deutschen mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften, die in den böhmischen Ländern aufbewahrt werden‘, das sich u. a. zum Ziel setzte, einen Katalog der aus dem 14.–16. Jahrhundert stammenden medizinisch/pharmazeutischen Handschriften, die in den böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken gelagert werden, zusammenzustellen. Der Katalog gewährt die Grundangaben zu jeder gefundenen Handschrift und ist unter der Adresse <http://www.osu.cz/medizinische-handschriften> zu erreichen.<sup>9</sup> Im Rahmen des Projekts wurden auch Pestschriften erfasst, die in den böhmischen und mährischen Handschriften vorkommen. Bisher wurden anhand der Informationen aus dem Katalog 16 Texte ermittelt, die die Pest als selbstständiges Thema behandeln.<sup>10</sup> Ihr Umfang variiert von zwei Absätzen bis zu 57 Seiten und daraus ergibt sich, dass ihre Informationsdichte sehr unterschiedlich ist. Zu den Textsorten, die von den Textproduzenten verwendet wurden, gehören Traktate, Regimina, Rezepte und Gebete.<sup>11</sup>

Aus diesen 16 Handschriften wurden für den folgenden Vergleich zwei Texte ähnlicher Länge ausgewählt; der eine stammt aus dem 15., der andere aus dem 16. Jahrhundert. Ziel ist es, auf verschiedene Herangehensweisen an die Pestproblematik hinzuweisen und zu überprüfen, ob und wie sich die grundlegende Pestliteratur in den Texten widerspiegelt.

## 2. Zum Inhalt der Pesttraktate aus der Pürglitzer Handschrift I. b. 25

Der erste Pesttext befindet sich in der Pürglitzer Handschrift mit der Signatur I. b. 25. Die Handschrift gehört zu den Sammlungen der ehemaligen Fürstenbergischen Bibliothek und stammt aus den Jahren 1450–1455. Neben den Pesttraktaten, die die Blätter 56vb–57vb, 58va–58vb, 59va–60rb einnehmen,<sup>12</sup> kommen in dieser Handschrift u. a. auch Kräuterbücher (auf den Blättern 49ra–55ra), der Macer-Text (60va–89rb), Tierkreiszeichenlehre (90va–97ra und 117ra–119va), astromedizinische Texte in der Form von Monatsregeln (59ra–59va und 113ra–117ra) oder verschiedene Rezepte (120ra–192rb) vor (vgl. Pražák 1969 sowie URL 1). Der Text auf den Blättern 1ra–48va und einige der Rezepte werden dem angesehenen mittelalterlichen Arzt und zugleich dem Verfasser vieler medizinischer Abhandlungen Ortolf von Baierland (vgl. Keil 2006:404) zugeschrieben. Einen Teil der Handschrift bildet das alphabetisch angeordnete *Register vber das Buch der Ertzney*, das sich auf den Blättern 195ra–206r befindet. Die ganze Handschrift könnte man als eine Art medizinisches Hausbuch wahrnehmen.

Der Text wurde nur selten durch Überschriften untergliedert, als meistverwendete Abgrenzung der Themeneinheiten kann ein neuer Absatzanfang mit der teilweise in roter Tinte hervorgehobenen Initiale bezeichnet werden. Diese graphische Textsegmentierung hilft dem Leser, sich in dem Textinhalt zu orientieren, trotzdem bleibt die Handschrift wegen Überschriftenmangel und Aneinanderreihung von verschiedenen Themen oft unübersichtlich.

<sup>8</sup> Vgl. die Arbeiten von Eis (1982); Gundolf Keil, der sich, neben anderen medizinischen Themen, mit der Pestproblematik ausführlich beschäftigt und seit 1970 das Pestschrifttum systematisch bearbeitet; Gloria Werthmann-Haas (1983), Hans Peter Franke (1977), Bernhard Haage (1977), Ortrun Riha (2014) oder Bernhard Schnell (2006).

<sup>9</sup> Zu den angeführten Angaben gehören Aufbewahrungsort, Format, Material, Einband, Blattzahl und nicht zuletzt eine detaillierte Auflistung medizinischer Texte, die in der Handschrift vorkommen (vgl. Vaňková 2014a:48–51).

<sup>10</sup> Es geht um acht Handschriften, die in Prager Archiven oder Bibliotheken aufbewahrt sind, drei Handschriften aus der Wissenschaftlichen Bibliothek in Olmütz, zwei Handschriften aus Pürglitz und je einer Handschrift aus Kunewald, Krumau und Brünn.

<sup>11</sup> Hier ist zu bemerken, dass die einzelnen Textsorten noch nicht völlig konzipiert wurden und dass die Überschriften oder Textbenennungen nur nach Erwägung der Autoren verwendet wurden.

<sup>12</sup> Die arabischen Blattnummern, die im Text und in Klammern angeführt werden, entsprechen nicht den in der Handschrift angeführten römischen Blattnummern.

Dazu trägt auch die Wiederholung von identischen Anweisungen bei, die in der Handschrift zwei- oder sogar dreimal vorkommen, wobei der Verfasser wahrscheinlich von verschiedenen Quellen ausging und immer wieder das ganze Werk übernahm, ohne die schon angeführten Pestrezepte zu überspringen oder einen systematisierten, von allen Niederschriften logisch aufgebauten Überblick dem Leser anzubieten. Diese Tatsache wird dadurch unterstützt, dass unter den einzelnen Pesttraktaten Absätze zu anderen Gesundheitsproblemen erscheinen, was die Übersichtlichkeit wesentlich herabsetzt.

Im Folgenden werden die Quellen, die hier kompiliert wurden, übersichtlich dargestellt:<sup>13</sup>

1. [56vb Z. 15–20] Sendbrief des Gallus von Prag, §4
2. [56vb Z. 21–27] Sendbrief des Gallus von Prag, §5
3. [56vb Z. 28–33] Sendbrief des Gallus von Prag, §6
4. [57ra Z. 1–15] Sendbrief des Gallus von Prag, § 7<sup>14</sup>
5. [57ra Z. 16–20] Sendbrief des Gallus von Prag, § 8<sup>15</sup>
6. [57ra Z. 21–29] Sendbrief des Gallus von Prag, § 10<sup>16</sup>
7. [57ra Z. 30–31] zusätzlicher Ratschlag<sup>17</sup>
8. [57ra Z. 32–33; 57rb Z. 1–3] Sendbrief des Gallus von Prag, § 11
9. [57rb Z. 4–6] Sendbrief des Gallus von Prag, § 12
10. [57rb Z. 7–8] Sendbrief des Gallus von Prag, §13
11. [57rb Z. 8–12] Sendbrief des Gallus von Prag, § 14
- 12. [57rb Z. 13–27] Sinn der höchsten Meister von Paris, § 2<sup>18</sup>**
- 13. [57rb Z. 28–32; 57va Z. 1–6] Sinn der höchsten Meister von Paris, § 3<sup>19</sup>**
14. [57va Z. 7–12] Hinweis auf verworfene Tage<sup>20</sup> auf dem nächsten Blatt
15. [57va Z. 13–14] Sendbrief des Gallus von Prag, §9
16. [57va Z. 14–18] Sinn der höchsten Meister von Paris, §9<sup>21</sup>
17. [57va Z. 19–31; 57vb Z. 1–5] Rezept für Heilgetränk
18. [57vb Z. 6–20] *für den stain*
19. [57vb Z. 21–34; 58ra Z. 1–3] *für das podigra*<sup>22</sup>
20. [58ra Z. 4–11] *Zu den oren, der nicht gehört*
21. [58ra Z. 12–28; 58rb Z. 1–11] Ratschläge zur Heilung der *platter*
22. [58rb Z. 12–29] verworfene Tage<sup>23</sup>
23. [58va Z. 1–13] Sendbrief – Aderlassanhang, §1<sup>24</sup>
- 24. [58va Z. 14–27] Sinn der höchsten Meister von Paris, § 2<sup>25</sup>**
- 25. [58va Z. 28–33; 58vb Z. 1–2] Sinn der höchsten Meister von Paris, § 3<sup>26</sup>**

<sup>13</sup> Die der Pest gewidmeten Textteile von I. b. 25 wurden mit der abgedruckten Version der zentralen deutschen Pestschriften verglichen, die von (Schnell 2006:499–501) publiziert wurden. Die Pestschriften wurden in (Schnell 2006) in einzelne Ratschläge eingeteilt und diese mit Paragraphen bezeichnet. Dieselbe Gliederung wird in diesem Artikel verwendet. ‚Z.‘ verweist auf die Zeile in der Handschrift.

<sup>14</sup> Über den Ratschlag mit derselben Hand ‚ein Rauch zu machen‘ zugeschrieben.

<sup>15</sup> Gekürzt.

<sup>16</sup> Erweitert, teilweise modifiziert.

<sup>17</sup> *Item man sal stetiges haben dyalteam im hauß.*

<sup>18</sup> Erweitert: am Anfang Indikation wiederholt, am Ende Ersatzzutaten angeführt.

<sup>19</sup> Teilweise modifiziert.

<sup>20</sup> Verworfene Tage gehören als Randbereich der Astromedizin zur Laienastrologie. Es geht um Tage, die im Zusammenhang mit speziellen Tätigkeiten für unheilvoll, gefährlich oder verhängnisvoll gehalten wurden. Ursprünglich bezogen sie sich nur auf den Aderlass, später sollen sie viele Gebiete des menschlichen Lebens beeinflusst haben (vgl. Weissner 1978:318–320).

<sup>21</sup> Teilweise modifiziert.

<sup>22</sup> Die Überschriften *für den stain* und *für das podigra* wurden mit einer anderen Hand zwischen die Zeilen zugeschrieben.

<sup>23</sup> Unsystematisch angeordnet: nach den für Aderlass gefährlichen Tagen in einzelnen Monaten; nach Körperstelle, an der man nicht lassen soll; wieder nach den unheilvollen Tagen.

<sup>24</sup> Erweitert.

<sup>25</sup> Identisch mit dem Text auf den Seiten [57rb Z. 13–27].

<sup>26</sup> Identisch mit dem Text auf den Seiten [57rb Z. 28–32, 57va Z. 1–6].

26. [58vb Z. 2–25] Aderlassregeln<sup>27</sup>
27. [58vb Z. 26–31, 59ra Z. 1–10] *Zu den zen*
28. [59ra Z. 11–27, 59rb, 59 va Z. 1–14] gereimte Monatsregeln<sup>28</sup>
29. [59va Z. 15–18] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 2
30. [59va Z. 19–22] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 3
31. [59va Z. 23–28; 59vb Z. 1] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 4
32. [59vb Z. 2–7] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 5
33. [59vb Z. 8–13] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 6
34. [59vb Z. 14–20] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 7
35. [59vb Z. 21–25] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 8
36. [59vb Z. 26–29] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 9<sup>29</sup>
37. [59vb Z. 30; 60ra Z. 1–4] Pestbrief an die Frau von Plauen, § 10
- 38. [60ra Z. 5–10] Sinn der höchsten Meister von Paris, §2<sup>30</sup>**
- 39. [60ra Z. 11–23] Sinn der höchsten Meister von Paris, §3<sup>31</sup>**
40. [60ra Z. 24–29] Sinn der höchsten Meister von Paris, §5<sup>32</sup>
41. [60ra Z. 30–31; 60rb Z. 1–5] Sinn der höchsten Meister von Paris, §4
42. [60rb Z. 6–13] Sinn der höchsten Meister von Paris, §7<sup>33</sup>

Wie sich aus der Struktur ergibt, wurden die aus den Grundschriften übernommenen Anweisungen teilweise nacheinander, teilweise ungeordnet und vermischt angeführt und einige von ihnen mehrmals wiederholt (z. B. 12–24–38, 13–25–39). Interessant ist, dass die Widmungen aus den Grundschriften außer Acht des Kompilators blieben. Er ließ sogar die Namen *der maister Galieni, Avicenne und Ypocratis*<sup>34</sup> aus, die am Anfang des ‚Prager Sendbriefs‘ vorkommen und statt dessen führt er die Widmung aus dem ‚Sendbrief-Aderlassanhang‘ an, die in seiner Kompilation die einzige Erwähnung dieser Schrift darstellt. Die anerkannten Persönlichkeiten und ärztlichen Autoritäten wurden in den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen medizinischen Texten nämlich oft erwähnt, um diesen hohen Bedeutungsgrad und Wichtigkeit zu verleihen.

Der ganze Text wurde in deutscher Sprache geschrieben – mit Ausnahme der lateinischen Adernamen (*mediana* und *Zaphena*), deren Positionen am menschlichen Körper wieder auf Deutsch erklärt wurden. Die Hilfsmittel, von denen man in dieser Niederschrift lesen kann, wurden in der mittelalterlichen Pestliteratur immer wieder angeführt.

Der erste Textteil, der die Pest behandelt, knüpft sofort an ein Rezept *für vorgift piss*<sup>35</sup> an, das mit einer in roter Tinte gemalten Initiale ein neues Kapitel eröffnet. Diese Stelle im Text ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass vergifteter Biss und Pest ähnliche Symptome aufweisen (*druße* und *platern*) und dass in beiden Themen die Ratschläge zur Behandlung von *drusen* und *giftig platern die zu den drusen ankummet* (56va) überliefert werden. Die Pestproblematik beginnt also ohne Überschrift nur als ein neuer Absatz und behandelt die exakten Aderlassregeln, die anführen, wo man lassen soll nach der Position der Beulen am Körper des Kranken, z. B.: *Ist aber daz die druß wechset vnter dem slaffe oder hinter den oren so ist zu lassen an der haubt adern die da ist zwischen dem daumen vnd dem zaiger* (56vb).

<sup>27</sup> Die Regeln erinnern inhaltlich an den ‚Pestbrief an die Frau von Plauen‘, die Lassstellen sind aber vermischt, und entsprechen nicht den im originalen Pestbrief angeführten Lassstellen.

<sup>28</sup> Zu den gereimten Monatsregeln aus dieser Handschrift siehe (Vaňková 2014b:197, 205–206).

<sup>29</sup> Teilweise modifiziert.

<sup>30</sup> Inhaltlich mit dem Text auf den Seiten [57rb Z. 13–27] und [58va Z. 14–27] identisch, beide Ratschläge erweitert.

<sup>31</sup> Inhaltlich mit dem Text auf den Seiten [57rb Z. 28–32, 57va Z. 1–6] und [58va Z. 28–33, 58vb Z. 1–2] identisch, beide Ratschläge erweitert.

<sup>32</sup> Erweitert.

<sup>33</sup> Erweitert.

<sup>34</sup> Abdruck nach Werthmann-Haas (1983), der in (Schnell 2006:500) publiziert wurde.

<sup>35</sup> Die Überschrift *für vorgift piss* wurde mit einer anderen Hand zwischen die Zeilen zugeschrieben.

Während die ersten Absätze dem Aderlass gewidmet sind, wird in den weiteren die Prophylaxe behandelt: empfohlen werden Schlaf bei geschlossenen Fenstern und Einatmen eines Kräuterrauchs. Der Autor nennt die Ingredienzen des Rauchs und erklärt seine Zubereitung. Es werden auch Anweisungen zur Nahrung, Zutaten zu *pillulas* und die Wichtigkeit guter Laune behandelt: [...] *seyt frolichen vnd schimplichen so ir mayst mugt vnd gedencket nicht an den sterben* (57ra).

Man soll etwas Leckeres bei sich haben und daran riechen: [...] *stetiglichen trag etwas in der hant das wol smeck vnd habt das zu der naßen emsiglichen* (57vb).

Baden mit anderen Menschen, Menschenansammlungen, Treffen mit den Angesteckten und öffentliche Räume, einschließlich Kirchen, sollen vermieden werden: *Item gemayne pad sol man meyden vnd die leute die den prechen haben Item kirchen vnd gemeyne straße do vil volkes ist sol man auch meyden* (57va).

Diese Ratschläge sind dem ‚Prager Sendbrief‘ entnommen. Natürlich gibt es hier kleine Abweichungen, eine Anweisung (§ 9) wurde an einer anderen Textstelle angeführt, einige Wörter oder Textteile wurden ausgelassen oder hinzugefügt. 80 Jahre nach seiner Entstehung stand dem Textproduzenten bestimmt eine modifizierte Kopie des ursprünglichen Sendbriefs zur Verfügung. Einmal verändert jedoch die Pürglitzer Wiedergabe den Inhalt zu viel, indem der Autor zwei Ratschläge verknüpfte und damit den ursprünglichen Sinn entstellte: in einer anderen Fassung<sup>36</sup> des ‚Prager Sendbriefs‘ steht:

[...] *ob ir einer kranchheit an euch enpfündet so ir slafen get, so sult ir niezen dreu kügel, die gemacht sein von mastice und aloe, daz ist an allen schaden.* (§10) [...]. *ob ir dehainerlai kranchait an euch enpfündet, seit fröleich und schimpfleich, so ir aller maist müget und gedenkt nicht an den sterben* (§11).

In der Handschrift I. b. 25 empfiehlt der Text dagegen: [...] *ob yr keynerley kranchkheyt an euch enpfündet des nachtes so ir slaffen gen wollet so solt ir iii oder v pillulas die do gemacht sein von den wurtzen mastix saffran vnnnd aloe die die apoteker heyssen Synnaw* (57ra). Diese kleine Verwechslung zweier Wörter – wahrscheinlich wegen falsch gelesener und abgeschrieben Vorlage – verursachte, dass anstatt der Erkrankten die gesunden Menschen geheilt wurden. Solche Fehler wurden aufgrund der Unaufmerksamkeit des Kompilators verursacht, oft wurden auch lateinische Begriffe und Fachwörter (z. B. Benennungen von Ingredienzen), die für den Schreiber unbekannt und zugleich unleserlich waren, verballhornt. Es ist auch möglich, dass dieser Fehler schon in der Vorlage vorkam und übernommen wurde.

Es folgt ein Rezept mit der ausführlichen Anführung der Ingredienzen und deren Menge, Zubereitung, Anwendung und Wirkung:

*Item ii lot aloe vnnnd j mirren vnnnd j saffran vnd alle dreu vnter eynder gestossen gar wol in eynem morser vnd nym das puluer das ist gut fur den troang vnd was poses in eynem menschen ist es sey giffit oder was es sey so muß es von jm Vnnnd nym des puluers wol auff eyn hasel noß oder ii vnd zu treib es in eynem wein vnd trinck das puluer vnd nym seyn mer denn eyns wann dir sein not ist vnd du vnlustig pist* (57va).

Es weist die Struktur der mittelalterlichen medizinischen Rezepte mit fast obligatorischen Elementen auf,<sup>37</sup> doch wurde die gewöhnliche Reihenfolge der einzelnen Elemente verändert. Man kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass es immer noch zur Pestthematik gehört. Als Grund dafür könnten jedoch folgende Indizien angeführt werden: *Item* am Rezeptanfang und die am Rezeptende angeführte Indikation das Pulver einzunehmen, wenn *du vnlustig pist*, die auch im ‚Prager Sendbrief‘

<sup>36</sup> Abdruck nach Werthmann-Haas (1983), der in (Schnell 2006:500) publiziert wurde.

<sup>37</sup> Inhaltlich mit dem Text auf den Seiten [57rb Z. 13–27] und [58va Z. 14–27] identisch, beide Ratschläge erweitert.

vorkommt;<sup>38</sup> als Grund dagegen die auf den folgenden anderthalb Seiten<sup>39</sup> formulierten Ratschläge, die mit der Pest nicht mehr zusammenhängen. Der an ursprünglichen Überschriften mangelnde Text dieser Handschrift lässt uns manchmal nur vermuten, wo die einzelnen Themen anfangen und enden.

Auch die folgenden Pestanweisungen, die in dieser Handschrift auf den Blättern 58va-58vb zu finden sind, gehen von bedeutenden Pesttraktaten aus, diesmal von dem ‚Sendbrief-Aderlassanhang‘ und vom ‚Sinn der höchsten Meister von Paris‘. Aus dem erstgenannten wurden die Widmung für den Papst und die Datierung entlehnt:

*Dise recept wurden gesant vnserm heyligen vater dem pabst<sup>40</sup> von dem allerpesten ertzten vnnd meyster die in aller werlt waren vnd noch seint vnd nymmer werden Das geschah in dem sterben da man zalt nach christi gepurt xiij hundert jare vnd dar nach in dem xliij jare [...] (58va).*

Die Widmungen für respektierte Persönlichkeiten konnten später zu einigen Texten hinzugefügt werden. Als das Entstehungsjahr wird 1344 angeführt, die zusätzliche Information *in dem sterben* zieht die Wahrhaftigkeit des Angeführten in Zweifel, da in diesem Jahre die Pestwelle immer noch nicht Europa heimsuchte. Der Forschungsmeinung nach entstanden alle Pestschriften, die in dieser Sammlung kompiliert wurden, später als 1349. Vermutlich ist diese Angabe also nicht wahrheitsgetreu.

Später im Text findet man die Anweisungen, wie die Beulen, die auf dem Körper erscheinen, geheilt werden können, wobei es um das identische, dreimal wiederholte Rezept geht. Als Hilfsmittel wird ein Pflaster empfohlen, mit der Beschreibung der dazu notwendigen Zutaten. Wenn man diese nicht zur Verfügung hat, werden alternative Ingredienzen aufgezählt:

*[...] wil er geneßen so nym driakels senff vnd holder pleter vnd leg es auff die peulen oder druße so ist er geneßen Mag aber er des nicht gehalten so nym wein rauten vnnd essig vnd leg es auff die druße so wert jm aber nicht (58va).*

Die daran angeknüpften Aderlassregeln werden ‚vom Scheitel bis zur Sohle‘ geordnet, was nicht immer die Regel war:

*Wem eyñ droß wechst an dem haubte oder an der kelen oder an der rechten seiten der laß am rechten arm an der oberstern adern Ist es dir an der kelen oder am hals her ab so laß am selben arm zu der mitteln adern Ist es dir an dem arme oder auff dem hertzen oder auff der schultern so laß auff dem selben arme zu der vndersten adern (58vb).*

Die Handschrift I.b.25 beweist, dass der Aderlass als Heilmittel gegen die Pest im 14. und 15. Jahrhundert häufig empfohlen wurde. Neben den schon erwähnten Beispielen findet man diese Methode auch im letzten Teil der Handschrift, der sich der Pestproblematik widmet (59va-60rb). In diesem Fall handelt es sich um eine Bearbeitung des ‚(Pest-) Briefs an die Frau von Plauen wider die Pestilenz‘. Daran ist noch ein Rezept angefügt und eine Verpflegungsanweisung, auf Obst in den Seuchenzeiten zu verzichten, nicht zu viel zu essen und Essig zu allen Speisen zu konsumieren: *Auch seint zu diesen dingen allerley paum frucht vngesunt an welsche nuß Auch hut dich vor vbrigen essen vnd iß zu aller speiße essig (59vb).*

Diese diätetischen Ratschläge stammen wieder aus dem ‚Sinn der höchsten Meister von Paris‘, wo sie fast wortwörtlich angeführt wurden, sowie das Rezept, das noch einmal empfiehlt, etwas Wohlriechendes vor die Nase zu halten, und mit dem das Pestthema abgeschlossen wurde: *Nym eyñ stucke weysses protes vnnd laß es ij tag weichen in essige da wermut vnd weinraut Inne gestossen sey das laß wider drucken vnnd halt das fur die naßen an dem wege wo du gest (60vb).*

<sup>38</sup> Im ‚Prager Sendbrief‘ steht die Anweisung ‚[...] seit fröleich und schimpfleich, so ir aller maist müget [...]‘ Abdruck nach Schnell (2006:500).

<sup>39</sup> Der Text wird in dieser Handschrift zweispaltig niedergeschrieben, es handelt sich also um drei Spalten.

<sup>40</sup> Es handelt sich um Papst Clemens VI. (1342–1352) (vgl. Loserth 1903:287).

### 3. Zum Inhalt der Pestrezepte in der Handschrift M. I. 650 aus Olmütz

Ungefähr 80 Jahre später als die Pürglitzer Handschrift, um 1530, wurde das *arzney büechlein* verfasst, das in der Wissenschaftlichen Bibliothek in Olmütz unter der Signatur M. I. 650 aufbewahrt wird. Es besteht aus 73 beidseitig voll beschriebenen Blättern, die mit arabischen Ziffern bezeichnet werden (1 bis 146). Nach dem Text gibt es ein sechsseitiges Register *Dises arzney büechlein*, das eher die Rolle eines Inhaltsverzeichnisses erfüllt und alle in der Handschrift behandelten Themen mit den entsprechenden Blattnummern anführt, wobei bei der Anordnung der Indikationen die Gliederungsregel ‚vom Scheitel zur Sohle‘ (a capite ad calcem) verwendet wurde (vgl. Vaňková 2014b:45). Man findet hier unter der Überschrift *Haübt stärkhendte Latwergen* (Bl. 4), Rezepte wie z. B. *Vor verstopffung der nassen* (43), *Vor die ohren* (46), *Vor bösse brüst* (60), *Von dem Herzen* (81) oder *Von der Leber* (85).

Die Rezepte<sup>41</sup> *Vor die best* beginnen auf dem Blatt 136 und nehmen dreieinhalb Seiten ein. Im Register werden sie weiter in *Ein Köstliches Elegsier des lebens* (137), *schweissstreibendes Krafft-wasser so Köstlich* (139) und *Raüchwerch zue bestzeit* (139) gegliedert. Der Text zeichnet sich durch eine durchdachte logische Struktur aus und weist eine für medizinische Kurztraktate typische Textgliederung auf: eine Überschrift, die zugleich eine Einführung in das neue Thema darstellt (*Wie mann die einige, so von der best vergüfft, ündt inuicirt sein, Currieren solle*) und eine Beschreibung der Krankheit und ihrer Übertragung, die in der Tradition der mittelalterlichen Medizin und des derzeitigen Wissens erklärt wurden. Deutlich ist die Anlehnung an das Pariser Pestgutachten:

*Die best ist ain scharpffe rüetten des allerhöchsten, deren nit züentfliechen, doch so solche, wie es offi geschicht, von ainem orth in dass ander außs ohnachtsammer behüetsamkeit in Klaidern getragen, oder von bösen gifft der lüfft verünrainiget wirdt, so kan mann so grossem Übell bester masen abhelffen, mit göttlicher beýstandt, dessen beýhilff in allen züuorderist vonnöthen [...]*  
(136).

Am Ende befindet sich die Berufung auf Gott – Glaube und Gottesbeistand stellten die Grundvoraussetzung für den Erfolg im Alltagsleben der Menschen dar. Dies ist auch weiter im Text belegt und die Wichtigkeit des Glaubens wird damit betont, dass an Gott, geistliche Mittel und Oratation (also Gebet) vor der Medizinzubereitung erinnert wurde. Außerdem wurden geweihte Devotionalien empfohlen: [...] *solle auch neben andern geweichten sachen [M]arien bendict pffening an dem halss tragen, [...]* (137).

Danach folgen die einzelnen Empfehlungen und Rezepte, die eine Rezeptserie bilden.<sup>42</sup> Die Rezepte werden immer nach demselben Schema gegliedert und geben nach der Überschrift die Ingredienzen, Zubereitungsanweisung, Wirkungsbeschreibung und Anwendungsvorschrift an. Die Rezeptnamen beginnen immer am Anfang einer neuen Zeile und stehen hier, mit einer Ausnahme, vom folgenden Text abgetrennt. Weil der Text nur mit schwarzer Tinte geschrieben wurde, verschmelzen die längeren Überschriften leicht mit den anderen Textteilen, die einen fortlaufen geschriebenen Text ohne Andeutung der folgenden Makrostrukturelemente bilden. Dieser Mangel an graphischen Gliederungssignalen erschwerte die Orientierung im Textinhalt.

Der Verfasser verwendete in seinem deutschen Text ein paar lateinische Termini, die in Antiqua geschrieben wurden und auf die die Gewohnheiten der deutschen Rechtschreibung übertragen wurden (z. B. *inuiciert, currieren, oration, theriac, Syrupp*). Wahrscheinlich wollte er auf die Lehnwörter aufmerksam machen und den Laienrezipienten das Lesen und Verständnis vereinfachen.

Beim Vergleich des Wortschatzes und der Schrift der beiden Handschriften tritt die allmähliche Veränderung des Zeitgeistes hervor. Das sich im 16. Jahrhundert langsam durchsetzende

<sup>41</sup> Die Hinweise auf die Pest beschränken sich nach der kurzen Einführung ausschließlich auf die Rezepte.

<sup>42</sup> Bei der Rezeptserie wird dieselbe Indikation am Anfang jedes Rezepts wiederholt. Sie können also jederzeit aus der Serie herausgezogen werden. Ein anderes Schema ist in den Rezeptstafeln zu finden: die Heilanzeige wird nicht bei jedem Rezept angeführt, sondern nur am Anfang der ganzen Rezeptreihe (vgl. Vaňková 2014b:47).

Barockzeitalter bringt die üppige Prachtentfaltung (vgl. Weber 1958:135) mit sich, was sich auch in der Sprache und Schrift widerspiegelt: im Unterschied zu den sachlich gegebenen Hinweisen in der Handschrift I. b. 25 finden wir in dem jüngeren Text eine reiche Sprache und wellenförmige Schmuckinitialen. Der Autor nutzte viele evaluierende Adjektive, um die Heilwirkung der Medizin hervorzuheben, wie z. B. *ain vortreffliche arzneÿ, gar güt für den stich, ein herliches mittell, Ein köstlicher palsam, ain fürtreffliche arzneÿ oder mittell*. Einmal äußerte er sogar seine reine Begeisterung vom Rezept, wenn er *ein Elegisier des lebens* als ‚so ein gar herliche ärzneÿ‘ bewertet. Solche Manifestation von eigenen Emotionen ist in medizinischen Texten jedoch ungewöhnlich und kommt nur selten vor. Der Verfasser fordert ausdrücklich zur Beachtung seiner Ratschläge und Anwendung seiner Präparate auf: *solle man [...] fleisigst gebrauchē; fleisssig dass Elexier brauchē*. In der Pürglitzer Pestschrift hingegen ist nur eine einfache Bewertung zu finden: *gut ding für die druse*.

Die beiden vorgestellten Pesttexte unterscheiden sich auch im Bereich der empfohlenen Hilfsmittel. Während der erste überwiegend den Aderlass anführt, konzentriert sich der Inhalt des anderen nur auf Rezepte – der Aderlass wurde darin nicht einmal erwähnt, was in der Pestliteratur als Ausnahme betrachtet werden kann. Neben Theriak<sup>43</sup> wurden für die Arzneimittel in der Handschrift I. b. 25 ausschließlich Bestandteile pflanzlicher Herkunft verwendet. Die jüngeren Rezepte in M. I. 650 beinhalten vorwiegend auch Vegetabilia. Um sie zuzubereiten, brauchte man jedoch eine größere Menge von Pflanzenarten. Nur für den *köstlichen palsam* wurden auch tierische und mineralische Zutaten notwendig: *zibet*,<sup>44</sup> *ambra*,<sup>45</sup> *bisam*<sup>46</sup> und *agstain* (vermutlich ist Bernstein gemeint) – alles wohlriechende Substanzen.

Als Beispiel der inhaltlich übersichtlichen Textsegmentierung in der Handschrift M. I. 650 können konkrete Rezepte angeführt werden, die in einer logischen Reihenfolge formuliert wurden. Nach dem Präparatenamen (*Köstliches; Schweisstreibendes ündt herzstärkendes Krafftwasser; gemaines Raüchwerch zur zeit der best*) folgen die Ingredienzen und deren Menge: *Mann nehme dess besten aloës 2. loth, saffran 2. qüindtl, Mühren j qüindtl, Rhebarbara lerchenschwamb iedes 2. qüintl, zitwann ½ qüindtl Enzian würzell ½ qüindtl, angelica würzl, Maisterwürzell iedes j qüintl, des besten theriac j loth; [...] (137)*.

Weiter wurde die Zubereitung des gewünschten Hilfsmittels Schritt für Schritt beschrieben, wobei man unter anderem auch an den möglichst angenehmen Geschmack der Medizin dachte:

*[...] die obgelmte stükh sollen alle verstossen werden, ündt in ein mässige gütern gethan, darüber giessse mann ½ masss scharffes schwarz griesen wassser, oder in dessen abgang des besten brandtweins ½ masss, vermache es wohl, ündt lasse es 8 tag an ainem warmen orth stehen. doch solle mann es des tags offi ündtereinander schüttlen, endtlich durch ein wülles tüch oder fliesspapier seichen, ünd 8 loth weissse zükher Candtell daründer thüen, umb dessen bitterkeit etwas zubenemhen, [...] (137)*.

Im dritten Schritt wurde die Heilwirkung und Dosierung des Präparates angeführt, zugleich mit Hinweisen, was der Pestkranke nach der Medizinanwendung tun soll:

*[...] so hat mann ain vortreffliche arzneÿ, so nit leichtlichen was bösses oder vnreines in dem laib last, [...] es haltet den leib bey stetter öffnung, stärkhet das haübt, macht güette gedächtnis, ündt schärfet das gesicht, erwärmet ündt reinigetden magen, es ist in vergüfften Krankheiten ain*

<sup>43</sup> Theriak ist ein Sammelsurium, das aus vielen pflanzlichen, tierischen und mineralischen Substanzen und Opiaten zubereitet wurde, z. B. aus Krötenpulver, Vipernextrakten und -fleisch. Er wurde für ein Allheilmittel gehalten und besonders als Arzneimittel gegen Fäulnis und Gift gepriesen (vgl. Bergdolt 1994:25 sowie Schnell 2006:487).

<sup>44</sup> Es geht um moschusähnliche Drüsenabsonderung der Zibetkatze, die früher in Apotheken geführt und nach dem Bekanntwerden des echten Moschus als Riechstoff zurückgedrängt wurde (vgl. URL 2).

<sup>45</sup> Es handelt sich um Walrat, einen wohlriechenden Fettstoff vom Pottwal (vgl. Vaňková/Keil 2005:276) oder auch um ein wohlriechendes Harz (vgl. URL 3).

<sup>46</sup> Bisam, Moschus – Sekret vom männlichen Biber (vgl. Vaňková/Keil 2005:281 sowie URL 4).

*herliches mittell, so ainem die best anstossset, so nehme mann alsobaldt ainem güeten löffellüoll von disem Elexier des lebens, ündt lege sich aüff die schweissbankh [...] (138).*

Im Text sind vier Rezepte zu finden; die Anwendung von einem Heilmittel wird an die Einnahme eines anderen angeknüpft: [...] *so er nün beÿ ainer ½ stündt geschwizet, kan mann alssdann bissweilen 2. oder 3. löffellüoll von folgendent schweissreibendter ündt herzstärkenden Jülepp nehmen [...] (138).*

Nach den oral einzunehmenden Hilfsmitteln gibt es noch ein Rezept mit ausführlicher Anführung der Ingredienzen, Zubereitung, Wirkung und Verwendung – *Ein köstlicher palsam den mann beÿ sich tragen ündt oft daran riechen soll (139).* Eine ähnliche Anweisung, [...] *traget etwaz in der hand, [...] und habt ez zu der nasen,*<sup>47</sup> schließt die Aufzählung der Maßnahmen im ‚Prager Sendbrief‘, die als roter Faden in den Texten vorkommen, ab.

#### 4. Fazit

Am Beispiel dieser frühneuhochdeutschen Niederschriften kann man sehen, dass sie sich – obwohl beide demselben Thema gewidmet – in der Bearbeitung der Pestproblematik unterscheiden; sie belegen ein unterschiedliches Niveau der Inhaltsbearbeitung in den Arzneibüchern und die Verschiedenheit der empfohlenen Heilmethoden und Hilfsmittel.

Die Pürglitzer Handschrift übernimmt die schon verfügbaren Anweisungen und führt sie unverändert an oder kombiniert sie untereinander. Es handelt sich um einen Text mit nur geringem oder gar keinem Beitrag des Kompilators. Der Verfasser der Olmützer Pestschrift hingegen ging nicht von den bekannten Pestschriften aus, nutzte in seinen Rezepten einen reicheren Wortschatz und passende Bemerkungen und deutete seine Erfahrungen mit den angebotenen Rezepten an. Die höhere Anzahl an Ingredienzen, die in den später verfassten Rezepten verwendet wurden, belegt die Entwicklung des medizinischen Wissens und die ständige Suche nach neuen Möglichkeiten zur Pestbekämpfung, die allen Menschen zugänglich wären. Aus diesen zwei Beispieltexten ist ersichtlich, dass sich die deutsche Sprache in den Texten der praktischen Alltagsmedizin langsam durchsetzte. Die graphische Gestaltung und Strukturierung des Inhalts als Hilfe zur leichteren Orientierung des Lesers und Übersichtlichkeit des vorgelegenen Stoffes war aber im Vergleich mit heutigen Texten noch nicht völlig entwickelt.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

*Pürglitz / Sammlungen der ehemaligen Fürstenbergischen Bibliothek*, Hs. I. b. 25.

*Wissenschaftliche Bibliothek Olmütz*, Hs. M. I. 650.

### Sekundärliteratur:

BERGDOLT, Klaus (1994): *Der schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters*. München.

BERGDOLT, Klaus (2005): Pest. In: HAAGE, Bernhard Dietrich / GERABEK, Werner Erich / KEIL, Gundolf (Hrsg.): *Enzyklopädie Medizingeschichte*. Berlin – New York, Sp. 1122–1127.

---

<sup>47</sup> Abdruck nach (Schnell 2006:500).

- BOKOVÁ, Hildegard / SPÁČILOVÁ, Libuše (Hrsg.) (2003): *Kurzes frühneuhochochdeutsches Glossar: Zu Quellen aus den böhmischen Ländern*. Olomouc.
- DOLCH, Walther (1909): *Katalog der Deutschen Handschriften der K. K. Öff. und Universitätsbibliothek u Prag – I. Teil – Die Handschriften bis etwas z. J. 1550*. Prag.
- EIS, Gerhard (1982): *Medizinische Fachprosa des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Amsterdam.
- FRANKE, Hans-Peter (1977): *Der Pest-, Brief an die Frau von Plauen‘. Studien zur Überlieferung und Gestaltwandel*. (= Würzburger medizinhistorische Forschungen 9). Würzburg.
- Großes Universal-Lexikon in Farbe* (1988). Zürich.
- HAAGE, Bernhard (1977): *Das gereimte Pestregimen des Codex Sangallensis 1164 und seine Sippe. Methamorphosen eines Pestgedichts*. Würzburg.
- KEIL, Gundolf (1993): Pest. In: *Lexikon des Mittelalters*. Band 6, Sp. 1915–1919.
- KEIL, Gundolf (1995): Pest im Mittelalter: die Pandemie des ‚Schwarzen Todes‘ von 1347 bis 1351. In: BUCKL, Walter (Hrsg.): *Das 14. Jahrhundert: Krisenzeit*. Regensburg, S. 95–108.
- KEIL, Gundolf (2006): Chirurgische Fachprosa des 13. bis 15. Jahrhunderts in Schlesien, Nordmähren und Nordböhmen. In: PÄSLER, Ralf G. / SCHMIDTKE, Dietrich (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur des Mittelalters im östlichen Europa, Forschungsstand und Forschungsperspektiven*. Heidelberg, S. 387–426.
- LOSERTH, Johann (1903): *Geschichte des späteren Mittelalters von 1197–1492*. (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, Abt. II). München; Berlin.
- NECHUTOVÁ, Jana (2007): *Die lateinische Literatur des Mittelalters in Böhmen*. Köln.
- PRAŽÁK, Jiří (1969): *Rukopisy křivoklátské knihovny*. Prag.
- PÖRKSEN, Uwe (1998): Deutsche Sprachgeschichte und die Entwicklung der Naturwissenschaften. Aspekte einer Geschichte der Naturwissenschaftssprache und ihrer Wechselbeziehung zur Gemeinsprache. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. 1. Hbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1). Berlin; New York, S. 193–210.
- RIHA, Ortrun (2014): *Das Arzneibuch Ortolfs von Baierland*. Wiesbaden.
- SCHNELL, Bernhard (2006): Prag und die Anfänge der deutschen Pestliteratur im Mittelalter. In: PÄSLER, Ralf G. / SCHMIDTKE, Dietrich (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur des Mittelalters im östlichen Europa, Forschungsstand und Forschungsperspektiven*. Heidelberg, S. 483–501.
- SUDHOFF, Karl (1911–1923): Pestschriften aus den ersten 150 Jahren nach der Epidemie des ‚schwarzen Todes‘ 1348. In: *Archiv für Geschichte der Medizin*. Bände 1–19. Leipzig.
- VAŇKOVÁ, Lenka / KEIL, Gundolf (2005): *Mesuë a jeho ‚Grabadin‘. Standardní dílo středověké farmacie. Edice – Překlad – Komentář. Mesuë und sein ‚Grabadin‘. Ein Standardwerk der mittelalterlichen Pharmazie*. Edition – Übersetzung – Kommentar. Ostrava.
- VAŇKOVÁ, Lenka (2006): Ain edler Tractat von der pestilencz. Zur Bedeutung und Sprache des Pesttraktats aus der Handschrift R 16 der Schlossbibliothek von Kunín. In: ANDRÁŠOVÁ, Hana / ERNST, Peter / SPÁČILOVÁ, Libuše (Hrsg.): *Germanistik genießen. Gedenkschrift für Doc. Dr. phil. Hildegard Boková*. Wien, S. 459–475.
- VAŇKOVÁ, Lenka (2014a): Zum Korpus deutscher medizinischer Texte des 14.–16. Jahrhunderts aus böhmischen und mährischen Bibliotheken und Archiven. In: VAŇKOVÁ, Lenka (Hrsg.): *Fachtexte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Tradition und Perspektiven der Fachprosa- und Fachsprachenforschung*. Berlin, S. 47–64.

VANĀKOVÁ, Lenka (2014b): *Medizinische Texte aus böhmischen und mährischen Archiven und Bibliotheken (14.–16. Jahrhundert)*. Ostrava.

*Verfasserlexikon = Die deutsche Literatur des Mittelalters*. Verfasserlexikon. 2., völlig neu bearb. Aufl. Hrsg. von KEIL, Gundolf / RUH, Kurt (federführend bis Band 8 [1992]) / SCHRÖDER, Werner / WACHINGER, Burghart (federführend ab Band 11, [1995]). Bände 1-11. Berlin; New York (1977–) 1978–1999 und 2004.

VODRÁŽKOVÁ, Lenka (2014): Zu zwei medizinischen Texten aus dem Familienarchiv des Adelgeschlechtes Thun und Hohenstein. In: VANĀKOVÁ, Lenka (Hrsg.): *Fachtexte des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Tradition und Perspektiven der Fachprosa- und Fachsprachenforschung*. Berlin, S. 119–132.

WEBER, Walter Rudolf (1958): *Das Aufkommen der Substantivgrossschreibung im Deutschen. Ein historisch-kritischer Versuch*. Bern.

WERTHMANN-HAAS, Gloria (1983): *Aldeutsche Übersetzungen des Prager ‚Sendbriefs‘ (‚Missum imperatorii‘)*. Untersuchungen zur mittelalterlichen Pestliteratur. Pattensen.

WEISSER, Christoph (1978): Verworfenе Tage. In: *Verfasserlexikon*. Band 10, Sp. 318–320.

### **Internetquellen:**

URL 1: <http://www.osu.cz/medizinische-handschriften> [30. 4. 2015].

URL 2: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GZ05287#XGZ05287> [28. 4. 2015].

URL 3: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GA03147#XGA03147> [28. 4. 2015].

URL 4: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GB07535#XGB07535> [28. 4. 2015].

„Sieh, ich hätte es nicht vermocht,  
dir ein Wort zu sagen.“

## Monologische Dialoge und Dialogstrukturen in Wedekinds ‚Frühlings Erwachen‘

*Norbert Richard WOLF*

### **Abstract**

“Sieh, ich hätte es nicht vermocht, dir ein Wort zu sagen.” Monologic dialogues and dialogue structures in Wedekind’s ‘Frühlings Erwachen’

A drama presents a plot which is constituted through dialogues between the characters. This article therefore attempts to explore several instances of dialogue from Wedekind’s ‘Frühlings Erwachen’ by conversational-analytical means; such an approach facilitates a clear description of the characters’ failures in their interactions. This in turn reveals the specific features of literary dialogues from this period, which are constituted in writing and thus precisely planned; an author not only imitates acts and actors via a play’s dialogues, but fundamentally creates and moulds the characters through dialogue.

**Key words:** dialogue analysis, literary dialogue, conversation analysis

Ein Drama ist ein Text, in dem Figuren auf einer Bühne agieren, miteinander sprechen, agieren, indem sie miteinander sprechen. Das, was die Figuren, die *dramatis personae*, sagen, stammt von einem Autor, nicht von den sprechenden Figuren. Die Figurenrede ist also schriftlich konstituiert, sie kann bis zur letzten Kleinigkeit geplant werden. Jeder Autor eines Dramas ist auf irgendeine Weise bestrebt, natürliche gesprochene Sprache, natürliche Dialoge auf irgendeine Weise, unter irgendwelchen Gesichtspunkten zu imitieren. In diesem Sinn hat Aristoteles (2012:19) immer noch recht, der in seiner ‚Poetik‘ feststellt, dass das Drama die „Nachahmung einer [...] Handlung“ sei, was vor Allem „Nachahmung von Handelnden“ bedeute.

Da im Drama die Handlung in erster Linie durch Sprache vollzogen wird „und nicht durch Bericht“, wie Aristoteles (2012:19) bemerkt, ist es zuvörderst das sprachliche Handeln, das sich im Drama wie im natürlichen Dialog findet. Von da her liegt es nahe, die Dialoge in einem Drama „mit sprachlinguistischen Mitteln“ (Schwitalla/Thüne 2009:45) zu beschreiben. Für einen schriftlich konstituierten Dialog ergibt sich daraus methodisch, dass durch den gesprochensprachlichen Hintergrund die Eigenarten des jeweiligen literarischen Dialogs deutlicher zutage treten, da ja ein

Autor in seinen Dialogen nicht nur Handlungen und handelnde Personen nachahmt, sondern ganz wesentlich kreiert und gestaltet.

Schwitalla/Thüne (2009:49) nennen in Anschluss an Werner Kallmeyer (1985) fünf „Konstitutionsebenen [...], die notwendige Voraussetzungen sind, damit ein Gespräch überhaupt zustande kommt und durchgeführt werden kann“. Diese Konstitutionsebenen oder „Ordnungsstrukturen“ (Schwitalla/Thüne 2009:49) sind: Gesprächsorganisation, Thema, sprachliches Handeln, soziale Beziehungen und (Interaktions-)Modalität.

Im Folgenden werde ich einige Passagen von Dialogen aus ‚Frühlings Erwachen‘ nach diesen Konstitutionsebenen untersuchen; allerdings nicht der Reihe nach, sondern im Sinn einer diskursiven Analyse, die stets am Text entlang vorgeht; immer dann, wenn eine Ebene relevant wird, wird sie zum Gegenstand der Analyse und der Beschreibung.

Zuvor noch einige Daten: Wedekind vollendete sein Drama ‚Frühlings Erwachen‘ zu Ostern 1891; am 20. November 1906 wurde das Stück an den Berliner Kammerspielen mit großem Erfolg uraufgeführt (vgl. Edelmann 2014:199). Die Zitate aus dem Text entstammen der Reclam-Ausgabe von Thorsten Krause (Wedekind 2013). Textrecherchen wurden in der elektronischen Fassung Wedekind (2005) durchgeführt.

Das Stück beginnt mit einem Dialog zwischen Wendla und ihrer Mutter, Frau Bergmann. Der Anfang dieses Dialogs

*WENDLA. (1) Warum hast du mir das Kleid so lang gemacht, Mutter?*

*FRAU BERGMANN. (2) Du wirst vierzehn Jahr heute!*

*WENDLA. (3) Hätt ich gewusst, dass du mir das Kleid so lang machen werdest, ich wäre lieber nicht vierzehn geworden.*

*FRAU BERGMANN. (4) Das Kleid ist nicht zu lang, Wendla. (5) Was willst du denn! (6) Kann ich dafür, daß mein Kind mit jedem Frühjahr wieder zwei Zoll größer ist. (7) Du darfst doch als ausgewachsenes Mädchen nicht in Prinzesskleidchen einhergehen.*

*WENDLA. (8) Jedenfalls steht mir mein Prinzesskleidchen besser als diese Nachtschlumpe. – (9) Laß mich’s noch einmal tragen, Mutter! (10) Nur noch den Sommer lang. (11) Ob ich nun vierzehn zähle oder fünfzehn, dies Bußgewand wird mir immer noch recht sein. – (12) Heben wir’s auf bis zu meinem nächsten Geburtstag: (13) jetzt würd ich doch nur die Litze heruntertreten.*

(Wedekind 2013:7)

Der Inhalt dieser Szene ist kurz folgender:

„Frau Bergmann ist der Meinung, dass Wendla aufgrund ihrer körperlichen Entwicklung ein längeres Kleid tragen sollte. Wendla möchte dagegen gerne weiterhin das gewohnte kurze Kleid tragen; sie setzt sich schließlich durch.“ (Möbius 2013:28)

Der Anfang dieses Dialogs beginnt mitten im Gespräch, wir können auch hier von einem Anfang *medias in res* sprechen. Wendla scheint ein Kleid, an das ihre Mutter eine *Litze* genäht hat, nicht zu ästimieren. Sie beginnt den Dialog mit einer *warum*-Frage, die eigentlich die Unzufriedenheit mit dem verlängerten Kleid ausdrückt. Sie sagt dies zunächst nicht direkt, sondern ist bestrebt, noch die brave Tochter zu sein. Deshalb schließt sie ihre Frage mit der direkten Anrede *Mutter*. Andererseits dient die Nachstellung der Anrede der Intensivierung der vorangestellten Sprechhandlung. Damit bekommt auch die *warum*-Frage eine doppelte Bedeutung: Zum einen ist diese Frage wirklich eine Frage, Wendla erkundigt sich nach den Gründen der Mutter. Zum andern sind *warum*-Fragen die „am häufigsten auftretenden syntaktischen Konstruktionen zur Vorwurfsverpackung“ (Günthner 2000:85). Aufgrund der doppelten Funktion dieser Äußerung wird der Vorwurf abgeschwächt, Wendla kann immer sagen, sie hat sich nur nach den Beweggründen ihrer Mutter erkundigt. Gleichzeitig verstärkt die nachgestellte Anrede nicht so sehr die Frage, sondern vielmehr den Vorwurf.

Die Mutter antwortet mit einem Darstellungs- resp. Deklarativsatz,<sup>1</sup> der die erwartete Antwort gibt. Das Ausrufezeichen am Ende des Satzes signalisiert, dass die Sprecherin ihrer Äußerung stimmlichen Nachdruck verleihen will: Die Antwort ist nicht nur die Reaktion auf die Frage der Tochter, sondern auch ein Vorwurf: Das weißt du doch, Wendla.

Wendla zeigt sich uneinsichtig und macht ihrer Mutter den Vorwurf, *das Kleid so lang* gemacht zu haben. Sie tut dies in einem ziemlich komplexen Satzgefüge: Wendla beginnt mit einem einleitungslosen Konditionalsatz mit dem finiten Verb in Spitzenstellung; der Hauptsatz, der das Gefüge abschließt, beginnt aber nicht mit dem Verbum finitum, sondern mit dem Subjektspronomen *ich*. Der Konditionalsatz steht also im Vorvorfeld und bekommt auf diese Weise hörerenlenkende bzw. themensetzende Funktion:

*Hätt ich gewusst, dass du mir das Kleid so lang machen werdest, (dann) gilt Folgendes: ich wäre lieber nicht vierzehn geworden.*

Das 14-jährige Mädchen spricht ihre Mutter nur noch an, wenn sie über das Kleid spricht. Die Äußerung *ich wäre lieber nicht vierzehn geworden* ist fast schon eine Drohung mit dem Selbstmord. Die Mutter spricht zunächst ihre Tochter an, und zwar zuerst mit dem Namen und dann mit der scheinbaren Frage *Was willst du denn?* In dem Satz *Kann ich dafür, daß mein Kind mit jedem Frühjahr wieder zwei Zoll größer ist* spricht sie nicht mit ihrer Tochter, sondern über sie. Frau Bergmann stellt das Wachstum Wendlas als objektives Faktum hin; mit der dritten Person (*mein Kind*) distanziert sich Frau Bergmann von diesem Faktum: Dass ihre Tochter – sie verwendet hier die emotionale Formel *mein Kind* – erwachsen wird, ist für sie ein Problem, für das sie auch nicht die Verantwortung übernehmen will. Im darauffolgenden Satz (7) spricht nicht die liebende oder besorgte Mutter, sondern wieder die erziehende, wobei Erziehung als Äußerung von Verboten oder Geboten verstanden wird.

Wendla nimmt zwar das Wort *Prinzesskleidchen* in ihrer Erwiderung wieder auf, lässt aber gleich als Opposition das umgangssprachliche Kompositum *Nachtschlumpe* folgen. Das ‚Handwörterbuch der deutschen Sprache‘ von Daniel Sanders, das den Wortgebrauch des ausgehenden 19. Jahrhunderts bucht, notiert s. v. *Schlump(e)* die Bedeutung „unreinl. Weibspers.“, und unter dem Adjektiv *schlump(e)lig* das Interpretament „schlottrig, schlaff hangend etc.“ (Sanders 1878:723). Das Grimm’sche Wörterbuch kennt auch die Bedeutung „zerrissener pantoffel, alter schuh“ (DWb 1895:827). Das Wort *Nachtschlumpe* ist also eine derbe und somit deutliche Zurückweisung. Der Mutter, die eine allzu erotisch wirkende Bekleidung ihrer Tochter verhindern will, wird vorgeworfen, dass sie Wendla das Kleid einer „unreinl. Weibspers.“ aufdrängen will; und die erste Konstituente des Kompositums ist auch nicht dazu angetan, die negativen Konnotationen abzumildern. Wendla spricht in diesem Satz ihre Mutter ebenfalls nicht an. D. h., dass die entscheidenden Teile des Dialogs kein Dialog, sondern nur ein mehr oder weniger getrenntes Sprechen über bestimmte Sachverhalte sind.

In Satz (9) spricht Wendla ihre Mutter direkt an, sie appelliert an sie, zu genehmigen, dass sie das Prinzesskleid noch eine Saison tragen darf. Sie wird auch im Ton gemäßigter und nennt das neue Kleid *Bußgewand*. Mit diesem Wort kommt Wendla ihrer Mutter, insbesondere der moralischen Bewertung des alten Kleides entgegen; denn das Substantiv *Buße* hat auch die Bedeutung „sittliche Besserung u. Bekehrung, das Reuegefühl über begangenes Unrecht u. Vorsatz der Besserung“ (Sanders 1878:148), wodurch auch Einsicht in ihr, soweit dies die Mutter so sieht, fehlerhaftes Verhalten signalisiert wird. Sicherlich schwingt beim Substantiv *Bußgewand* auch die Bedeutung „eine Strafe als Vergeltung und Vergütung“ (ebd.) mit, was auf die Interpretation von Wendlas Schwangerschaft durch ihre Mutter im dritten Akt (s. u.) vorausdeuten kann.

<sup>1</sup> Die kommunikativen Satzformen bezeichne ich gerne mit der Terminologie des Organonmodells Karl Bühlers (1965:28); vgl. dazu Wolf (1994 und 2010).

Wendla bringt schließlich noch ein Argument dafür, dass sie das lange Kleid noch nicht tragen kann: Sie würde *doch nur die Litze heruntertreten* (13), sie ist für solch ein Kleid doch nicht *ausgewachsen* genug.

Wir haben hier einen gemischten Dialog vor uns. Tochter und Mutter wollen ohne Zweifel ihren sozialen Rollen, will sagen: ihren wechselseitigen familiären Verpflichtungen gerecht werden. Allerdings sind sie nicht imstande, 1. ihre eigenen Handlungsmotive auszudrücken und 2. sich in die jeweils andere Person zu versetzen. Dies hängt zum einen mit der Erziehung Wendlas durch ihre Mutter zusammen und andererseits mit der Unfähigkeit der Mutter, gerade Fragen der Sexualität ihrer Tochter zu beantworten.

Mit anderen Worten: Dieses und auch die weiteren Gespräche zwischen Wendla und ihrer Mutter sind keine Interaktionen, in denen die Kommunikatoren aufeinander eingehen und versuchen, die Aktionen und Reaktionen des Gegenübers vorwegnehmend in das eigene sprachliche Handeln zu integrieren. Das wird in dem letzten Gespräch (3. Akt, 5. Szene) zwischen Frau Bergmann und Wendla deutlich, in dem Wendla von ihrer Mutter erfahren muss, dass sie schwanger ist:

FRAU BERGMANN. (1) *Du musst nicht sterben – Kind!* (2) *Du hast nicht die Wassersucht.* (3) *Du hast ein K i n d, Mädchen!* (4) *Du hast ein Kind!* – (5) *Oh, warum hast du mir das getan!*  
WENDLA. – (6) *Ich habe dir nichts getan –*  
FRAU BERGMANN. (7) *O leugne nicht noch, Wendla!* – (8) *Ich weiß alles.* (9) *Sieh, ich hätt es nicht vermocht, dir ein Wort zu sagen.* – (10) *Wendla, meine Wendla ...!*

(Wedekind 2013:70)

In dieser Passage tritt der Solipsismus Frau Bergmanns eindrucksvoll zu Tage. Sie versucht zunächst, ihrer Tochter zu erklären, dass sie nicht sterben muss; sie habe nicht *die Wassersucht*, sondern *ein Kind*. Sowohl syntaktische wie graphostilistische Elemente laden die Gesprächsteile Frau Bergmanns ungeheuer auf. Sie beginnt mit einem Darstellungssatz, auf den ein Gedankenstrich folgt, der eine Redepause signalisiert, und dann kommt die Anrede *Kind!*, für die das Ausrufezeichen gilt. Es handelt sich also nicht mehr nur um eine vokativische Anrede, sondern um einen intensiv geäußerten Vorwurf, obwohl der Grund dafür noch nicht genannt worden ist, sowie um einen starken Gefühlsausbruch. Die Mutter nennt Wendla dabei nicht bei ihrem Namen, sondern sagt einfach *Kind*, wodurch zunächst die Hierarchie, die ja überhaupt das wesentliche Thema dieser Gesprächspassage ist, betont wird. Der Anredeausdruck *Kind* ist wiederum nachgestellt, die intensivierende Funktion dieser Position wird gerade durch die Sprechpause, die der Gedankenstrich vor *Kind* angedeutet, weiter verstärkt. Gleichzeitig ist das Wort *Kind* eine Vorausdeutung für Satz (3), in dem der Sperrdruck den affektischen Akzent auf dem Wort *Kind* andeutet.

Satz (3) hat als Adresse nicht *Kind* wie (1), sondern die geschlechtsspezifische Variante *Mädchen*, wiederum mit einem Ausrufezeichen versehen und nachgestellt. Die emotionale Intensität dieser Äußerungen wird durch die Wiederholungen (2) und (4), diesmal ohne Adressen, verstärkt. Diese Anrede allein ist ein Vorwurf: Ein *Mädchen* sollte noch nicht schwanger sein.

Satz (5) ist der klimaktische Vorwurf: Es geht nicht um die schwierige Situation eines 14-jährigen Mädchens, das noch dazu als Tochter der sprechenden Person der besonderen Fürsorge bedürftig ist; das Problem der Mutter ist das, was ihr die Tochter *getan* hat.

Frau Bergmann verwendet hier nicht das Präfixverb *antun* in der Bedeutung „etwas zufügen, bereiten“ (Wahrig 2011); dieses Verb würde ich mit gegenwartssprachlicher Kompetenz erwarten. Ich habe nun überprüft, ob dieses Präfixverb in Wedekinds Sprachgebrauch denkbar wäre. Das ‚Handwörterbuch‘ von Daniel Sanders kennt das Lemma *antun* nicht. Doch in den Dramen von Wedekind sind die beiden Verbformen *antun* und *angetan* insgesamt dreimal belegt, darunter ein einschlägiger Kontextbeleg im Stück ‚Hidalla oder Sein und Haben‘ (1904):

*Ich kann Ihnen kaum sagen, wie hoch es mich beglückt, Sie in so göttlicher Laune über den Schimpf, den man Ihnen angetan hat, spotten zu hören!*  
(Wedekind 2005)

Vor diesem Hintergrund erhält Frau Bergmanns Ausruf *Oh, warum hast du mir das getan!* (5) seine besondere Bedeutung: Der Kernsatz lautet *Warum hast du das getan!* Frau Bergmann beklagt also die Tat. Dazu setzt sie das Personalpronomen im Dativ: *Warum hast du mir das getan!* Diese Pronominalform steht hier in der Funktion eines *Dativus incommodi*, sodass die ganze Äußerung zu paraphrasieren wäre: ‚Warum hast du zu meinem Nachteil diese Tat begangen!‘ Das Ausrufezeichen am Ende des Satzes sowie die Interjektion *Oh* im Vorvorfeld machen klar, dass es sich hier nicht um eine Frage, sondern um einen Expressivsatz handelt, der die Befindlichkeit der Sprecherin ausdrückt. Frau Bergmann ist erschüttert, dass ihre Tochter so gehandelt und ihr geschadet hat.

Der Vorwurf ist wiederum als *warum*-Frage formuliert. Auch die Mutter nutzt also diese Form, die, wie schon angedeutet, nur scheinbar eine Frage ist. Das Frageadverb *warum* fragt in der Regel nach dem Grund einer Handlung bzw. nach dem Motiv einer Person für eine Handlung. Die Sprecherin, in unserem Fall die Mutter, drückt ihren Vorwurf dadurch aus, dass sie das Motiv für eine Handlung nicht versteht und deshalb danach fragt. Die *warum*-Frage gibt vor, dass es eine Antwort auf eine Frage gibt. Doch es handelt sich um einen ‚indirekten Sprechakt‘, was sich wohl auch bei der mündlichen Realisierung zeigen dürfte: Die interrogative Intonation wäre hier nicht möglich.

Wendla reagiert ganz naiv, dennoch adäquat. Sie versucht nicht, die *warum*-Frage wörtlich zu nehmen, sondern sie weist den Vorwurf zurück: *Ich habe dir nichts getan* (6). Damit kann die Mutter nichts anfangen. Ihre Reaktion *O leugne nicht noch, Wendla!* (7) zeigt, dass Frau Bergmann der Überzeugung ist, dass Wendla diese Tat absichtlich begangen habe, um ihr zu schaden. Sie ist wiederum nicht in der Lage, anzunehmen, dass ihre Tochter möglicherweise einen Fehler begangen hat, dies aber nicht in böser Absicht. Die Abfolge der Sätze (8) und (9) macht manifest, dass sie nicht mehr imstande ist, konsequent, fast möchte man sagen: logisch zu denken, sodass der stammelnde Ausruf *Wendla, meine Wendla ...!* ein folgerichtiger Abschluss dieser Gesprächspassage ist.

Die Unfähigkeit der agierenden Personen, miteinander zu interagieren, durchzieht das ganze Stück. Interaktion – dies wurde schon angedeutet – bedeutet, dass Handeln, somit auch sprachliches Handeln „nur als Miteinander-Handeln [...] verstanden werden“ (Ehlich 2000) kann. Auch die „Gymnasialprofessoren“ sprechen nicht miteinander, sondern agieren bloß für sich. Dies ist sicherlich einer der Gründe, warum die Konferenz-Szenen in diesem Stück „zu dem Höhepunkten der deutschen Schulsatire“ zählen (Sprengel 1998:521). Der dritte Akt des Stückes beginnt mit der Lehrerkonferenz, in der dann Melchior Gabor von der Schule verwiesen wird. Die Szene beginnt mit einer längeren Rede des Rektors Sonnenstich:

*SONNENSTICH. ... (1) Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben? – (2) Meine Herren! – (3) Wenn wir nicht umhin können, bei einem hohen Kultusministerium die Relegation unseres schulbeladenen Schülers zu beantragen, so können wir das aus den schwerwiegendsten Gründen nicht. (4) Wir können es nicht, um das bereits hereingebrochene Unglück zu sühnen, (5) wir können es ebensowenig, um unsere Anstalt für die Zukunft vor ähnlichen Schlägen sicherzustellen. (6) Wir können es nicht, um unseren schulbeladenen Schüler für den demoralisierenden Einfluss, den er auf seinen Klassengenossen ausgeübt, zu züchtigen; (7) wir können es zuallerletzt, um ihn zu verhindern, den nämlichen Einfluss auf seine übrigen Klassengenossen auszuüben. [...] – (8) Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?*

(Wedekind 2013:51)

Wiederum wird der Leser bzw. der Zuschauer *medias in res* geführt. Der Rede des Rektors scheinen schon mehrere Äußerungen des Rektors und/oder des Kollegiums vorausgegangen zu sein. Die Frage *Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?* lässt dies präsupponieren. Nach dieser Frage macht der Rektor eine Pause, er rechnet anscheinend mit keiner Bemerkung aus dem Kollegium, sondern setzt zu einer zusammenfassenden Beurteilung der Situation an; er

begründet die Unausweichlichkeit der Relegation Melchiors. Die Begründung wird zunächst in einer Viererfigur ausgeführt. Dieses „Isocolon“ (Lausberg 1990:359; s. auch weiter unten zu den ‚Kola‘) wird durch Satz (3) vorbereitet. Das Satzgefüge:

- (3) *Wenn wir nicht umhin können, bei einem hohen Kultusministerium die Relegation unseres schulbeladenen Schülers zu beantragen, so können wir das aus den schwerwiegendsten Gründen nicht.*

hat die Aufgabe, die Begründung gewissermaßen logisch zu begründen. Die konditionale Relation – der *wenn*-Satz im Vorfeld ist ein Konditionalsatz – ist ein kausales Verhältnis; allerdings wird nicht der tatsächliche Grund ausgedrückt (dafür ist der Kausalsatz mit *weil* oder *da* als Einleitewort zuständig), sondern ein „mögliche[r] Grund[er]“ (Erben 1972:205). Der Rektor gibt dem Kollegium scheinbar die Möglichkeit, kollegial den nächsten Schritt (mit) zu beschließen. Es ist dies aber, wie angedeutet, nur eine scheinbare demokratische Formalität. Die Formulierung *aus den schwerwiegendsten Gründen* macht deutlich, dass es sich hier nicht um eine kausale Möglichkeit handelt. Satz (3) müsste, die Absichten Sonnenstichs präzise wiedergebend, lauten:

- (3') *Aus den schwerwiegendsten Gründen können wir nicht umhin, bei einem hohen Kultusministerium die Relegation unseres schulbeladenen Schülers zu beantragen.*

Die tatsächliche Formulierung im Drama ermöglicht es Rektor Sonnenstich, den Hauptsatz von (3) in einem Isokolon mit vier Gliedern, einem „Tetrakolon“ (Harjung 2000:243) zu verwenden; jetzt kommt die Abfolge von Grund und Folge, wie sie zu erwarten ist:

- (4) ***Wir können es nicht**, um das bereits hereingebrochene Unglück zu sühnen, (5) **wir können es ebensowenig**, um unsere Anstalt für die Zukunft vor ähnlichen Schlägen sicherzustellen. (6) **Wir können es nicht**, um unseren schulbeladenen Schüler für den demoralisierenden Einfluss, den er auf seinen Klassengenossen ausgeübt, zu züchtigen; (7) **wir können es zuallerletzt**, um ihn zu verhindern, den nämlichen Einfluss auf seine übrigen Klassengenossen auszuüben.*

Jeder dieser Sätze nennt einen Grund für das nötige Handeln der Schule; die Hauptsätze sind bis auf die Negation identisch, sie sind Kola, also Elemente, „die für die Gliederung der Rede Bedeutung haben“ (Harjung 2000:255):

- (4) Sühne des „bereits hereingebrochene[n] Unglück[s]“,  
(5) Schutz der Schule vor ähnlichen Schlägen,  
(6) Schutz vor einem demoralisierenden Einfluss auf die Mitschüler Gabors,  
(7) Schutz vor einem demoralisierenden Einfluss auf weitere Schüler.

Die Negationspartikel *nicht*, die in (4) und (6) steht, wird in (5) durch *ebensowenig* variiert und in (7), gewissermaßen als Steigerung, durch *zuallerletzt* ersetzt. Und dann kommt als zusammenfassende und die bisher genannten Begründungen übersteigende Klimax:

- (8) ***Wir können es** – und der, meine Herren, möchte der schwerwiegendste sein – **aus dem jeden Einwand niederschlagenden Grunde nicht**, weil wir unsere Anstalt vor den Verheerungen einer Selbstmordepidemie zu schützen haben, wie sie bereits an verschiedenen Gymnasien zum Ausbruch gelangt und bis heute allen Mitteln, den Gymnasiasten an seine durch seine Heranbildung zum Gebildeten gebildeten Existenzbedingungen zu fesseln, gespottet hat.*  
(Wedekind 2013:51)

Es gibt also einen Grund, der jeden Einwand gegen eine Relegation Melchiors niederschlägt:

(8) Schutz der Schule vor einer Selbstmordepidemie, weil dadurch die Schule ihre Reputation verlieren könnte.

Der Grund in (8) ist, wie schon angedeutet, der sprachstilistische und argumentative Höhepunkt in diesem Isokolon. Rektor Sonnenstich, demonstriert durch diese Rede, dass er in der rhetorischen Tradition des humanistischen Gymnasiums steht. Es erweist sich aber, dass die Rhetorik nur noch formaler Schmuck ist, der die Rolle der „Pädagogen [...] als fragwürdige moralische Instanzen“ (Neubauer 2001:21) in keiner Weise retten kann. Deshalb überrascht es auch nicht, dass Rektor Sonnenstich Melchior keine Gelegenheit der Rechtfertigung einräumt. In deutlichem Kontrast zur rektoralen Rhetorik stehen die geradezu primitiven Sticheleien, mit denen sich die Professoren gegenseitig bedenken. Auch die Pädagogen, zu deren Hauptaufgabe es gehören sollte, junge Menschen zu vollwertigen und gebildeten Mitgliedern einer Gesellschaft zu machen, müssen schon aufgrund der Tatsache, dass sie nur monologisierend und repetitiv immer die gleichen Versatzstücke von sich geben, an ihrer eigenen Aufgabe scheitern.

Zum Schluss seiner Rede wiederholt der Rektor die Frage, mit der er begonnen hat: *Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?* Prompt folgt auch eine Wortmeldung, und zwar von Professor Knüppeldick:

*Ich kann mich nicht länger der Überzeugung verschließen, dass es endlich an der Zeit wäre, irgendwo ein Fenster zu öffnen.* (Wedekind 2013:51 f.)

Was die Dialogstrukturen in Wedekinds ‚Frühlings Erwachen‘ betrifft, sind die einzelnen Teile des Stücks, vor allen in den Partien, in denen Erwachsene an den Gesprächen beteiligt sind, Varianten eines einzigen Musters, der Unfähigkeit, miteinander zu interagieren. Das Drama ‚Frühlings Erwachen‘ hat den Untertitel ‚Eine Kindertragödie‘. Das Titelbild der Erstausgabe, das von Franz Stuck, einem der ‚Münchener Malerfürsten‘ und Jugendstilkünstler um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, zeigt eine gezeichnete Frühlingszenerie, knospende Bäume, blühende Blumen und muntere Vögel. Doch das Idyll, das die erwachende Sexualität junger Menschen bildlich darstellen soll, täuscht. Das Stück ist vielmehr eine Tragödie der mangelnden Kommunikations- und Interaktionsfähigkeit in der Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Das herkömmliche Drama ist durch die „Identität von Rede und Handlung“ gekennzeichnet: „Eine Figur erteilt einen Befehl, verrät ein Geheimnis, stößt eine Drohung aus, gibt ein Versprechen, stimmt eine andere Figur um usw.“ (Pfister 2001:169). Dies alles tun die Figuren in Wedekinds Drama auch. Aber sie handeln solipsistisch, zwar mit sozialen Folgen, aber ohne soziales Bewusstsein.

Indem Frau Bergmann zu ihrer Tochter sagt „Sieh, ich hätte es nicht vermocht, dir ein Wort zu sagen.“, bringt sie das interaktive Versagen einer Gesellschaft auf eine einfache Formel. Der Imperativ *Sieh* lenkt die Aufmerksamkeit nicht nur Wendlas, die diese Worte kurz vor ihrem Tod (an) hören muss, auf dieses Versagen.

Die wenigen Momente, in denen Personen miteinander interagieren, sprechen Sie nicht miteinander, sondern eine Person schreibt einer anderen einen Brief. Es scheint leichter zu sein, weitgehend situationsabstrakt – dies ist das Hauptkennzeichen geschriebener Sprache – miteinander umzugehen, als in der Situation und aus der Situation heraus.

Die Frage, ob sich das Gesprächsverhalten der Figuren in der Schlusszene an Wendlas Grab etwas Grundsätzliches ändert, ob der „vermummte Herr“, dem auch das Stück gewidmet ist, und Moritz mit „seine[m] Kopf unterm Arm“ (S. 75) auf diese Weise anders sprechen können als vorher im Stück, muss eigens untersucht werden.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

- WEDEKIND, Frank (2013): *Frühlings Erwachen. Eine Kindertragödie*. Hrsg. von KRAUSE, Thorsten. Stuttgart. (=Reclam XL. Text und Kontext. Nr. 19043).
- WEDEKIND, Frank (2005): [Werke]. In: *Deutsche Literatur von Luther bis Tucholsky. DVD-ROM*. Berlin. (=Digitale Bibliothek 125).

### Sekundärliteratur:

- ARISTOTELES (2012): *Poetik*. Griechisch/deutsch. Übers. und hrsg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart. (=Reclams Universal-Bibliothek 7828).
- BÜHLER, Karl (1965): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 2. Aufl. Stuttgart.
- DWB (1895): GRIMM, Jacob/GRIMM, Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch* Bd. 9. Bearb. von Moritz Heyne. Leipzig.
- EDELMANN, Eva (2014): Zeittafel. In: MITTERMAYER, Manfred / BENGESSER, Silvia (Hrsg.): *Wedekinds Welt. Theater – Eros – Provokation*. Leipzig, S. 196–202.
- EHLICH, Konrad (2000): Interaktion. In: GLÜCK, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. 2. Aufl. CD-ROM-Ausgabe. Berlin. (=Digitale Bibliothek 34).
- ERBEN, Johannes (1972): *Deutsche Grammatik. Ein Abriß*. München.
- GÜNTNER, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion*. Tübingen.
- HARJUNG, J. Dominik (2000): *Lexikon der Sprachkunst*. München.
- KALLMEYER, Werner (1985): Handlungskonstitution im Gespräch. In: GÜHLICH, Elisabeth / KOTSCHI, Thomas (Hrsg.): *Grammatik, Konversation, Interaktion. Beiträge zum Romanistentag 1983*. Tübingen, S. 81–122.
- LAUSBERG, Heinrich (1990): *Handbuch der literarischen Rhetorik*. 3. Aufl. Stuttgart.
- MÖBIUS, Thomas (2013): *Erläuterungen zu Frank Wedekind, Frühlings Erwachen*. Hollfeld. (=Königs Erläuterungen 406).
- NEUBAUER, Martin (2001): *Frank Wedekind, Frühlings Erwachen*. Stuttgart. (=Reclams Universal-Bibliothek 15308).
- PFISTER, Manfred (2001): *Das Drama. Theorie und Analyse*. 11. Aufl. München. (=UTB 580).
- SANDERS, Daniel (1878): *Handwörterbuch der deutschen Sprache*. 2. Aufl. Leipzig.
- SCHWITALLA, Johannes / THÜNE, Eva Maria (2009): Die Analyse von Gesprächen der erzählenden Literatur mit sprachlinguistischen Mitteln. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* 4, S. 45–63.
- SPRENGEL, Peter (1998): *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende*. München.
- WAHRIG (2011): *Wahrig Deutsches Wörterbuch* 9. Aufl. CD-ROM-Ausgabe. Gütersloh; München.
- WOLF, Norbert Richard (1994): Über markierte und unmarkierte Satztypen in der deutschen Gegenwartssprache. In: TODTENHAUPT, Martin / VALFRIDSSON, Ingela (Hrsg.): *Sprache als lebendiger Kulturspiegel. Fs. Astrid Stedje*. Umeå (=Acta Universitatis Umensis 119), S. 209–221.
- WOLF, Norbert Richard (2010): Gibt es eine Grammatik der Emotionen. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica* 6, S. 31–37.

# Thomas Manns Beziehung zu Stefan Georges Werk

*Pavel KNÁPEK*

## **Abstrakt:**

Thomas Mann's attitude to the work of Stefan George

The article deals with Thomas Mann's attitude to Stefan George and his work. The first part reproduces and comments on Mann's statements about George. It transpires that Thomas Mann's attitude to George was highly contradictory. This fact is mainly due to the self-searching of the North German author against the background of historical events. The article also contains an analysis of two short stories by Thomas Mann ('At the Prophet's' and 'Death in Venice') that have some relation to George (or his disciples) and thus clarify the issues in question.

**Key words:** Thomas Mann, Stefan George, At the Prophet's, Death in Venice

## **1. Einleitung**

Georges Verachtung gegenüber dem literarischen Schaffen von Thomas Mann ist bekannt und nicht sehr überraschend. Unter allen literarischen Gattungen ließ der „Meister“ George nur Lyrik gelten. Manns prosaischer Stil mit Neigung zur kritischen Reflexion und karikierendem Porträtieren entsprach seiner künstlerischen Haltung nicht. Ein weiterer Grund von Georges Ablehnung Manns war dessen Bekenntnis zu bürgerlichen Werten, besonders zu einer konventionellen Auffassung der Moral. Andererseits ist es nicht sehr schwierig, deutliche Berührungspunkte im Denken und Schaffen der beiden Autoren zu finden. Für George sowie Mann war die Rezeption Nietzsches und Goethes wichtig, denn sie stimulierte die beiden zur Hervorhebung der formalen Seite ihrer Werke und pries eine klassizistische Auffassung der Ästhetik. Diese Elemente werden allerdings im Werk des jeweiligen Autors anders aufgefasst und akzentuiert. Eine andere Eigenschaft, die Thomas Mann und Stefan George miteinander verbindet, und die nicht nur das persönliche Erleben der beiden Dichter, sondern auch ihr literarisches Schaffen prägt, ist ihre homoerotische Veranlagung. Beide Autoren legen diese Gefühlswaise in ihrem Werk mit unterschiedlichen Mitteln und Strategien an den Tag.

Das Ziel des vorliegenden Aufsatzes bildet die Darstellung von Thomas Manns Beziehung zu Stefan Georges Werk. Der Artikel präsentiert zunächst direkte Äußerungen Thomas Manns über George und dessen Werk, um im folgenden Teil Texte des Autors zu untersuchen, die auf Stefan George und sein Werk bezogen werden können. Diese Analyse soll gleichzeitig Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Literaturlauffassung der beiden Dichter erläutern.

## 2. Thomas Manns Äußerungen über Stefan George

Thomas Manns Bewertung von Stefan George und dessen künstlerischem Umfeld schwankt ziemlich stark zwischen begeisterter Sympathie, Lob und krasser Ablehnung, wobei die letztgenannte Einstellung sich besonders auf Georges spätes Werk und seine Stilisierung als „Meister“ bezieht. Da Thomas Manns Beurteilung von Stefan George heute vor allem in seinen Tagebüchern und Briefen an dritte Personen bewahrt ist, haftet ihr viel Subjektives und Skizzenhaftes an. Dieser Umstand und der große Zeitraum von mehreren Jahrzehnten tragen dazu bei, dass manche hier enthaltenen Kommentare einander widersprechen. Manns Äußerungen, die in diesem Artikel wiedergegeben werden, reflektieren die persönliche Entwicklung und Selbstsuche des Autors, die ziemlich starken Änderungen ausgesetzt war.

Der positivste Tagebucheintrag in Bezug auf George stammt vom 1. August 1921. Es war die Zeit der Suche Thomas Manns nach einer politischen Neuorientierung und Formulierung seines eigenen Standpunkts zur neugegründeten Weimarer Republik. Hier bezeichnete der Dichter die

*George-Sphäre [als diejenige,] der wahrscheinlich die Wahrheit und das Leben gehört. [Er] wüsste nicht, wo sonst das Positiv-Entgegengesetzte zur Hoffnungslosigkeit der Fortschritts-Civilisation und des intellektualistischen Nihilismus gefunden werden sollte, als in dieser Lehre des Leibes und Staates.* (Mann 1979:542–543)

Diese Worte knüpfen deutlich an die Argumentationsweise Manns in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ an, in denen der Autor seinen damaligen national-konservativen Standpunkt vertrat. Bereits 1922 bekennt sich Thomas Mann jedoch zu der neugegründeten Republik, wobei er aber die frühere Argumentation der *Betrachtungen* nicht verwirft, sondern sich bei der Erklärung seiner neuen politischen Einstellung wieder überraschenderweise auf George (neben Novalis und Nietzsche) beruft (Kurzke 2005:699).

Im Brief an Ernst Bertram vom 22. Juni 1917 äußerte sich Thomas Mann positiv über Georges Gedicht ‚Der Krieg‘, in dem der Lyriker endlich öffentlich seine Stellungnahme zum Ersten Weltkrieg bekundete. George spricht sich hier vor allem negativ zum Krieg und seinen Folgen für die Menschen in Deutschland aus. Er kritisiert aber nicht den Krieg an sich, sondern die Einstellung der modernen Menschen zu ihm und die Gründe der modernen Kriegsführung. Der Text legt vor allem den Materialismus als die tatsächliche Ursache des Krieges bloß, den er im vollen Gegensatz zur Opferbereitschaft der einstigen Krieger sieht. George kritisiert hier auch die Heuchelei und den Hass, die während des Ersten Weltkriegs in Deutschland zum Vorschein kamen. Thomas Mann war Georges konservative Kritik an der Zivilisation und der Entfremdung des modernen Menschen gelegen. Er fand hier seinen eigenen Standpunkt bestätigt, den er in vielen kurzen Texten präsentiert sowie in den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ langwierig erläutert hatte.

Trotz dieser konkreten Übereinstimmung im Punkt der Kritik der modernen Zivilisation waren sich die beiden Dichter in vielen grundlegenden Prinzipien ziemlich fremd, wie viele Äußerungen des norddeutschen Autors belegen. Georges Kunstauffassung wirkt viel vitalistischer als diejenige Thomas Manns, der (so wie sein Alter Ego Tonio Kröger) [dem] ‚Leben‘ [...] als eine[r] Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit (Mann 1983a:304) nicht anheimfallen wollte und solche Werte wie *das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige* (Mann 1983a:304) hochachtete. Demgegenüber lehnte George die konventionelle Ethik vollständig ab, indem ihm die „künstlerische[-] erregung [alles war,] de[r] sittliche[-] deckmantel [...] [aber] ganz wertlos geworden ist“ (Durzak 1968:82).

Trotz der zeitweiligen Anerkennung Thomas Manns für George und sein Werk finden wir auch in Manns Äußerungen aus dieser Zeit ironisch-satirische Anmerkungen zu George, der in einem Brief an Ernst Bertram als eine *steile, krasse, im edelsten und neuesten Sinn groteske Erscheinung* (Mann 1960:19) bezeichnet wird. Thomas Mann war zeitlebens eine kritische und analytische Natur mit einem feinen Gespür für alles Komische und Peinliche, ohne jeden Sinn für Georges

uneingeschränktes Pathos: Mann schätze zum Beispiel Nietzsche als einen hervorragenden Gesellschaftskritiker und Diagnostiker, während er aber für dessen Dithyramben-Pathos nichts übrig hatte. Besonders Georges Spätwerk, in dem sich der Dichter immer stärker zu einem prophetischen Verkünder und Seher stilisierte, hat Thomas Mann abgestoßen, zumal die Nationalsozialisten es für ihre Zwecke einzunehmen versuchten. Georges Ablehnung der Demokratie und des modernen Gesellschaftslebens, seine Betonung solcher Werte wie Gemeinschaft, „Herrschaft und Dienst [...], Arbeit, Zucht, Gehorsam [und] Opfer“ (Vitzthum 2012:75) rückten den Dichter scheinbar in die Nähe des Nationalsozialismus. Trotz zahlreicher Versuche und Angebote gelang es den neuen Machthabern jedoch nie George für sich zu gewinnen. Thomas Mann hat George trotzdem in seinem Tagebuch rückblickend als denjenigen bezeichnet, in dessen Werk sich [d]ie *deutsche totalitäre Tyrannei* [...] *vorbildete* (Mann 1993:238). Seine wachsende Abneigung gegen den Lyriker illustriert deutlich sein Tagebucheintrag vom 17. Dezember 1936: *Sympathie für Rilke contra George, dessen sterile Starre und schuldhaftige Überhebung mir immer grauenhafter wird* (Mann 1978:409). Trotzdem war sich Thomas Mann Georges faktischer Distanzierung vom nationalsozialistischen Regime bewusst und notierte ein paar Tage nach dessen Tod ins Tagebuch: *Die Bestattung Georges in Schweizer Boden, die den deutschen Regierenden nichts als die Niederlegung eines Kranzes gestattete, ist eindrucksvoll und genugtuend* (Mann 1977:265). Außerdem wünschte Mann ebenso, *wie Stefan George es wollte [...] in der Schweiz begraben [zu] sein* (Mann 1962:347).

### 3. Thomas Manns Werk in Bezug auf George

Thomas Manns literarischer Stil mit der Neigung zur Objektivität und Reflexion unterscheidet sich deutlich von dem Georges, dessen Lyrik zeitlebens verschlüsselt und subjektiv blieb. Thomas Manns Notiz von 1908 lässt sich als ein Kommentar zur Kunst des George-Kreises lesen. Der Autor kritisierte hier *jenes überspannte und überspannende Verlangen [...] nach dem Großen, Dichterischen, Überliterarischen, [...] nach Höhenkunst, Tempelkunst* (Mann 1992:174). Das Größte, was heutzutage gemacht werden konnte, sei die bürgerliche Symbolik Ibsens gewesen (Mann 1992:174). Trotz dieser hier angedeuteten Unterschiede verfolgten George und Thomas Mann (nach der Überwindung der frühen Phase) gesinnungsmäßig im Wesentlichen das gleiche Ziel: die Verklärung des Lebens trotz dessen Grausamkeit und scheinbarer Sinnlosigkeit. Im Gegensatz zu vielen anderen Schriftstellern war die Gesellschaftskritik keineswegs ihr primäres Ziel. Vielmehr wurde es die Integrierung des einzelnen ins Leben – bei Thomas Mann ins bürgerliche Leben, bei George in das der Gemeinschaft der Gleichgesinnten. Thomas Mann, dem häufig (besonders in seiner Frühphase) Hass gegen das Leben vorgeworfen wurde, spürte wiederholt das Bedürfnis, sich gegen diese Vermutung verteidigen zu müssen. In ‚Tonio Kröger‘ greift der Autor auf diese eigene Erfahrung zurück und legt der Hauptfigur die folgenden Worte in den Mund:

*Ich liebe das Leben – dies ist ein Geständnis. [...] Man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue. Ich habe dies gern gehört, es hat mir geschmeichelt; aber darum ist es nicht weniger falsch. Ich liebe das Leben...* (Mann 1983a:304)

Stefan George betrachtete das literarische Werk ebenfalls nicht als ein Mittel der Meinungsäußerung und gleichzeitig hielt er es für kein rein ästhetisches Spiel ohne jede Funktion. Vielmehr sprach er der Kunst den ehrgeizigen Zweck zu, den Einzelnen mit dem Leben und dem Schicksal zu versöhnen: „In seinem Artikel „Über Kraft“ (1896) schreibt George: ‚denn kunst ist nicht schmerz und nicht wollust sondern der triumph über das eine und die verklärung des anderen‘“ (Maier 1946:69).

#### 4. Beim Propheten

Die Novelle ‚Beim Propheten‘ ist erstmals 1904 in der ‚Neuen Freien Presse‘ erschienen und wurde später in den Novellenband ‚Wunderkind‘ (1914) aufgenommen. Thematisch handelt es sich, wie so oft im Werk eines jungen Autors, um die Schilderung und Analyse einer spezifischen Art des Künstlertums. Mit beißender Satire und Ironie beschreibt der Erzähler hier eine Lesung von Proklamationen des *Propheten* Daniel, dessen *Predigten, Gleichnisse, Thesen, Gesetze, Visionen, Prophezeiungen und tagesbefehlartige Aufrufe* (Mann 1983a:372) von seinem Jünger im Kreis eines gleichgesinnten Publikums vorgelesen werden.

Wie Thomas Mann später angeführt hat, hat ihm als Vorbild für die Darstellung Daniels der George-Schüler Ludwig Derleth gedient (Schmidt-Schütz 2003:133). Dieser soll George nahe gestanden haben, „wie u. a. die Derleth-Gedichte im *Siebenten Ring* und im *Stern des Bundes* [von Stefan George] bezeugen“ (Marx 2002:72). Der scharf satirische Ton sowie der kritische Inhalt sind daher implizit gegen den George-Kreis und George selbst gerichtet.

In der Struktur der Novelle ist der Kontrast zwischen zwei Künstlerfiguren sichtbar. Außer dem *Propheten* Daniel tritt hier nämlich noch ein anderer Dichter auf. Er wird als *Novellist* bezeichnet und er ist die einzige Figur in der Erzählung, deren inneres Erleben vom Erzähler geschildert wird. Im Gegensatz zu Daniel wird der *Novellist* auffälligerweise positiv dargestellt: *Er war ein wohlmeinender und innerlich bescheidener Mensch, voller Ehrfurcht vor allen Erscheinungen der Welt, bereit, zu lernen und zu würdigen, was zu würdigen war* (Mann 1983a:368). Daniel demgegenüber tritt nicht persönlich auf, obwohl aus seinem Werk vorgelesen wird. Der bombastische Gehalt seiner Proklamationen stimmt mit der Atmosphäre seiner *leibliche[n] Wohnstätte* (Mann 1983a:366) im Dachgeschoss eines Vorstadthauses überein. In der Wohnung ist alles so eingerichtet, um die Ehrfurcht und Demut der Besucher zu erwecken. Man findet hier Gegenstände, die sich üblicherweise sonst in Kirchen befinden: einen siebenarmigen Leuchter, ein Kruzifix, einen altarartigen Schrein, eine Betbank, eine Heiligenfigur sowie einen *steile[n] gotische[n] Stuhl wie ein[en] Thron und Hochsitz* (Mann 1983a:369). Im Gegensatz zum sympathischen *Novellisten* wird Daniel durch Anmaßung und Größenwahn charakterisiert: *Buddha, Alexander, Napoleon und Jesus wurden als seine demütigen Vorläufer genannt, nicht wert, dem geistlichen Kaiser die Schuhriemen zu lösen ...* (Mann 1983a:373). Die Ausstrahlung von Daniels Jünger, der die Proklamationen vorliest, bezeichnet der Erzähler als *ein unheimliches Gemisch von Brutalität und Schwäche* (Mann 1983a:372), welches jedoch auf eine seltsame Art und Weise mit dem Inhalt korrespondiere (Mann 1983a:372). In wirren Ausrufen soll Daniels dichterisches Ich die Welt mit gewaltsamen Worten bedroht haben: *Christus imperator maximus war sein Name, und er warb todbereite Truppen zur Unterwerfung des Erdballs, erließ Botschaften, stellte seine unerbittlichen Bedingungen, Armut und Keuschheit verlangte er, und wiederholte im grenzenlosen Aufruhr [...] immer wieder das Gebot des unbedingten Gehorsams* (Mann 1983a:373).

Am Ende überlässt der Autor der Erzählung das vernichtende Urteil über Daniels Kunst dem sympathischen *Novellisten*, der sich über die vermeintliche Genialität des Autors äußert:

*Ja, was ist das Genie?“ sagte er nachdenklich. „Bei diesem Daniel sind alle Vorbedingungen vorhanden: die Einsamkeit, die Freiheit, die geistige Leidenschaft, die großartige Optik, der Glaube an sich selbst, sogar die Nähe von Verbrechen und Wahnsinn. Was fehlt? Vielleicht das Menschliche? Ein wenig Gefühl, Sehnsucht, Liebe? Aber das ist eine vollständig improvisierte Hypothese ...* (Mann 1983a:374)

Wie in anderen Werken Thomas Manns, die sich mit der Künstlerproblematik auseinandersetzen, finden wir den Künstler-Bürger-Gegensatz auch in der Novelle ‚Beim Propheten‘ präsentiert. Im Unterschied zu den meisten anderen Werken Manns wird diese Polarität jedoch nicht am Unterschied zwischen einem Bürger und einem Künstler präsentiert, sondern an zwei Künstlerfiguren. Es bedeutet, dass der eine von den beiden Künstlern gleichzeitig in der bürgerlichen Sphäre beheimatet

ist. Es ist ganz deutlich der Novellist, von dem es gleich zu Anfang des Textes heißt: *Er hatte ein gewisses Verhältnis zum Leben, und ein Buch von ihm wurde in bürgerlichen Kreisen gelesen* (Mann 1983a:367). Dieser Satz lässt, in der Auffassung des Autors, auf die Zusammengehörigkeit der Sphäre des Bürgertums mit der des Lebens schließen. Diese These ist tatsächlich ausschlaggebend für das ganze Frühwerk Thomas Manns. Sie wird zum Hauptmotiv der repräsentativen und im Grunde autobiographischen Novelle ‚Tonio Kröger‘. Im Text von ‚Beim Propheten‘ stehen folgende Momente als stellvertretend für die Bereiche des Bürgertums bzw. des Lebens: die Lebenswürdigkeit und Anständigkeit des Novellisten, der *wohlmeinend[-] [ist] [...], bereit, zu lernen und zu würdigen, was zu würdigen* (Mann 1983a:368) ist; seine Liebe zu Fräulein Sonja und nicht zuletzt sein Appetit auf eine Schinkensemmel während der Lesung als ein Zeichen seiner gesunden Körperlichkeit. Bezeichnenderweise werden die beiden zuletzt genannten Momente miteinander verknüpft: *„Danke!“ sagte er, und ein Rausch von Hoffnung verwirrte ihn. „Nun will ich zu Abend essen wie ein Wolf!“ Er hatte ein gewisses Verhältnis zum Leben“* (Mann 1983a:375). Dem bürgerlich lebensfrohen und lebensbejahenden Novellisten stehen die beiden anderen Künstler entgegen: der *Prophet* Daniel und sein Jünger. Im Kontext der Novelle ist ihre Einstellung zum Leben eindeutig negativ. Wie schon gesagt, träumt Daniel in seiner Dichtung von einer gewaltsamen Unterwerfung der Welt und der Menschen. Am prägnantesten kommt dies im letzten Satz der Proklamationen zum Ausdruck, die Daniels Jünger vorliest: *„Soldaten!“ schloss er, am äußersten Rande seiner Kraft, mit versagender Donnerstimme, „ich überliefere euch zur Plünderung – die Welt!* (Mann 1983a:374). Hier tritt der Hass des Künstlers gegen das Leben und die Welt zu Tage – eine für Thomas Manns Künstler typische Einstellung, die die Leser aus anderen Werken des Autors kennen – etwa aus der Novelle ‚Tristan‘. Dort bekennt der Künstler Spinell gegenüber dem Bürger Klötterjahn: *Nehmen Sie das Geständnis, mein Herr, daß ich Sie hasse, [...], wie ich das Leben selbst hasse, das gemeine, das lächerliche und dennoch triumphierende Leben, das Sie darstellen, den ewigen Gegensatz und Todfeind der Schönheit* (Mann 1983a:256). Nicht nur die Wirkung des Inhalts von Daniels Proklamation auf das Publikum wird als beängstigend beschrieben, sondern auch die Vortragsweise wird als äußerst disharmonisch charakterisiert. Der Jünger Daniels habe *mit einer wilden und überlauten Stimme [vorgelesen], die aber gleichwohl im Innersten bebte, wankte und von Kurzluftigkeit beeinträchtigt war* (Mann 1983a:372).

Mit dieser Schilderung Daniels und dessen Jüngers einerseits sowie des Novellisten andererseits schuf Thomas Mann eine Antithese zwischen der weltverneinenden und der weltbejahenden Kunst. Trotz der unbestreitbaren Inspiration durch den George-Kreis darf die Figur Daniels mit Ludwig Derleth nicht völlig gleichgesetzt werden, da jedes literarische Werk fiktional ist. Trotz dieser Tatsache ergibt sich aus der Analyse von ‚Beim Propheten‘, dass der Autor die Kunst des George-Kreises als lebensfremd und gleichzeitig todverwandt empfand. An dieser Stelle sei daran erinnert, dass Thomas Mann „den Tod“ als verwandt mit anderen Begriffen ansah, die auf George bezogen werden können: Ästhetizismus, Amoralität und Homoerotik. Für die These, dass die Novelle indirekt auf George anspielt, spricht außerdem der Vergleich mit Hofmannsthals Gedicht ‚Der Prophet‘, welches implizit ebenfalls auf George Bezug nimmt (Rieckmann 1997:34–35). Was George indirekt zugeschrieben wird, bzw. wie „George“ auf das dichterische Ich wirkt, korrespondiert mit dem Inhalt von Thomas Manns ‚Beim Propheten‘. Auch Hofmannsthals lyrisches Ich empfindet *Angst dumpfes Bangen* (Hofmannsthal 1979/80:125) vor dem Propheten, der die Unterwerfung der Anderen anstrebt: *Von seinen Worten, den unscheinbar leisen / Geht eine Herrschaft aus und ein Verführen* (Hofmannsthal 1979/80:125). Auch das Moment der Lebensfeindlichkeit des „Propheten“ und seine Zugehörigkeit zur Sphäre des Todes bringt Hofmannsthals Gedicht zur Sprache: *Das Tor fällt zu, des Lebens Laut verhallt, [...] Er macht die leere Luft beengend kreisen / Und er kann töten, ohne zu berühren* (Hofmannsthal 1979/80: 125). Der einzige Unterschied zwischen Hofmannsthals ‚Der Prophet‘ und Manns ‚Beim Propheten‘ besteht weniger im Inhalt als vielmehr in der literarischen Form und im Ton des jeweiligen Werkes. Während die Einstellung des Erzählers

und des Novellisten bei Thomas Mann gegenüber dem *Propheten* und seinem Jünger im Grunde satirisch ist, stellt Hofmannsthals Gedicht den Propheten als einen faszinierenden und mächtigen Meister dar.

Friedhelm Marx kommt in seiner Studie zu dem Schluss, dass in Thomas Manns ‚Beim Propheten‘ „nahezu alles nach der Wirklichkeit modelliert [scheint]“ (Marx 2002:30). Unter anderem dokumentiert er, dass die Figur des Novellisten ihre Vorlage im Autor selbst hat. Der Novellist ist eine ausschließlich positiv dargestellte Künstlerfigur. Schon diese Tatsache ist im Kontext von Thomas Manns Werken außergewöhnlich. Noch überraschender ist, dass Thomas Mann sich selbst derartig positiv porträtiert hat, denn der Autor hat als Motto seines Novellenbandes ‚Tristan‘ folgendes Zitat von Ibsen gewählt: *Dichten [heißt] Gerichtstag halten / Über sein eigenes Ich* (Schneider 2005:240). Tatsächlich finden wir in Manns Werken sehr häufig Porträts von problematischen oder scheiternden Künstlern mit autobiographischen Zügen, wenn auch diese meistens nicht so leicht zu erkennen sind.

## 5. Der Tod in Venedig

Die Künstlernovelle ‚Der Tod in Venedig‘ von 1911 gehört zu den berühmtesten und gelungensten Werken Thomas Manns. Zum einen gipfelt in diesem Werk die Beschäftigung des Autors mit der Künstlerproblematik, in deren Zeichen sein Werk von Anfang an gestanden hat (vgl. Mann 1983b:74). Zum anderen scheint die Botschaft der Novelle, die die Moral als eine unentbehrliche Grundlage jeglichen Handelns hervorhebt, vieles im Schaffen des norddeutschen Autors und dessen humanistischen Engagements vorwegzunehmen. Thomas Mann hat später die ursprüngliche Idee beschrieben, die in der Niederschrift der Novelle ihren Ausdruck fand. Er habe die Absicht verfolgt, das Scheitern eines *würdig gewordenen Künstlers* (Mann 1983a:637) darzustellen, und zwar am Beispiel des siebzigjährigen Goethe, der sich in die 17-jährige Ulrike von Levetzow verliebt und um ihre Hand anhält. In der Hauptfigur der Novelle, dem alternden Dichter Gustav von Aschenbach, sind schließlich mehrere Einflüsse zusammengekommen. Außer Goethe waren es Richard Wagner, der 1883 in Venedig gestorben ist, sowie Gustav Mahler, nach dessen Aussehen Aschenbachs *äußere Charakteristik gebildet wurde* (vgl. Mann 1983b:72). Viel deutlicher aber gleicht die Hauptfigur dem Autor selbst. Erstens fand Aschenbachs Venedig-Aufenthalt seine Vorlage in Thomas Manns Aufenthalt in der Lagunenstadt im Jahre 1911. Zweitens deuten Aschenbachs Herkunft, die Eltern (der strenge und hochangesehene Vater), der Wohnort München und die Situierung der Wohnung in München auf Thomas Manns Verhältnisse hin. Drittens enthalten viele der Werke Aschenbachs, so wie sie in der Novelle geschildert sind, kunsttheoretische und philosophische Ideen, die denjenigen Thomas Manns entsprechen (vgl. Mann 1983a:565).

In der Thomas-Mann-Forschung wird ebenfalls die Bedeutung Stefan Georges als einer der Quellen für Gustav von Aschenbach erwähnt. Hans R. Vaget weist in diesem Zusammenhang auf Aschenbachs Leugnung des „Wissens“ und seine gleichzeitige Entschlossenheit hin (Vaget 2005:589). Worauf beziehen sich die Begriffe „Wissen“ und „Geist“ in Thomas Manns Werk? Der Autor versteht darunter eine an Schopenhauer geschulte Weisheit mit der pessimistischen Einsicht in die innere Beschaffenheit der Welt, wie sie unter anderem in ‚Tonio Kröger‘ beschrieben wird: *[Diese Macht] schärfte seinen Blick und ließ ihn die großen Wörter durchschauen, die der Menschen Busen blähen, [...] machte ihn hellsehend und zeigte ihm das Innere der Welt und alles Letzte, was hinter den Worten und Taten ist. Was er aber sah, war dies: Komik und Elend – Komik und Elend.* (Mann 1983a:292). Aschenbachs Leugnung des Wissens, oder anders ausgedrückt: das *Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit* (Mann 1983a:570) war seine Reaktion auf die betrübende Weisheit, die auch die höchsten Werte in seinen Augen relativierte. Aschenbachs Reaktion war schließlich die Abwendung von der Moral und die Huldigung der Form und der Schönheit des jungen männlichen Körpers. Diese Entwicklung sah Thomas Mann vermutlich auch bei George und

stellte sie in seiner Novelle dar. ‚Der Tod in Venedig‘ scheint eine Warnung vor einer Lebenseinstellung zu sein, die jeglicher moralischer Grundlagen entbehrt und die folglich *zum Rausch und zur Begierde* (Mann 1983a:638) führen muss.

*Aber moralische Entschlossenheit jenseits des Wissens, der auflösenden und hemmenden Erkenntnis, –bedeutet sie nicht wiederum eine Vereinfachung, eine sittliche Vereinfältigung der Welt und der Seele und also auch ein Erstarken zum Bösen, Verbotenen und sittlich Unmöglichem?*  
(Mann 1983a:570)

Ein anderes Merkmal, das George mit Aschenbach, aber auch mit seinem Autor verbindet, ist ihre homoerotische Veranlagung. Thomas Mann beurteilte die gleichgeschlechtliche Liebe nicht als neutral im Hinblick auf die ethischen Werte, sondern schrieb ihr Attribute zu, die ethische Werte anklingen lassen. Wie auch immer eine solche Auffassung auf Unverständnis oder Missbilligung der heutigen Leser stoßen kann, hat der Autor die Homoerotik als ein der „Schönheit“ und dem „Tod“ verwandtes Phänomen bezeichnet, während er die eheliche Liebe als der Sphäre des Lebens zugehörig charakterisierte (vgl. Kurzke 2001:379–380). Hans Albert Maier fasst diese Problematik im folgenden Satz zusammen: „Reinen Schönheitskult sieht Mann in der homoerotischen Liebe, die eben nur der Form und nicht dem Leben diene“ (Maier 1946:45–46).

Thomas Karlauf schildert in seiner George-Biographie die Reaktion von George und seiner Umgebung auf den ‚Tod in Venedig‘. Sie zeugt davon, dass der Kreis die Botschaft der Novelle auf sich bezogen hat:

„Dass George den ‚Tod in Venedig‘ mit der Begründung abgelehnt haben soll, hier sei ‚das Höchste in die Sphäre des Verfalls hinabgezogen‘, deutete Mann als eine direkte Bestätigung dafür, dass ihm, Mann, die Darstellung der ‚verbotenen Liebe‘ gelungen war.“  
(Karlauf 2007:571)

## 6. Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz untersucht Thomas Manns Beziehung zu Stefan George und seinem Werk. Im ersten Teil werden Manns Aufzeichnungen über George wiedergegeben und unter Berücksichtigung der Entwicklung des Autors kommentiert. Im folgenden Teil werden Analysen von zwei Erzählungen Thomas Manns präsentiert, die einen gewissen Bezug zu George bzw. dessen Kreis aufweisen und somit die Beziehung Manns zu George beleuchten.

Die erste hier analysierte Novelle heißt ‚Beim Propheten‘ und schildert die Lesung eines als „Prophet“ bezeichneten Dichters. Dieser soll seine Vorlage in Stefan Georges Jünger Ludwig Derleth gefunden haben. In vielfacher Hinsicht kann ‚Beim Propheten‘ als Thomas Manns Kommentar zum Werk des George-Kreises aufgefasst werden. Was der Autor hier kritisiert, ist die Lebensfeindlichkeit und Liebelosigkeit eines Schriftstellers, der als eine disharmonische Persönlichkeit mit Neigung zur Herrschsucht und Brutalität geschildert wird. Es ist interessant, dass Thomas Mann Derleths Züge noch einmal viel später für die Schilderung einer seiner Figuren verwendet hat. Es handelt sich um den Dichter Daniel zur Höhe im späten Roman ‚Doktor Faustus‘, der ein Mitglied des berühmten Gelehrten-Kreises um Sixtus Kridwiß ist. Daniel zur Höhes Poesie wird zum Teil mit direkt aus der Novelle ‚Beim Propheten‘ übernommenen Worten geschildert. Darüber hinaus charakterisiert der Erzähler von ‚Doktor Faustus‘ Daniels Dichtung als unverschämt und unverantwortlich – als *den steilste[n] ästhetische[n] Unfug* (Mann 1980:488), zugleich aber auch als *symbolische Poesie* (Mann 1980:488). Im ‚Doktor Faustus‘ ist Daniel zur Höhe Mitglied des Kreises von präfaschistischen Intellektuellen, die mit dem *Finger am Pulse der Zeit* (Mann 1980:497) solche Werte wie *Wahrheit, Freiheit, Recht, Vernunft* [als] völlig entkräftet und verworfen (Mann 1980:494) betrachten und die die Rebarbarisierung der Welt verkünden und willkommen heißen.

Das zweite hier kurz analysierte Werk ist die berühmte Novelle ‚Der Tod in Venedig‘, ebenfalls mit der Hauptfigur eines Dichters. Anders als im Falle von Daniel (‚Beim Propheten‘) wird hier die innere Entwicklung der Figur veranschaulicht. Gustav von Aschenbach verwirft moralische Werte und gibt sich absichtlich einer vitalistischen und ästhetizistischen Lebenshaltung hin. Der Autor der Novelle versucht zu zeigen, dass Aschenbachs Würdeverlust sowie sein Tod nicht auf Zufall beruhen, sondern dass sie vielmehr als Konsequenz der gewählten Lebensweise eintreten. Im Kontrast zu den vitalistischen Werten des scheiternden Künstlers erscheinen im Kontext des Werkes konventionelle ethische Werte und eine gesellschaftlich akzeptierbare Form der Liebe (im Gegensatz zur Homoerotik) als sinnvoll und lebensspendend.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

- MANN, Thomas (1960): *Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910–1955*. Pfullingen.
- MANN, THOMAS (1962): *Briefe. 1889–1936*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1980): „Doktor Faustus“. In: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1983a): „Frühe Erzählungen“. In: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas: (1983b): „Über mich selbst“. In: *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1977): *Tagebücher 1933–1934*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1978): *Tagebücher 1935–1936*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1979): *Tagebücher 1918–1921*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas: (1992): „Notizbuch 9“. In: WYSLING, Hans von / SCHMIDLIN, Yvonne (Hrsg.): *Notizbücher 7–14*. Frankfurt am Main.
- MANN, Thomas (1993): *Tagebücher 1951–1952*. Frankfurt am Main.

### Sekundärliteratur:

- DURZAK, Manfred (1968): *Der junge Stefan George. Kunsttheorie und Dichtung*. München.
- HOFMANNSTHAL, Hugo von (1979/80): „Gedichte. Dramen I. 1891–1898“. Bd. 1. In: SCHOELLER, Bernd von (Hrsg.): *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*. Frankfurt am Main.
- KARLAUF, Thomas (2007): *Stefan George. Die Entdeckung des Charisma*. München.
- KURZKE, Hermann (2001): *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie*. Frankfurt am Main.
- KURZKE, Hermann (2005): „Die politische Essayistik“. In: KOOPMANN, Helmut von (Hrsg.): *Thomas Mann Handbuch*. Frankfurt am Main, S. 696–706.
- MAIER, Hans Albert (1946): *Stefan George und Thomas Mann. Zwei Formen des dritten Humanismus in kritischem Vergleich*. Zürich.

- MARX, Friedhelm (2002): „*Ich aber sage Ihnen...*“ *Christusfigurationen im Werk Thomas Manns*. Frankfurt am Main.
- RIECKMANN, Jens (1997): *Hugo von Hofmannsthal und Stefan George. Signifikanz einer 'Episode' aus der Jahrhundertwende*. Tübingen.
- SCHMIDT-SCHÜTZ, Eva (2003): *Doktor Faustus zwischen Tradition und Moderne*. Frankfurt am Main.
- SCHNEIDER, Thomas (2005): *Das literarische Porträt. Quellen, Vorbilder und Modelle in Thomas Manns Doktor Faustus*. Berlin.
- VAGET, Hans R. (2005): „Der Tod in Venedig“. In: KOOPMANN, Helmut von (Hrsg.): *Thomas Mann Handbuch*. Frankfurt am Main, S. 580–591.
- VITZTHUM, Wolfgang Graf (2012): „Stefan George und die Demokratie“. In: MARGAGLIOTTA, Maria Ausilia / ROBIGLIO, Andrea Aldo (Hrsg.): *Art, Intellect and Politics. A Diachronic Perspective*. Leiden, S. 69–88.



# Mündliche Überlieferung im Hultschiner Ländchen

*Irena ŠEBESTOVÁ*

## **Abstract**

The oral folk tradition in the Hlučín region

Hlučín (formerly Hultschin) is now part of the Czech Republic, though the influence of the German language can be observed in the region's folk culture. Important names include August Scholtis, born in Bolatice, as well as other figures such as Hermann Janosch, Alfons Hayduk, Karl-Ernst Schellhammer, Richard Kühnau, Georg Hyckel, Ferdinand Minsberg and Elfrieda Moser-Rath. The oral folk tradition in the region has mostly been passed down via folk songs, fairy-tales, legends and other narratives. These genres reflect various themes, related primarily to local personalities, castles and manor houses or events in specific villages.

**Key words:** Hlučín, folk oral tradition, collectors of folk oral literature, literary genres

## **1. Einleitung**

Das Hultschiner Ländchen bildet heute einen Teil der Tschechischen Republik, der von seiner interkulturellen Vergangenheit geprägt ist. Sie spiegelt das über Jahrhunderte geformte gegenseitige zwischenmenschliche Zusammenleben der sprachlichen und kulturellen Minderheiten wider, die wiederholt neue Regeln und Sitten herausbildeten. Dank seiner exponierten Lage auf dem Verbindungsgebiet der Interessensphären der mitteleuropäischen Länder überlebte das Hultschiner Ländchen die unzähligen Direktiven der ganzen Reihe unterschiedlicher politischer Verwaltungsregime. Seine Bewohner mussten die gegensätzlichen ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen adaptieren. Die bitteren historischen Erfahrungen, in denen die Bewohner nur eine bedeutungslose Rolle spielten, führten nach Generationen zu einer spezifischen Charakteristik, für die sie „Prajzáci“ (wegen der preußischen Vergangenheit) genannt werden. Man kann sagen, dass ihre Mentalität auch heute in politischer, nationaler und kultureller Hinsicht ein bisschen anders ist und sich von denen unterscheidet, welche mit der Vergangenheit dieses Gebiets nicht verbunden sind. Dr. Reinhold Weigel, Regierungsdirektor aus Oppeln, schreibt im Band ‚Die grenz- und volkspolitischen Folgen des Friedensschlusses‘ aus dem Jahr 1929:

„Die Hultschiner sind ein biederes, aufgewecktes, gemütreiches und wanderlustiges Volk. Geistige Regsamkeit, Fleiß, Einfachheit, Sparsamkeit und besonders Heimatliebe kennzeichnen den Volkscharakter. Als Haussprache sprechen die Hultschiner die mährische Mundart.“

(Weigel 1929:30; URL 1)

Aufgrund der historischen Veränderungen stellt das Hultschiner Ländchen ein Modellsystem dar, an dem man verschiedene Einflüsse, Divergenzen und Konvergenzen in ihrem Diffundieren erforschen kann.

## 2. Die historischen Hintergründe

Das Hultschiner Ländchen, das ursprünglich – seit dem 14. Jahrhundert – einen Teil des Herzogtums Troppau bildete und seit dem Jahr 1742 aufgrund des Ersten Schlesischen Kriegs zum preußischen Schlesien gehörte, ist eine Region mit einer bewegten Geschichte. In einem hinterlassenen Buch eines Pfarrarchivs fand der Historiker Udo Wanderburg einen Eintrag des Hultschiner Pfarrers. „Od roku 1742 odevzdáno Slezsko nejjasnější zemi Prusku dne 29. 6. 1742, ve skutečnosti 15. prosince 1745 o půlnoci bylo odevzdání utvrzeno“ (Wanderburg 1995:23).<sup>1</sup> Der gewaltsame Anschluss an Preußen verursacht Komplikationen in der Nationalitätenfrage. Die Bewohner des Hultschiner Ländchens waren ihrer Herkunft nach Slawen, konkret Mährer. Ihre Vermischung mit der zuziehenden Bevölkerung war nicht sonderlich markant, und noch lange Zeit nach dem Anschluss sprachen sie mährisch. Als ein Beweis für diese Feststellung können die Einträge in den Pfarrchroniken dienen. Zum Beispiel musste im Jahre 1780 der Dekan Ignaz Krömer (1772–1780) (URL 3) wegen Unkenntnis der mährischen Sprache nach Ratibor versetzt werden (vgl. Wanderburg 1995:25). Aber auch die Tatsache, dass seit dem Jahre 1894 in Hultschin die Zeitung ‚Katolické noviny‘ herausgegeben wurde, welche als einzige auf dem ganzen Gebiet Preußens mährisch gedruckt wurde, weist darauf hin. Erst im Jahre 1900 erschien zum ersten Mal auf dem inkriminierten Gebiet auch das deutsch gedruckte Periodikum ‚Hultschiner Zeitung. Unabhängige Zeitung für die Stadt Hultschin und das Hultschiner Ländchen‘.

Eine neue bedeutende Wende erlebt das Hultschiner Ländchen nach dem 1. Weltkrieg, als es aufgrund von Artikel 83 des Versailler Vertrags von 1919 am 10. Januar 1920 ohne Volksabstimmung der Tschechoslowakei zugeschlagen wurde: „Deutschland verzichtet zugunsten der Tschecho-Slowakei auf alle Rechte und Ansprüche auf den folgendermaßen umschriebenen Teil des schlesischen Gebietes“ (URL 4). Im Artikel 83 des Versailler Vertrages wurden erstmals die festen und konkreten Konturen des Gebietes *Hultschiner Ländchen* bestimmt. Mit Inkrafttreten des Vertrages wechselten auf dem etwa 300 km<sup>2</sup> großen Gebiet insgesamt 38 kommunale Einheiten ihre Staatszugehörigkeit. Fortan gehörte das Hultschiner Ländchen als politischer Bezirk Hlučín zur Tschechoslowakei, und es lebten hier rund 46 000 Einwohner.

Nach dem Münchner Abkommen (29. September 1938) wurde die Region am 1. Oktober 1938 reichsdeutsch besetzt und am 2. 10. in das Deutsche Reich eingegliedert, um nach dem Jahr 1945 wieder ein Bestandteil der Tschechoslowakei zu werden.

Der Einfluss des Deutschen innerhalb der erwähnten Zeitspanne ist unüberschaubar groß. Die historische, gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung, deren Spuren bis zum heutigen Tage reichen, spiegelte sich im kulturellen und literarischen Schaffen der hiesigen Bevölkerung wider.

Die Erkenntnis der erforschten Zeiteinheit ist in beträchtlichem Maße limitiert durch den Umfang und Zustand der Quellen, die als Studienmaterial zur Verfügung stehen. Im Torso der Dokumente, die erhalten blieben, sind nicht mehr genug authentische Materialien über das kulturelle und literarische Leben im Hultschiner Ländchen zu finden. Selbstverständlich muss man auch ihren Aussagewert im Zusammenhang mit ihren Veranlassern, welche den unterschiedlichen ideologischen und politischen Gruppierungen dienten, in Betracht ziehen. Das literarische und kulturelle Leben der deutschsprachigen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen ist nicht einheitlich bearbeitet,

<sup>1</sup> Seit dem Jahr 1742 wurde Schlesien dem hochwürdigen Land Preußen abgegeben – am 29. 6. 1742, in Wirklichkeit wurde am 15. 12. 1745 um Mitternacht die Abgabe bestätigt.

und die einzelnen Bruchstücke kann man vor allem in Archiven und Museen finden. In diesem Fall geht es um *Státní okresní archiv v Opavě* und *Zemský archiv v Opavě* und ihre angeschlossenen Arbeitsstellen.

### 3. Das Sammeln der mündlichen Überlieferung im Hultschiner Ländchen

Der Einfluss der deutschen Sprache kann aufgrund der jahrhundertelangen Zugehörigkeit des Hultschiner Ländchens zu Preußen auch in der traditionellen Volkskultur beobachtet werden, in Sitten, Bräuchen und Literatur, die das alltägliche Leben der Hultschiner Bevölkerung begleiteten und mündlich von Generation zu Generation überliefert wurden. Diese Volkstraditionen und Volksliteratur wurden von Generation zu Generation tradiert und erfuhren regionale Ausprägungen. Die Träger des volkstümlichen Schaffens, sehr oft die einzigen Pfleger der Volksliteratur, waren Erzähler, die für ihre Begabung von ihrer Umgebung hoch geschätzt wurden. Die unmittelbare Kommunikation des Interpreten mit den Zuhörern trug bedeutend zur Festigung der mündlichen Überlieferung bei und ermöglichte deren gewaltlose Verbreitung sowohl in der mährischen Mundart als auch in der deutschen Sprache.

Des Reichtums der mündlich tradierten volkstümlichen Kunst im Hultschiner Ländchen waren sich auch mehrere deutsch schreibende Autoren bewusst. Sie widmeten ihre schöpferischen Anstrengungen dem Sammeln der mündlichen Überlieferung. Jeder von ihnen trug mit seinem Teil zu denjenigen Sammlungen alter Volksmärchen und Volkssagen, Volkslieder und Legenden bei, welche heute interessante Einblicke in die Kultur der Menschen dieser Region vermitteln. Um die gesammelten Gattungen der Volksliteratur nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, veröffentlichten die Autoren sie in Zeitungen, Zeitschriften und in Märchen- oder Sagensammlungen.

Im Hultschiner Ländchen leisteten mehrere Autoren Sammelarbeit, die auf die regionale Volksliteratur ausgerichtet war, wobei diese stets nur einen Teil ihrer literarischen Tätigkeit bildete. Mit dem Sammeln und Aufzeichnen der mündlichen Überlieferung auf diesem Gebiet beschäftigten sich nicht nur die privat mit dieser Region verbundenen Autoren. Die wissenschaftliche Quellenlage deutet darauf hin, dass die besten Voraussetzungen für eine Sammlungstätigkeit August Scholtis (1901–1969) hatte, der in Bolatitz (Bolatice) im Hultschiner Ländchen geboren wurde. Der Schriftsteller verließ schlussendlich sein Geburtsdorf Bolatitz im Jahr 1929 und war in Berlin als Schriftsteller und Journalist tätig. Von der zeitgenössischen Kritik wurde er als erzählerisches Naturtalent von ungewöhnlicher Sprach- und Bildkraft gelobt. Er stammte aus der Region seiner Sammlungsinteressen, er kannte die Mentalität ihrer Bevölkerung und hatte ein großes Faible für seine Heimatlandschaft. Diese Faktoren verarbeitete er in seiner Sammlung von Volksliedern ‚Dreiunddreißig Lieder aus Hultschin. Mährische Volkslieder‘, die vor allem die Lieder, die ihm seine Mutter vorsang, beinhaltet. In die Zeit seiner Kindheit im Hultschiner Ländchen kehrt er mit dem Volksmärchen ‚Märchen von den großen Räufern bei Schillerdorf‘ zurück, das in der Weihnachtsgabe der deutschen Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ zu Weihnachten des Jahres 1947 veröffentlicht wurde. Weitere Werke von diesem Autor, die mit der mündlichen Überlieferung auf dem Gebiet des Hultschiner Ländchens verbunden sind, wurden in den erreichbaren Quellen nicht gefunden.

Die größere Gruppe betreffend die Sammlung der mündlichen Überlieferung aus dem Hultschiner Ländchen besteht aus solchen Schriftstellern, die keine familiären Bande im Hultschiner Ländchen aufzuweisen haben. Trotzdem widmeten sie sich als Teil ihres künstlerischen Schaffens dem Sammeln von Volksmärchen, -erzählungen und -sagen aus dieser Region. Zu nennen sind hier: Hermann Janosch, Alfons Hayduk, Karl-Ernst Schellhammer, Richard Kühnau, Georg Hyckel, Ferdinand Minsberg und Elfriede Moser-Rath. Bei einigen dieser Autoren ist das Sammelinteresse für das Hultschiner Ländchen mit den historischen Ereignissen des Jahres 1816 zu erklären, als das

Hultschiner Ländchen ab dem 1. Mai zur Provinz Schlesien, Bezirk Oppeln und zum Kreis Ratibor<sup>2</sup> gehörte. Aufgrund der neuen verwaltungsmäßigen Zuordnung entwickelte sich ein künstlerisches Interesse der Autoren für das inkriminierte Gebiet, das ihrem Stammort zugeordnet wurde. Georg Hyckel und Hermann Janosch wurden in Ratibor geboren, Alfons Hayduk in Oppeln. Aus den zur Verfügung stehenden Materialien kann man den Herkunftsort der Autoren Ferdinand Minsberg und Karl-Ernst Schellhammer nicht konkret bestimmen, bekannt ist aber ihre berufliche Tätigkeit im Kreis Ratibor. Genauso wenig sind aus den erforschten Materialien die Beziehungen zum Hultschiner Ländchen bei der österreichischen Schriftstellerin Elfriede Moser-Rath und dem deutschen Schriftsteller Richard Kühnau eindeutig erklärbar.

Die oben erwähnten Autoren beschäftigten sich nicht ausschließlich mit dem Sammeln der mündlichen Überlieferung aus diesem Gebiet. Die Ergebnisse ihrer Sammlungsarbeit im Hultschiner Ländchen publizierten sie dann in ihren Werken, die u. a. mit Märchen und Sagen aus anderen deutschsprachigen Regionen vermischt wurden. Die einzige Ausnahme bildet Hermann Janosch, der sich in seinem Werk ‚Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen‘ als einziger Autor lediglich auf die mündliche Überlieferung aus dem Hultschiner Ländchen beschränkte. Er stellte den Lesern neben den zahlreichen Volksmärchen, Volkssagen und Erzählungen auch traditionelle Sitten und Bräuche der Region vor. Bei den anderen zu dieser Gruppe gehörenden Autoren bildet das volkstümliche Schaffen aus dem Hultschiner Ländchen einen festen Bestandteil ihrer Sammlungen, die Oberschlesien gewidmet sind. Als konkrete Beispiele sind zu nennen die Werke von Autoren wie Karl-Ernst Schellhammer – ‚Oberschlesischer Sagenspiegel‘, Richard Kühnau – ‚Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art‘, Georg Hyckel – ‚Was der Sagenborn rauscht‘. Bei allen diesen Sammlungen überwiegen vor allem Volkssagen, Volksmärchen erschienen nur selten. Die Volksmärchen ordneten dagegen in ihre Sammlungen die österreichische Volkskundlerin aus Wien Elfriede Moser-Rath und der Schriftsteller Alfons Hayduk ein. Moser-Rath führte ihre Märchenforschung in Deutschland durch und ordnete in ihr Werk ‚Deutsche Volksmärchen‘ aus dem Jahr 1966 neben die zahlreichen Märchen aus Deutschland auch ein Beispiel aus dem Hultschiner Ländchen, ‚Die kluge Tochter‘, ein. Alfons Hayduk konzentrierte sich zwar vor allem auf Märchen und Sagen aus Preußen, aus Schlesien und aus dem Sudetenland, trotzdem veröffentlichte er auch ein Märchen aus dem Hultschiner Ländchen, nämlich jenes vom verscheuchten Wassermann in einer Ausgabe der ‚Eichendorff-Hefte‘.

#### 4. Die bekannten Sammler der mündlichen Überlieferung im Hultschiner Ländchen

Hermann Janosch (1892–1967) war als Lehrer, Übersetzer und Politiker tätig. Vor dem Jahr 1920 arbeitete er als Lehrer an der deutschen Schule in Köberwitz. Nach dem Anschluss des Hultschiner Ländchens an die Tschechoslowakische Republik und der Schließung der deutschen Schulen auf diesem Gebiet musste er die Schule verlassen. Am Anfang der 20er Jahre zog er nach Deutschland, wo er der Vorsitzende des *Reichsverbandes heimatliebender Hultschiner* wurde. Er entwickelte eine reiche Publikationstätigkeit. Im Jahre 1924 gab er die Sammlung ‚Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen‘ heraus. In der Einleitung bestätigt er, dass die publizierten Märchen und Sagen die Ergebnisse seiner eigenen Sammeltätigkeit darstellen, wobei er namentlich die einheimischen Erzähler erwähnt, z. B. Adolf Pawelek aus Beneschau, Leo Krömer aus Strandorf und Lehrer Slawik aus Ratibor (vgl. Janosch 1924:98), von denen ihm einige Sagen überliefert wurden.

Alfons Hayduk (1900–1972) gehört zu den Sammlern von Märchen und Sagen aus Schlesien und Erzähler von Märchen aus dem Hultschiner Ländchen. An der Universität in Breslau studierte

<sup>2</sup> „Nach der Neuorganisation der Kreisgliederung im preußischen Staat nach dem Wiener Kongress trat mit dem 1. Mai 1816 der Kreis Ratibor in der Provinz Schlesien vom Regierungsbezirk Breslau zum Regierungsbezirk Oppeln. Dieser umfasste meist ländliche Gebiete um die Städte Hultschin und Ratibor. Das Landratsamt war in Ratibor“ (URL 2).

er Philosophie, Literatur und Volkswirtschaft, daneben wurde er auch als Feuilleton-Redakteur und Dramaturg ausgebildet. Während seiner fruchtbaren literarischen Tätigkeit schrieb er Gedichte, Märchenspiele und Märchenbücher, Volksstücke und Romane. Zusammen mit den Autoren Robert Lindenbaum und Jochen Schmauch gab er im Jahr 1953 das dreiteilige Werk ‚Ostdeutscher Märchen- und Sagenborn. Märchen und Sagen aus Sudetenland, Schlesien, Ost- und Westpreußen für große und kleine Kinder erzählt von Robert Lindenbaum, Alfons Hayduk, Jochen Schmauch‘ heraus (vgl. Lindenbaum/Hayduk/Schmauch 1953). Sehr bedeutend waren auch seine Verlegeraktivitäten. Seine Verdienste hob nach seinem Tod in einem Beitrag Karl Schrodok heraus:

„Der Tod unseres Alfons Hayduk ist ein großes Unglück für die Kulturarbeit im Dienste Schlesiens. Die Lücke, die er hinterläßt, einigermaßen zu schließen, wird eine vornehmliche Aufgabe für die nächste Zeit sein. Schon in den letzten drei Jahren seines Lebens kränkelte er. Aber wer ihn mit seiner großen Vitalität näher kannte, der meinte, das würde vorübergehen. Er selber war wohl anfangs derselben Meinung.“ (URL 5)

Die beiden Freunde, die auch zusammenarbeiteten, bewunderten den Dichter Joseph von Eichendorff und beteiligten sich an der Ausgabe der ‚Eichendorff-Hefte‘. In der 16. Ausgabe der ‚Eichendorff-Hefte‘ erschien eine Spukgeschichte ‚Der verscheuchte Wassermann‘ aus dem Hultschiner Ländchen, mit dem Untertitel ‚neu von Alfons Hayduk erzählt‘ (Eichendorff-Hefte 2006:90). Die genaue Entstehungszeit der Geschichte ist aus den zugänglichen Materialien nicht erkennbar, im Gegensatz zur Erwähnung, dass die ursprüngliche Version in der Monatsschrift ‚Schlesische Stimme‘ in den Heften 7–8 aus dem Jahr 1940 in Breslau abgedruckt wurde. In der Einführung in die Geschichte erklärt Hayduk seine Absicht, über einen Wassermann aus einer Mühle in Beneschau zu erzählen und bekennt seine Bewunderung für das Hultschiner Ländchen: „Wer von den Altvaterhöhen oberwärts hinabsteigt, kommt ins liebe Wiesenenthal der Oppa, die sich durch das gesegnete Hultschiner Ländchen anmutig schlängelt, harmlos und unschuldig wie ein Kind“ (Eichendorff-Hefte 2006:90).

Karl-Ernst Schellhammer (?–1944) ist ein Autor, zu dessen Leben in den erreichbaren Archivquellen sehr wenig zu finden ist. Die zur Verfügung stehenden Materialien geben nur lückenhafte Informationen über seine Lehrerlaufbahn in den Städten Kattowitz und Gleiwitz. Nur sehr behutsam, aufgrund einiger Andeutungen, kann man vermuten, dass er in Oberschlesien geboren wurde. Schellhammer beschäftigte sich mit den oberschlesischen Sagen und Märchen. Seine Sammlungen wurden in mehreren Publikationen herausgegeben. Die Sagen aus dem Hultschiner Ländchen wurden im Werk ‚Oberschlesischer Sagenspiegel‘ veröffentlicht. Es geht um die Sagen ‚Vom Ritter, der keine Steuern zahlen wollte‘, ‚Die Räuber Jurasch und Andreas‘, ‚Der Mann ohne Kopf‘, ‚Der Wassermann will das Geigenspiel lernen‘, ‚Der Wassermann als Pferd‘, ‚Der Schatz auf der Landecke‘.

Richard Kühnau (1858–1930) verbrachte seine Studienjahre an der Universität in Breslau und wirkte als Oberlehrer am Gymnasium in Patschkau im Landkreis Neisse. Er interessierte sich intensiv für das volkstümliche Schaffen und wurde als deutscher Sagensammler und Sagenforscher bekannt, wobei er sich vor allem mit Sagen aus Schlesien beschäftigte (URL 6). Die Sagen aus dem Hultschiner Ländchen verarbeitete er in seinem Werk ‚Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art‘ und gab sie als ein kompaktes Werk heraus. Manche im Buch enthaltenen Sagen übernahm Kühnau aus den Sammelbänden von mündlicher Überlieferung anderer bekannter Autoren, wie z. B. von Georg Hyckel – ‚Was der Sagenborn rauscht‘, oder von Hermann Janosch – ‚Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen‘. Den anderen Teil seines Buches bildeten die Sagen, die er bei seinen schöpferischen Anstrengungen aus dem Erzählen von Johannes Kaluza, Josef Slawik, Ernst Widlak, J. Herrmann und von Dr. Miketta aufzeichnete. Jede der angeführten Sagen wurde mit den Quellenangaben abgeschlossen.

Georg Johann Paul Hyckel (1880–1975) gehört zu den bedeutendsten Forschern Schlesiens und gilt als „Senior der schlesischen Volks- und Heimatkundler“ (URL 7). Nach dem gymnasialen

Studium in Ratibor, studierte er in Frankfurt am Main und wählte als seinen Lebensberuf die Laufbahn des Taubstummenlehrers. Seine pädagogischen Bemühungen krönte er später mit der Stelle des Schuldirektors der Taubstummenanstalt in Ratibor. Seine wissenschaftliche Forschung richtete er auf das volkstümliche Schaffen und die Kunst seiner Heimat, vor allem der Stadt Lubowitz, dem Geburtsort von Joseph von Eichendorff, und der Geschichte des Ratiborer Kreises. Die Sagen und Märchen aus dem Hultschiner Ländchen erschienen im Werk ‚Was der Sagenborn rauscht‘. Im Troppauer Archiv kann man diese Sagen im Werk von Richard Kühnau ‚Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art‘ finden. In diesem Werk erscheinen Sagen von Georg Hyckel – u. a. ‚Der verschwundene Ort Thrömchen bei Thröm‘, ‚Die Schönheit des Deutsch-Krawarner Schlosses‘, ‚Das Steinkreuz bei Hultschin‘ oder ‚Untergang der Burg Landecke‘.

Ferdinand Minsberg (1781–1855) studierte seit 1798 in Breslau und später in Frankfurt am Main. Während seines Studiums profilierte sich sein Interesse vor allem für Philosophie und Philologie. Nach dem Studium wirkte er als Lehrer und Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Glogau. Neben diesem bürgerlichen Beruf widmete er sich der schriftstellerischen Tätigkeit. Aus den zugänglichen Forschungsmaterialien kann man nur wenige Informationen über sein Leben und seine literarische Arbeit finden. Die Quelle mit den besten Informationen stellt das ‚Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts‘ von Franz Brümmer dar (URL 8). Minsberg widmete sich der Sammlung und dem Publizieren von Sagen und Erzählungen vor allem aus Oberschlesien. Die Sage ‚Wie der Hecht mit dem Weißfisch in das Stadtwappen von Beneschau kam‘ wurde im Buch ‚Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art‘ von Richard Kühnau neu verarbeitet. Als eine der wenigen Sagen lehnt sie sich an historische Fakten an und wurde als ein Aufsatz über die Wappen der Städte in Oberschlesien in der Monatsschrift ‚Oberschlesien‘ aus dem Jahr 1902 publiziert.

Elfriede Moser-Rath (1926–1993) studierte in Wien Germanistik und Anglistik und seit dem Jahr 1947 auch Volkskunde als Hauptfach. Dank ihren zahlreichen Aufsätzen, Analysen und Studien im Bereich der mündlichen und schriftlichen Erzählliteratur gehört sie zu den bedeutendsten Forscherpersönlichkeiten der Folkloristik. Als anerkannte Volkskundlerin beteiligte sie sich an den Vorbereitungen für das Editionsprojekt ‚Enzyklopädie des Märchens‘ (URL 9). In ihrem Werk ‚Deutsche Volksmärchen‘ aus dem Jahr 1966 gab sie Märchen aus Deutschland (z. B. aus Baden, Schleswig-Holstein, Niederbayern, Mecklenburg), Ostpreußen, Polen, aber auch aus der Türkei, der Slowakei und der Tschechischen Republik heraus: Märchen aus dem Böhmerwald (z. B. ‚Die goldene Anten‘, ‚Die Stiefmutter und das singende Vöglein‘, ‚Von Türken und dem lebzeltenen Dach‘), aus Mähren (‚Hans und der Riese‘), aus Schlesien (‚Der dumme Hans‘, ‚Ferla‘) und aus dem Riesengebirge (‚Das Geschlinke‘). Aus dem Hultschiner Ländchen wählte sie das Märchen ‚Die kluge Tochter‘ aus, das schon früher im Sammelbuch ‚Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen‘ von Hermann Janosch erschien.

Erwähnt werden sollten auch noch zwei bedeutende Schriftsteller. Joseph von Eichendorff gehörte zum Adelsgeschlecht von Eichendorff, zu dessen Eigentum u.a. das Schloss in Deutsch-Krawarn gehörte und welches mit der Geschichte der Stadt eng verbunden ist. Mechtild Lichnowsky lebte gemeinsam mit ihrem Mann Karl Max Fürst Lichnowsky auf dem Schloss Kuchelna. Die Beiden verbrachten auf dem Gebiet des Hultschiner Ländchens einen Teil ihres Lebens in verschiedenen historischen Epochen und ihr literarisches Schaffen wurde von unterschiedlichen literarischen Richtungen beeinflusst. Sie schrieben auch Märchen, die mit dem Hultschiner Ländchen sowohl thematisch als auch formal verbunden sind.

## 5. Die Hauptthemen der Volkslieder, Märchen, Erzählungen und Sagen

Die mündliche Überlieferung im Hultschiner Ländchen reflektiert unterschiedliche Themen, die man den einzelnen Gattungen zuordnen kann.

### **Volkslieder**

Die Volkslieder aus dem Hultschiner Ländchen sind vor allem in der Sammlung ‚Dreiunddreißig Lieder aus Hultschin. Mährische Volkslieder‘ von August Scholtis enthalten. In ihren Texten spiegeln sich vor allem Themen wie Liebe, Hochzeit, Liebe zu den Kindern, Tagesanbruch oder Abenddämmerung wider. Einen nicht vernachlässigbaren Bestandteil bilden Wiegenlieder. Die Volkslieder besingen aber auch die alltäglichen Rituale oder die schwierige soziale Lage der Arbeiter und Knechte, nicht zu vergessen sind auch Hunger, Not oder Hoffnungslosigkeit der Soldaten genauso wie tragische und traurige Kriegsergebnisse.

### **Märchen und Erzählungen**

Die Gruppe der Märchen aus dem Hultschiner Ländchen ist weniger zahlreich als die Gruppe der Sagen, es gibt hier nach den gefundenen Quellen nur einzelne Märchen. Man muss auch in Betracht ziehen, dass die einzelnen Sammler diese Gattung sehr unterschiedlich wahrnahmen. Einige sahen in demselben Text Merkmale, die für ein Märchen typisch sind, andere betrachteten ihn als eine Erzählung. Thematisch kann man keine eindeutige Einteilung treffen. Obwohl alle im Hultschiner Ländchen aufgezeichnet wurden, kann man keine Indizien zu Verbindungen mit der Region finden. Die Haupthelden sind meist arme Knechte und Müller. Ein gemeinsames Merkmal der Märchen und Erzählungen stellt die Klugheit und Arglistigkeit der Haupthelden dar, dank denen sie Reichtum gewinnen und so ihre soziale Lage verbessern.

### **Sagen**

Diese Gattungsgruppe ist im Vergleich zu den andern im Rahmen der mündlichen Überlieferung am häufigsten vertreten. In den Sageninhalten spiegeln sich verschiedene Themen wider, die sich vor allem auf einzelne Personen, Burgen und Schlösser oder Geschehnisse in den Ortschaften bezogen. Die vorkommenden Personen sind überwiegend Wassermänner, Teufel, Feuermänner, Räuber, Ritter aber auch Geister und die Gräfin Margarete Wrbna, die Auferstandene.

In den Sagen von Burgen und Schlössern spielen neben einer Menge von verzauberten oder versunkenen heute nicht mehr existierenden Schlössern, vor allem die Burg Landecke und das Schloss in Deutsch-Krawarn Príme. In allen diesen Schlössern und Burgen warten bis zur Gegenwart verzauberte Prinzessinnen, Ritterfrauen und Schätze darauf, gefunden zu werden.

Die Sagen der dritten Gruppe betreffen die Gründung oder den Untergang der einzelnen Ortschaften.

Eine einheitliche Kategorisierung der Sagen wurde in Bezug auf das Hultschiner Ländchen nicht gefunden. Der einzige Sagensammler, in dessen Werk man auf eine bestimmte Systematisierung treffen kann, ist Richard Kühnau, der die Sagen in die Kategorien „naturgeschichtliche Sagen“, „Gebildsagen“, „Flursagen“, „Sagen von Personen und Geschehnissen“ und „Bau- und Siedlungssagen“ gliederte (URL 10).

## **6. Einige gemeinsame Merkmale der mündlichen Überlieferung des Hultschiner Ländchens**

Das Hultschiner Ländchen umfasste ursprünglich 38 Dörfer. Nicht zu jeder der Ortschaften findet sich aber ein Märchen, eine Erzählung oder eine Sage. In den erforschten Quellen wurden keine Märchen, Erzählungen oder Sagen aus den Ortschaften Antonschowitz/Antošovice, Bielau/Bělá, Bobrovnik/Bobrovníky, Bohuslavitz/Bohuslavice, Bolatitz/Bolatice, Klebsch/Chlebičov, Schreibersdorf/Hněvošice, Katharein/Kateřinky, Kosmütz/Kozmice, Ludgerstal/Ludgeřovice, Klein Hoschütz/Malé Hořtice, Markersdorf/Markvartovice, Schlausewitz/Služovice, Groß Hoschütz/Velké Hořtice, Wreschin/Vřesina, Zabrzeh/Zábřeh und Zawada/Závada gefunden. Bei einigen der einzelnen volkstümlichen Texte ist eine geographische Zugehörigkeit nicht auffindbar. Dagegen

kann man beweisen, dass in den Gemeinden Strandorf/Strahovice, Schepankowitz/Štěpánkovice, Klein-Darkowitz/Darkovičky, Deutsch-Krawarn/Kravaře, Petershofen/Petřkovice, Kuchelna/Chuchelná, Ellgoth/Lhotka, Hultschin/Hlučín, Hoschialkowitz/Hošťálkovice, Dobroslawitz/Dobroslavice, Haatsch/Hat, Darkowitz/Darkovice, Zauditz/Sudice, Koblau/Koblov, Rohow/Rohov, Sandau/Pišť, Schloss Schillersdorf/Šilheřovice und Thröm/Třebom zumindest ein Gattungstext mündlich überliefert wurde. Am meisten sind mit dem Märchen- und Sagen erzählen die Gemeinden Benešau/Benešov, Köberwitz/Kobeřice und die Burg Landecke/Landek verbunden.

Die Haupthelden der Märchen, Erzählungen und Sagen aus dem Hultschiner Ländchen sind überwiegend historische Persönlichkeiten oder jene Helden mit konkreten Namen, wie z. B. der böhmische König Georg Podiebrad, Fürst Lichnowsky oder Gräfin Margarete aus dem Geschlecht Tworkowski von Krawarz. In einigen historischen Sagen erscheinen Ritter aus Krawarz, schwedische oder kaiserliche Soldaten. Eine ungewöhnliche Benennung, die originär im volkstümlichen Erzählen aus dem Hultschiner Ländchen erscheint, hat die Gestalt des Teufels, der als Rarach bzw. Rarachek bezeichnet wird. Die vielen Gestalten der Märchen und Sagen, die in mehreren Sammlungen wiederholt das Gebiet des Hultschiner Ländchens bedrohen, sind die Räuber Jurasch und Andreas oder Elias und Pistulka. Die Wassermänner, obwohl sie allgemein als übernatürliche Wesen gelten, fügen sich in das alltägliche Leben der Gemeinde ein. Sie kümmern sich nicht selten um ihre eigene Familie oder sind mindestens Mitglieder einer Familie. Ähnliches ist auch bei einem Alp zu beobachten. Auch er wurde im Hultschiner Ländchen als übernatürliches Wesen angesehen, trotzdem führte er ein alltägliches Leben gemeinsam mit den anderen Einwohnern der Gemeinde. Erst in der Nacht soll er nach einigen Erzählungen auch die Gestalt einer Maus oder einer Katze annehmen.

Manche volkstümliche Märchen, Erzählungen und Sagen aus dem Hultschiner Ländchen wurden von mehreren Autoren in ihren Sammlungen der mündlichen Überlieferungen publiziert. Obwohl sich die Inhalte der einzelnen Texte ähnelten, veröffentlichten sie die Sammler unter verschiedenen Titeln. In einigen Fällen trugen die Autoren selbst kreativ zu einzelnen Texten bei und ergänzten die Handlung. In mehreren Varianten erschien z. B. das Abenteuer der zwei Räuber Jurasch und Andreas: die Sage ‚Jurasch und Andreas, die gefürchteten Räuber des Strandorfer Waldes‘ erschien in der Sammlung von Karl-Ernst Schellhammer und im Buch ‚Sagen aus dem Strandorfer Walde‘ von Herman Janosch. Die Autoren Karl-Ernst Schellhammer, Richard Kühnau und Georg Hyckel bezogen in ihre Sammlungen die Sage von einem Ritter aus der Burg Landecke ein. Sie tauchte bei Schellhammer als ‚Der Ritter, der keine Steuern zahlen wollte‘, bei Hyckel als ‚Untergang der Burg Landecke‘ und bei Kühnau als ‚Der Letzte Burgherr von der Landecke und seine Tochter‘ auf. Eine entscheidende Rolle nehmen in den Sammlungen selbstverständlich die Wassermännchen ein. Die Sage ‚Der Wassermann will das Geigenspiel lernen‘ von Karl-Ernst Schellhammer erschien auch als Spukgeschichte von Alfons Hayduk ‚Der verseuchte Wassermann‘. Und die Wassermännchensage ‚Der Wassermann und der Bauer‘ wurde von Hermann Janosch und von Karl-Ernst Schellhammer als ‚Wassermann als Pferd‘ bearbeitet. Die gleichen Sagen, die von Hermann Janosch im Werk ‚Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen‘ publiziert wurden, veröffentlichte in seinem Werk, nur unter anderem Sagentitel, Richard Kühnau.

Das Hultschiner Ländchen ist eine Region mit einer eigenwilligen Kultur, deren Bestandteil auch die mündliche Überlieferung bildet. Die deutsch geschriebenen Volkslieder, Märchen Erzählungen und Sagen gehören zum Kulturgut der Hultschiner Bevölkerung. Sie bereichern mit ihrer Buntheit das Leben der interkulturellen Gesellschaft, die der systematischen Erforschung ihrer eigenen Vergangenheit geöffnet ist, damit diese Einzigartigkeit auch für die Zukunft erhalten bleibt.

## Literaturverzeichnis

### Archivalien:

ZEMSKÝ ARCHIV V OPAVĚ/ LANDESARCHIV TROPPAU (ZAO)

ZAO: Kartonnr. 41, Signatur: Rat XII-380.

ZAO: Kartonnr. 4775, Signatur: XII-2449.

ZAO: Nachlass Dr. Reinhold Weigels: Kartonnr. 12, 13.

### Primärliteratur:

HYCKEL, Georg (1927): *Was der Sagenborn rauscht*. Schweidnitz.

JANOSCH, Hermann (1924): *Unsere Hultschiner Heimat in Sagen und Märchen, Sitten und Gebräuchen*. Ratibor.

KÜHNAU, Richard (1926): *Oberschlesische Sagen geschichtlicher Art*. Breslau.

SHELLHAMMER, Karl-Ernst (1924): *Oberschlesischer Sagenspiegel*. Peiskretschan.

SCHOLTIS, August (1935): *Dreiunddreißig Lieder aus Hultschin. Mährische Volkslieder*. Berlin.

### Sekundärliteratur:

GAWRECKI, Dan (2003): *Dějiny českého Slezska 1740–2000*. Opava.

PLAČEK, Vilém (2000): *Prajzáci aneb k osudům Hlučína 1742–1960*. Hlučín – Kravaře: Kulturní dům Hlučín, Kulturní středisko zámek Kravaře. Háj ve Slezsku.

PLAČEK, Vilém (2007): *Prajzáci II aneb Hlučínsko ve staronové vlasti 1920–1938*. Háj ve Slezsku.

WANDERBURG, Udo (1995): Město Hlučín za pruského období. In: *Hlučínsko v proměnách času*. Sborník příspěvků z konference k 75. výročí připojení Hlučína k ČSR. Slezská kulturní a vzdělávací nadace Hlučínsko Kravařské noviny č. 2/Besedník 1995, S. 23-26.

WEIGEL, Reinhold (1929/30): Die grenz- und volkspolitischen Folgen des Friedensschlusses. In: SCHNEE, Heinrich / DRAEGER, Hans (Hrsg.): *Zehn Jahre Versailles*. Bd. 3. Berlin.

LINDENBAUM, Robert / HAYDUK, Alfons / SCHMAUCH, Jochen (1953): *Ostdeutscher Märchen und Sagenborn. Märchen und Sagen aus Sudetenland, Schlesien, Ost- und Westpreussen. Für große und kleine Kinder erzählt von Robert Lindenbaum, Alfons Hayduk, Jochen Schmauch*. München.

Oberschlesisches Eichendorff- Kultur und Begegnungszentrum in Lubowitz (2006): *Eichendorff-Hefte 16*. Opole.

### Zeitungen:

*Der treudeutsche Hultschiner: Monatsschrift des Reichsverbandes heimatliebender Hultschiner*. Ratibor, 1922–1933.

*Hultschiner Zeitung: Unabhängige Zeitung für die Stadt Hultschin und das Hultschiner Ländchen*. Hultschin, 1910–1937.

### Internetquellen:

URL 1: <http://www.wintersonnenwende.com/scriptorium/deutsch/archiv/10jahreversailles/> [12.03.2015].

URL 2: [https://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis\\_Ratibor](https://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis_Ratibor) [10.3.2015].

- URL 3: [http://www.rsport.cz/index.php?action=10302&id\\_detail=1309&id\\_p=581](http://www.rsport.cz/index.php?action=10302&id_detail=1309&id_p=581) [20.03.2015].
- URL 4: <http://www.documentarchiv.de/wr/vv08.html> [18.03.2015].
- URL 5: <http://kulturportal-west-ost.eu/biographies/hayduk-alfons-3/> [18.03.2015].
- URL 6: [http://de.wikisource.org/wiki/Diskussion:Richard\\_K%C3%BChnau](http://de.wikisource.org/wiki/Diskussion:Richard_K%C3%BChnau) [20.03.2015].
- URL 7: <http://kulturportal-west-ost.eu/biographies/hyckel-georg-2/> [12.03.2015].
- URL 8: [http://www.literaturport.de/index.php?id=26&user\\_autorenlexikonfrontend\\_pi1\[al\\_aid\]=1478&user\\_autorenlexikonfrontend\\_pi1\[al\\_opt\]=1&cHash=c5c5436adcdb5c6c620a4725359f74f9](http://www.literaturport.de/index.php?id=26&user_autorenlexikonfrontend_pi1[al_aid]=1478&user_autorenlexikonfrontend_pi1[al_opt]=1&cHash=c5c5436adcdb5c6c620a4725359f74f9) [15.03.2015].
- URL 9: <http://www.deutsche-biographie.de/sfz65750.html> [26.03.2015].
- URL 10: <http://digi-alt.ub.hu-berlin.de/viewer/fulltext/DE-11-001860973/392/> [12.03.2015].

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des SGS Projekts SGS14/FF/2014 „Literární a kulturní život německy mluvícího obyvatelstva na Hlučínsku“.

„Das Notwendige scheint  
mit dem Unmöglichen identisch zu sein.“<sup>1</sup>

## Methodologische Überlegungen zu ausgewählten Deutschlandreden der 1980er Jahre<sup>2</sup>

*Aleš URVÁLEK*

### Abstract

“What is necessary appears to be impossible”. Methodological considerations regarding selected speeches on the topic of Germanness in the 1980s

This study attempts to determine what methodological approach is suitable for studying speeches about Germanness that were written in Germany in the 1980s. The corpus of the speeches was chosen to cover multiple areas and disciplines. It includes literary, political and historiographical speeches authored by G. Grass (‘Geschenkte Freiheit’), M. Walser (‘Über Deutschland reden’), R. von Weizsäcker (‘Der 8. Mai 1945’), E. Nolte (‘Vergangenheit, die nicht vergehen will’) and H. Lübke (‘Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart’). The study illustrates the limitations of the ideological and purely disciplinary methodological approach. Instead it seeks a starting point for an analysis which proceeds in an intertextual and interdisciplinary manner.

**Key words:** Germanness, literature, politics, history, ideology, intertextuality, interdisciplinarity

### 1. Einleitung

Deutschlandreden stellen ein Genre mit recht langer und umstrittener Tradition dar. Wer sich über deren Bedeutung für die deutschen Nachkriegsdiskussionen Klarheit verschaffen will, kommt um diese Tradition nicht herum. Es gibt nach 1945 kaum eine nennenswerte Rede, die sich in einem spannungsfreien Verhältnis zu derselben befinden würde. Wer über Deutschland sprechen will, muss zugleich Bedingungen nennen, unter denen seine Rede überhaupt möglich ist; zunächst hat er die Frage nach der Legitimität seiner Rede zu stellen. Bereits ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Deutschlandreden belegt, wie gefährlich das Terrain ist, auf dem man sich hier bewegt. Nicht

<sup>1</sup> Enzensberger (1966:52).

<sup>2</sup> Diese Studie ist im Rahmen des GAČR-Projekts P406/11/0599 entstanden, das den Titel trägt ‚Literární, filozofická a historiografická reflexe německví na pozadí sporných míst německých poválečných dějin‘. Die Arbeit daran wurde auch durch die Förderung ‚Podpora internacionalizace a excelence publikační činnosti na FF MU‘ (INET: Stimulace VaV výkonu; EIS Magion zak. 2721) unterstützt.

selten sichern sich die Intellektuellen im Voraus ab, um sich mit dem Gesagten nicht zu blamieren. Oder aber kalkulieren sie eine eventuelle Blamage als absichtliche Provokation schon ein, um auf diese riskante Art und Weise über Deutschland überhaupt etwas sagen zu können, was nicht gleich im nivellierenden Rauschen dieses Diskurses untergehen würde. Meistens tendieren sie dazu, sich von dem bereits früher Formulierten ausdrücklich abzuheben, um ein für alle Mal Verstand und Ordnung in das Thema zu bringen; ironischerweise werden sie dadurch aber oft eben missverständlich oder missverstanden.

Es bieten sich einige methodologische Zugänge zu diesem Thema. Möchte man die Schlüsselstellen der Deutschlanddebatten erfassen, könnte man einzelne Deutschlandreden chronologisch ordnen, sie auf die Zeitachse projizieren und dadurch unterschiedliche historische Kontexte beleuchten; so könnte man etwa an Adornos Essay ‚Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit?‘ aus dem Jahre 1959 (Adorno 1977:555–572) ansetzen und über Enzensbergers ‚Katechismus zur deutschen Frage‘ (Enzensberger 1966:1–55), A. Mitscherlichs ‚Die Unfähigkeit zu trauern – womit zusammenhängt: eine deutsche Art zu lieben‘ (Mitscherlich 1967:17–58) und einige umstrittene Texte von E. Nolte aus den 1980er Jahren gehen, und etwa bei den Essays von G. Grass oder M. Walser aus den 1990er Jahren enden.

Ein anderer Zugang würde darin bestehen, die jeweils spezifischen Züge des Genres zu erfassen. Bedeutende politische Reden zum Beispiel von R. von Weizsäcker, P. Jenninger hätte man dann scharf zu trennen von den Beiträgen der Historiker, Philosophen oder Soziologen (E. Nolte, J. Habermas, Ch. Meier, H. Lübbe, P. Sloterdijk, M. Broszat, S. Friedländer, A. Mohler, J. Friedrich. K. Sontheimer), oder Literaten (G. Grass, H. M. Enzensberger, M. Walser, B. Strauß).

Denkbar wäre auch eine ideologische Gliederung des Themas, die alle linken, liberalen oder sozialistischen Artikulationen der deutschen Frage (K. Jaspers, H. W. Richter, W. Brandt, J. Habermas, G. Grass) gegen die eher rechte, konservative, wohl auch antiaufklärerische Rhetorik ausspielen würde, die man etwa bei L. Erhard, K. Adenauer, H. Diwald, H. Lübbe, A. Mohler, M. Stürmer finden kann.

Eine weitere Alternative würde die inhaltliche Gliederung darstellen, die sich zum Ziel setzen würde, die in den Reden häufig auftretenden Fragen, Antworten und Themen zu analysieren. In ihrem Mittelpunkt fände man – stichwortartig zusammengefasst – Begriffe wie ‚Vergangenheitsbewältigung‘, ‚Stunde Null‘, ‚Erbe der Aufklärung‘, ‚Erinnerungskultur‘, ‚positiver‘ oder ‚negativer Nationalismus‘, ‚Philosemitismus‘ oder ‚Antisemitismus‘ u. Ä. Diese Alternative scheint mir insofern Anknüpfungspunkte zu bieten, als mir an den einzelnen Beiträgen zum Thema insbesondere deren reziproke Abhängigkeit am Herzen liegt, die in den vorherigen Ansätzen kaum ins Blickfeld gerät. Mein Anliegen ist ja eben nicht, anhand der Deutschlandreden extreme, schablonenhafte linke oder rechte ideologische Positionen festzustellen, sondern zu unideologischen Elementen der Positionen zu gelangen. Die anregendsten Beiträge innerhalb der Deutschlandreden sind nämlich entstanden, sobald man versucht hat, gewöhnlichen Stereotypen, negativen Fixierungen und Reflexen zu entkommen, und dies sogar auf die Gefahr hin, in Widerspruch dazu zu gelangen, was man bisher für richtig und lebensnotwendig gehalten hatte. Daher lenke ich mein Augenmerk nicht nur auf Autoren, die nach Argumenten für ihre Wahrheit suchen, sondern vielmehr auf solche, die sich der Relativität eines jeden Standpunktes, und daher der Grenzen des ihrigen bewusst sind. Wohl auch deshalb sind solche Autoren dann in der Regel kaum bereit, bipolare links-rechte Lösungen zu akzeptieren. Während die deutsche Nachkriegsintelligenz im Allgemeinen eher zu abstrakten Begriffen tendiert, sondieren diese Autoren – zu der Nachkriegsintelligenz als solcher in ständigem Spannungsverhältnis –, inwiefern ihre kritischen Urteile und erhobenen Ansprüche noch der Realität entsprechen. Als eine Art Vermittler, die die Schärfe des prinzipiellen Denkens abstupfen, sind sie zum Teil sogar bereit, jenseits der traditionellen Schemata zu denken. Wo ihnen die Begriffe zu starr und die Ideologien zu orthodox sind, verraten sie paradoxerweise kaum sich selbst, vielmehr eben solche Formen der Reflexion des Deutschen, die sich durch ideologische Regeln und Gebote knechten lassen. Indem sie sich quer durch das begriffliche Spektrum und die ideologischen

Schemata zu bewegen versuchen, entsteht in ihrem Denken eine produktive Spannung, von der orthodoxe Denker meist unberührt bleiben.

In einigen literarischen Deutschlandreden (etwa bei M. Walser, B. Strauß, H. M. Enzensberger, oder auch G. Grass) manifestiert sich diese produktive Spannung in der Suche nach einer Sprache, in der man heutzutage über das Deutsche überhaupt sprechen könnte; einer Sprache, die der Notwendigkeit sich zu artikulieren genauso Rechnung trägt, wie all den wohl unumgänglichen Verboten und Tabuisierungen; die das, worüber geschwiegen wird, nicht weniger beachtet, als das, worüber man spricht. Über die Formen, in denen literarische Deutschlandreden die Möglichkeiten des Redens über Deutschland selbst thematisieren, also zur Selbstkritik ansetzen, ließe sich der Bogen schlagen zu Fragen, die in Bezug auf die Möglichkeiten des Denkens über das Deutsche nach dem Krieg anderswo gestellt wurden, also zum Beispiel in der Geschichtswissenschaft, Politologie oder Soziologie. In diesem Beitrag will ich nicht diesen Fragen nachgehen,<sup>3</sup> sondern ich habe vor, anhand einiger möglichst proportional ausgewählten Texte aus den 1980er Jahren zu zeigen, wie nutzlos es ist, die Deutschlandreden nur (oder überhaupt) innerhalb der gegebenen ideologischen oder disziplinären Rahmen zu interpretieren. Daher meine bunte Auswahl, die die Grenzen der Disziplinen missachtet: Die Perspektive der Historiker und Philosophen repräsentieren in meinem Korpus H. Lübke und E. Nolte, politische Deutschlandreden vertritt hier R. von Weizsäcker, von den Literaten wurden G. Grass und M. Walser herangezogen. Konkret geht es um folgende Texte: H. Lübkes Vortrag ‚Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart‘ aus dem Jahre 1983 (Lübke 2007:11–38), der recht früh auf heftigen Widerspruch gestoßen ist, ja nicht selten sogar für den Prolog zum Historikerstreit gehalten wird. Deshalb ist die Wahl auch auf Noltes Rede ‚Vergangenheit, die nicht vergehen will‘ vom Sommer 1986 gefallen (Nolte 1987:13–35), die den realen Auftakt zum Historikerstreit bildet. Zeitlich zwischen diesen Reden liegt die am 8. Mai 1985 von R. von Weizsäcker gehaltene Rede ‚Der 8. Mai 1945‘ (Weizsäcker 1986:279–295), ein Wendepunkt darin, wie die Deutschen mit ihrer tragischen Vergangenheit umzugehen hätten. Dasselbe Jubiläum nahm auch drei Tage früher, also am 5. Mai 1985, G. Grass zum Anlass, seine Rede ‚Geschenkte Freiheit‘ vorzutragen (Grass 2007:141–156). Und schließlich präsentierte im Rahmen der Münchner Vortragsreihe ‚Reden über das Land‘ M. Walser seinen Bericht ‚Über Deutschland reden‘; ursprünglich abgedruckt in ‚Die Zeit‘ am 3. 11. 1988 (Walser 1997:896–915).

## 2. H. Lübke: *Der Nationalsozialismus im Bewusstsein der deutschen Gegenwart*

Mögen die einzelnen Beiträge recht unterschiedlich sein, ihre gegenseitige Verflechtung ist unumstritten. Intertextuell kommunizieren sie miteinander auf mehreren Ebenen. Lübkes<sup>4</sup> Text ‚Der Nationalsozialismus im Bewusstsein der deutschen Gegenwart‘ wartet mit mindestens zwei neuen und daher provokativen Ansätzen auf: Recht ungewöhnlich interpretiert er die Zäsur zwischen dem nationalsozialistischen Reich und dem Nachkriegsdeutschland und zugleich stemmt er sich gegen die damals (und wohl bis heute) dominierende Diagnose, die besagt, bis in die 60er Jahre sei die unheilvolle nazistische Vergangenheit verdrängt worden, und erst den revoltierenden Jugendlichen (wie auch der Neuen Linken insgesamt) sei es gelungen, diese Vergangenheit restlos ans Licht zu bringen, sie kritisch zu thematisieren und dadurch ihre restaurative Rückkehr zu verhindern. Dem stemmt sich Lübke entgegen, indem er von folgenden Voraussetzungen ausgeht: Das von der Mehrheit der Deutschen aktiv oder passiv unterstützte NS-Regime habe sich 1945 komplett diskreditiert. Es sei schlichtweg ausgeschlossen, dass sich jemand 1945 offen zu diesem Regime bekannt oder zu irgendeiner Version der nach dem Ersten Weltkrieg so berühmten *Dolchstoßlegende* geflüchtet hätte. Der Nazismus hätte nichts mehr zu bieten gehabt. Die Kriegsverbrecher seien freilich

<sup>3</sup> Das mache ich an einer anderen Stelle. Vgl. Urválek (2013:125–138).

<sup>4</sup> Hermann Lübke (1926), deutscher Philosoph, der gemeinsam mit O. Marquard zu den bekanntesten Vertretern der sogenannten Ritter-Schule gehört.

zu verurteilen, doch schwieriger sei eine andere Aufgabe gewesen: Wie sei es zu schaffen, dass das Nachkriegsdeutschland nun auch reale Unterstützung seiner Bevölkerung gewinnen könne, die noch vor Kurzem Hitler unterstützt habe. Mit Lübke gesagt: *Gegen Ideologie und Politik des Nationalsozialismus, in dessen Katastrophe zugleich auch das Reich untergegangen war, musste der neue Staat eingerichtet werden. Gegen die Mehrheit des Volkes konnte er schwerlich eingerichtet werden* (Lübke 2007:20). Der einzige Weg habe eben darin bestanden, sich normativ vom NS-Regime zu distanzieren und dessen Subjekte in den neuen Staat einzugliedern. Die Vergangenheit dieser Subjekte ist für Lübke insofern sekundär, als von ihr sowieso alle gewusst hätten, deshalb hätte es keinen Zweck, sie sich gegenseitig vorzuwerfen. Unmittelbar nach dem Krieg hätten somit Verhältnisse „nicht-symmetrischer Diskretion“ geherrscht, dank denen sich einzelne Deutsche mit dem neuen Staat identifizieren, ja wohl erst einen schwerwiegenden Grund dazu finden konnten: [...] *und nach zehn Jahren war nichts vergessen, aber einiges schließlich ausgeheilt* (Lübke 2007:22).

Laut Lübke wurde die Vergangenheit nur im Sinne der normativen Abgrenzung behandelt, die von recht schonenden Regeln begleitet war („kommunikatives Beschweigen“), während in der Privatsphäre diskretes Schweigen herrschte. Lübke interessiert sich stärker für die Systemfunktionen; die private, psychologisch-emotionale Ebene scheint in seiner Darlegung unterbelichtet zu sein. Daher kann er gut verschmerzen, dass der Umbruch des Jahres 1945 keine innere Wandlung der Bevölkerung nach sich gezogen hat. Die Hypothesen, die diese Praxis für die Zukunft bildete, sind Lübke bekannt, ohne dass sie ihn allzu sehr beunruhigen würden. Die Verhältnisse der nicht symmetrischen Diskretion behagen ihm zwar nicht, doch er findet sie politisch und sozialpsychologisch zwingend. Pointiert gesagt – einen gewissen Pragmatismus, ja Opportunismus scheint Lübke eher zu tolerieren, als jedes unpragmatische Moralisieren. Damit geht auch seine Sicht auf die in seinen Augen vermeintlichen Verdienste der Neuen Linken in den 60er Jahren einher: Gegen die psychotherapeutisch revolutionäre Rolle der Neuen Linken weist er unermüdlich darauf hin, dass die nationalsozialistische Vergangenheit nicht über lange Jahre verdrängt wurde, sondern bereits seit dem Ende der 40er Jahre thematisiert worden war.<sup>5</sup> Vielmehr fragt er, warum mit zunehmendem Abstand von der NS-Vergangenheit das Interesse nicht ab-, sondern zunimmt. Seine Erklärung setzt an dem Argument an, dass die in der zweiten Hälfte der 60er Jahre heranwachsenden Generationen der Studentenrevolte (geboren meist in den letzten Kriegsjahren, oder sogar erst nach dem Kriege) sich auf die NS-Zeit kritisch beziehen konnten, ohne diese Kritik auf sich selbst anwenden zu müssen. Die zunehmende Thematisierung der NS-Vergangenheit sei also in den 60er Jahren nicht auf moralische Verstörung ob deren Verdrängen und Ver- oder Beschweigen zurückzuführen, sondern auf den Willen der Protagonisten der Studentenrevolte, sich von der Bundesrepublik zu distanzieren. Beide kritischen Distanzierungen, also gegen das NS-Regime wie auch gegen die BRD, bedingen, ja unterfüttern einander: indem sie zur Zielscheibe ihrer Kritik den Kapitalismus machen. Stellte der Faschismus in der damals dominierenden marxistischen Definition das letzte Stadium des Kapitalismus dar,<sup>6</sup> setzte in dieser Perspektive die kapitalistische BRD diese unheilvollen faschistischen Intentionen in der Tat fort; vom Bruch konnte daher keine Rede sein. In dieser Logik setzten sich die linken Jugendlichen von der BRD desto mehr ab, je antifaschistischer sie sich geben wollten. Je unbarmherziger sie die Generation ihrer Väter kritisierten, desto weniger fühlten sie sich den postfaschistoiden Verhältnissen in der BRD ausgesetzt. In beiden Fällen wusste sich also das kritisierende Subjekt der Kritik zu entziehen, seine Kritik galt immer den anderen: den in der NS-Zeit versagenden Vätern und allen, die über das Wohlergehen der BRD hinaus vergessen haben, die Restauration der postfaschistisch-kapitalistischen Verhältnisse zu kritisieren. Lübkes Konklusionen haben das Ziel, die vermeintlichen Verdienste der 68er zu untergraben. Die scharfe Kritik der

<sup>5</sup> Als Belege für seine These führt er folgende Bücher an: E. Kogons ‚Der SS-Staat‘ (1946), die im Jahre 1957 vom W. Hofer publizierten NS-Dokumente, die Memoiren von M. Buber-Neumann (1958), ‚Das Tagebuch der Anne Frank‘ (1947), oder ‚Die Auflösung der Weimarer Republik‘ (1955) von K. D. Bracher.

<sup>6</sup> Faschismus sei die terroristische Diktatur der reaktionärsten Elemente des Finanzkapitals, besagt die bekannte Dimitroff-These.

NS-Vergangenheit wie auch der BRD wird als eine bequeme Abrechnung mit etwas demaskiert, was man in keinem der beiden Fälle für das Eigene hält.

Lübbe argumentiert jenseits der Emotionen. Im konservativen Sinne privilegiert er den Staat, der sich nach dem Krieg zu erneuern hat, von Belang sind für ihn alle Systemzwänge. Einzelne Menschen interessieren ihn insofern, als sie sich erfolgreich verwandeln *in die Bürgerschaft der Bundesrepublik Deutschland* (Lübbe 2007:20). Somit beschränkt der Text seine Optik ausschließlich auf die deutsche Sicht. Zwar ist nicht auszuschließen, dass es sich nach dem Krieg unter den Deutschen, die mehr oder weniger „mitgelaufen“ sind, tatsächlich so abgespielt haben mag, wie es Lübbe hier beschreibt. Dann bleibt aber noch zu beantworten, wann es um diese Praxis geschehen ist und ob der Abstand zwischen der normierten öffentlichen Diskussion über die NS-Vergangenheit und den privaten, meist nicht mitteilbaren Erfahrungen tatsächlich nicht auf seine Zukunftshypothesen hin zu untersuchen wäre. Diesen Fragen geht Lübbe aus dem Wege. Wohl noch schwerer wiegt eine weitere ausgesparte Frage, die die für die deutsche Nachkriegsidentität grundsätzliche Asymmetrie betrifft: als Deutscher war man nach dem Kriege nicht nur in der Rolle des Geschlagenen, der seine bisherige und nun unakzeptable Überzeugung gegen eine neue, demokratische zu tauschen hatte, sondern, und zwar vor allem in der Rolle des (Mit-)Täters, der sich auf eine bis dahin unvorstellbare Art an seinen Opfern vergriffen hat. Der Perspektive der Opfer bleibt Lübbes Text viel schuldig; diese Schuld versuchte zwei Jahre später Richard von Weizsäcker wettzumachen.

### 3. R. von Weizsäcker: 8. Mai 1945

Weizsäckers Rede zum 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zeichnet sich durch einen versöhnlichen, ja allumarmenden Ton aus. Ähnlich wie Lübbe geht Weizsäcker davon aus, dass alle Deutschen wissen konnten, was während des Krieges geschah. Von da an schaltet jedoch Weizsäcker nicht auf die übergreifende Ebene der Staatsinteressen um, vielmehr wendet er sich dem Einzelnen zu, der in seinem Gewissen zu entscheiden habe, inwiefern er sich vom Nazismus korrumpieren ließ. Eben die moralische Bereitschaft, sich über das Maß der eigenen Verstrickung Rechenschaft abzulegen, für Lübbe ja eine sekundäre Eigenschaft, stellt für Weizsäcker den unumgänglichen ersten Schritt auf den anderen zu dar. Abgeschlossenes Systemdenken Lübbes löst bei Weizsäcker prinzipielle Offenheit ab, die sämtliche Grenzen zu überwinden hat. Die Ambition dieser semantischen Bewegung ist klar: Wo Weizsäcker zu den Deutschen spricht, will er alle ansprechen, die guten Willens sind. Wo er von der nichtdeutschen Öffentlichkeit gehört werden will, trachtet er danach, das Tor zu öffnen, durch das die Deutschen 40 Jahre nach dem Krieg in die Weltgemeinschaft integrierbar wären. Der politische Pragmatismus Lübbes weicht der Moral, die niemanden moralisieren will.

Zu Beginn seiner Rede betont Weizsäcker, dass er keine Gruppen der Deutschen exkludieren will. Seine Beschreibung der deutschen (mentalen) Lage am Kriegsende schließt alle ein: die Rückkehrer, die heimatlos Gewordenen, die Befreiten wie auch die nun Gefangenen, die Davongekommenen wie auch die über die Niederlage des eigenen Vaterlandes Verbitterten. Für alle galt: Der Blick zurück war untröstlich, nach vorne zu schauen war recht unsicher. Nach diesem Auftakt erklärt Weizsäcker im Namen aller Deutschen den 8. Mai 1945 für einen Tag der Befreiung, nicht etwa der Niederlage, wie es bisher üblicher war: Man sei vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft befreit gewesen. Das ist erstens ein Schritt auf die anderen zu, denn dadurch reklamiert Weizsäcker für das Nachkriegsdeutschland friedliche Werte der Humanität; und zweitens, obzwar die Deutschen vom Nazismus zum Teil getrennt werden, werden sie an keiner Stelle von der Verantwortung für ihn freigesprochen. Dies macht den zweiten Aspekt von Weizäckers versöhnlichem und in alle Richtungen offenen semantischen Gestus aus. Er meidet jegliche Extreme, drohende Einseitigkeit wird immer schon durch einen Schritt in die andere Richtung aufgewogen. Dass der 8. Mai 1945 für die Deutschen zum Tag der Befreiung erklärt wird,

hindert sie gleichzeitig daran, über das Leiden hinwegzusehen, das 1945 erst begonnen hat und zu dem es nicht gekommen wäre, wenn die nun befreiten Deutschen den schrecklichen Krieg nicht entfacht hätten:

*Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen [...] Andererseits gilt: Dass die Deutschen heute keinen Grund haben, sich am 8. 5. 1985 an Siegesfesten zu beteiligen, darf sie nicht daran hindern, den 8. Mai als das Ende eines Irrweges deutscher Geschichte zu erkennen, das den Keim der Hoffnung auf eine bessere Zukunft barg.* (Weizsäcker 1986:280)

Weizsäcker ist weit davon entfernt, den Deutschen eine Kollektivschuld zu unterstellen, genauso fern liegt ihm aber daran, sie ohne weiteres freizusprechen. Nationalismus in seiner affirmativen wie auch negativen Variante ist ihm fremd. Deutschland ist auserwählt weder zur Weltherrschaft, noch zu ewiger Verdammnis. Seine Schuld ist unumstritten, aber nicht ewig. Andere Nationen sind zwar auch nicht frei von Schuld, doch es besteht kein Grund dazu, darin einen Freispruch für die Deutschen zu suchen, denn *die Initiative zum Krieg aber ging von Deutschland aus, nicht von der Sowjetunion* (Weizsäcker 1986:286). In all diesen Punkten reagiert Weizsäcker auf die unzählige Male vorgetragenen Extrempositionen, oder aber er nimmt sie voraus, um sie zu neutralisieren.

Der zweite Teil der Rede ist der Frage gewidmet, wie man sich 40 Jahre nach dem Krieg zu diesem zu stellen hat. Und gleich wird der Begriff der Erinnerung in den Vordergrund gerückt, die er als die Fähigkeit versteht, *eines Geschehens so ehrlich und rein zu gedenken, dass es zu einem Teil des eigenen Innern wird* (Weizsäcker 1986:285). Es folgt eine wohlstrukturierte Passage, wo jeweils dreimal aus der allgemein menschlichen Perspektive und dann einmal aus der Sicht der Deutschen darüber nachgedacht wird, wessen 40 Jahre nach dem Krieg zu gedenken ist. Wiederum ist Gleichgewicht angesagt, indem darauf bestanden wird, zu gedenken wäre aller Toten des Krieges, wie auch deren der Gewaltherrschaft, aller unter dem Krieg leidenden Nationen, ermordeter Sinti und Roma, Homosexueller und weiterer Minderheiten. Die Deutschen mögen aller im Krieg gefallenen Landsleute gedenken, seien sie schon als Soldaten, als Zivilbevölkerung oder Gefangene und Vertriebene gestorben. Nicht vergessen werden die Opfer aus den Reihen des deutschen Widerstandes, unter anderem des kommunistischen, doch am meisten werden in dieser Aufzählung zwei Kategorien betont: Frauen und Juden.

Den Juden ist der dritte Teil der Rede gewidmet. Festgehalten wird, der von Hitler geplante Völkermord an den Juden sei in der Geschichte beispiellos. Was die Schuldzuweisung anbelangt, hält Weizsäcker wieder die Waage: Ausgeführt wurde der Völkermord zwar von einigen wenigen, doch jeder Deutsche konnte sehen, was die Juden zu erleiden hatten, es sei denn, er hätte davor die Augen absichtlich zugemacht. Selbstkritisch gibt Weizsäcker zu, zu viele Leute, *auch in meiner Generation, die wir jung und an der Planung und Ausführung der Ereignisse unbeteiligt waren* (Weizsäcker 1986:280), wollten nicht zur Kenntnis nehmen, was geschah, sie hätten vorbeigeschaut und später behauptet, von nichts gewusst zu haben. Der einzig mögliche versöhnliche Zugang zu der Vergangenheit würde heute darin bestehen, an diese zu erinnern. Auch diejenigen, denen aufgrund ihres Alters der Völkermord nicht direkt anzulasten ist, sollten diese Vergangenheit aufnehmen, und zwar nicht, um sie zu überwinden, sondern, um Versöhnung zu finden. Indem sich Weizsäcker der Perspektive der anderen öffnet (mancherorts identifiziert er sich mit der jüdischen Sicht<sup>7</sup>), signalisiert er, dass die Vergangenheit nicht anders zu verarbeiten ist, als durch bewahrende Erinnerung, die es erreichen will, dass die eigene Perspektive (samt dazugehörenden Interessen) auf diejenigen (hin) transzendiert wird, deren Verzeihung und Versöhnung uns am Herzen liegt. Dieses Gebot wird folglich auf andere Nationen erweitert, denen gegenüber die Deutschen einiges gutzumachen haben:

*Können wir uns wirklich in die Lage von Angehörigen der Opfer des Warschauer Ghettos oder des Massakers von Lidice versetzen? Wie schwer musste es aber einem Bürger in Rotterdam*

<sup>7</sup> Vgl. Weizsäcker (1986:284).

*oder London fallen, den Wiederaufbau unseres Landes zu unterstützen, aus dem die Bomben stammten, die erst kurze Zeit zuvor auf seine Stadt gefallen waren?*

(Weizsäcker 1986:287–288)

Die Teilung Deutschlands hält Weizsäcker also für eine gerechte Strafe, die Deutschland auf sich zu nehmen hat.

Aus dem Vergleich mit Lübkes Rede resultiert eine gravierende Wandlung im Hinblick auf das Thematisieren des Deutschseins. Weizsäckers Text stellt sich dem Dialog mit den Opfern der nazistischen Gewaltherrschaft, er integriert in seine Sicht die Perspektive der Opfer und räumt mit der Angst auf, das Eingeständnis der eigenen Schuld sei automatisch ein weiterer belastender Umstand. Er wird nicht von dem Bedürfnis motiviert, die unheilvolle Vergangenheit zu vergessen, zu verschweigen, sie bewältigend zu überwinden. Es ist, als würde sich Weizsäcker deutlich weniger vor eigenen Fehlern fürchten. Seine Bereitschaft, sie zu bekennen, sich die eigene Verstrickung einzugestehen, öffnet ihm den Weg zu den Opfern in etwa so, wie ihm das Beharren auf der eigenen Fehlerlosigkeit, ja der Schuldlosigkeit um jeden Preis diesen Weg verstellt hätte. Aus eben diesem Grunde kann Weizsäckers Rede seine Intention verwirklichen, aus diesem Grunde transzendiert sie die Grenzen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, marginalisiert die Unterschiede zwischen den jüngeren und älteren Generationen, ja überbrückt die Differenzen zwischen einzelnen Nationen wie auch zwischen Tätern und Opfern.

#### 4. G. Grass: *Geschenkte Freiheit*

Obwohl G. Grass seine Rede ‚Geschenkte Freiheit‘ schon am 5. 8. 1985 gehalten hat, stellt sich beim Lesen eher der Eindruck ein, als hätte er sie unmittelbar nach Weizsäckers Rede verfasst. Er räumt nämlich gleich zu Beginn ein, eine *Rede zu gebotem Anlass könnte sich leicht bewährten Riten unterwerfen, indem sie Distanz beansprucht, zwischen Extremen den Ausgleich sucht, nichts unerwähnt lassen möchte und den Redner hinter Zitaten verbirgt* (Grass 2007:141). Nichts davon schwebt Grass offensichtlich vor, denn eines der Zentralthemen seiner Rede ist der Kampf gegen allzu bewährte Rituale; sachlichen Abstand und Symmetrie um jeden Preis überlässt er den Politikern. Im Vergleich zu den bisher erwähnten Deutschlandreden hebt sich die Grass'sche dadurch ab, dass sie im gegebenen Kontext nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten sucht, die der stark subjektiven Prägung Rechnung zu tragen hätten. Bereits im zweiten Absatz schwenkt Grass auf eine subjektiv-persönliche Ebene, um das Nachkriegsdeutschland in der Form schildern zu können, wie er es damals wahrgenommen hat. Und er schont sich nicht, hat keineswegs vor, seine Vergangenheit nachträglich zu stilisieren: Seine Erziehung sei *als Drill im Sinne nationalsozialistischer Zielvorstellungen verlaufen* [...] *Gewiß waren gegen Kriegsende diffuse Zweifel aufgekommen, doch von Widerstand keine Rede* (Grass 2007:141). Grass' Text unterstreicht recht oft Verbindungspunkte zwischen der subjektiven Perspektive und einem allgemeingültigen Gestus:

*Gleich nach der Gewißheit, besiegt zu sein, bedeutete für mich und viele, die in benachbarten Lazarettbetten lagen, die bedingungslose Kapitulation: Befreiung von Angst [...]: die Abkürzung KZ war Begriff. Nur gefragt wurde nicht: was geschieht dort und anderswo mit wem und bis zu welchem Ende? Auch ich habe nicht gefragt, die Lehrer blieben fraglos, die Priester.*

(Grass 2007:143)

Zum Urteil über die damalige Lage kommt Grass über seine persönliche Erfahrung: Was er damals empfunden hat, möge allgemein gültig sein. Kam er sich (mit seinen Zeitgenossen) am 8. Mai 1945 geschlagen vor, *befreit zwar vom Feldwebel, doch ohne Begriff von dem, was Freiheit ist oder sein könnte* (Grass 2007:142), dann soll diese Aussage nicht nur für ihn oder seinesgleichen gelten. Die Deutschen wurden geschlagen, die Freiheit haben sie also nicht gewonnen, sondern nur geschenkt bekommen, und zwar von den Alliierten. Diese Freiheit hatte nun den Nachkriegsbedingungen zu

entsprechen; sie war eine geteilte. Für geschenkte Freiheit hatten die Deutschen mit der Teilung seines Staates zu büßen.

Die Frage, ob der 8. Mai den Deutschen ein Tag der Befreiung oder ein Tag der Niederlage war, macht Grass davon abhängig, wie sie während des Krieges und nach dem Krieg agiert haben. Und diesbezüglich muss er nicht lange überlegen: Nachdem der deutsche Widerstand eliminiert oder liquidiert worden wäre, habe die Masse des deutschen Volkes alles getan, um die *Befreiung zu verhindern* (Grass 2007:142). In dem emotionalen Chaos, wo, so beteuert Grass selbstkritisch, nur zögerlich auch Scham aufkam, wählten die Deutschen meist den einfacheren Weg: Sie hätten lieber nicht viel gefragt, um nicht erfahren zu müssen, was sie noch mehr beunruhigt, destabilisiert hätte. Das Unheilvolle erblickt Grass darin, dass das Nachkriegsdeutschland diesen „einfacheren“ Weg bis dato nicht verlassen und von ihm scheinheilig profitiert hat:

*Ich weiß, daß bis in die Leitartikel dieser Tage Unschuldszeugnisse ausgestellt werden. Wir leisten uns gegenwärtig einen Bundeskanzler, dem die Unschuld, wenn nicht eingefleischt, so doch eingeboren ist.<sup>8</sup> Fix sind abermals die Persilscheine der fünfziger Jahre zur Hand. Doch was sagen die wiederholten Beteuerungen, es habe die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes von Gaskammern, Massenvernichtungen, vom Völkermord nichts gewusst? Diese Unwissenheit spricht nicht frei. Sie ist selbstverschuldet [...]. Alle wussten, konnten wissen, hätten wissen müssen, [...].* (Grass 2007:143)

Unbarmherzig aus der subjektiv urteilenden (*hätten wissen müssen*) Position, die sich auf das Potential der Aufklärung (*selbstverschuldet*) beruft, bemängelt Grass gerade das, was Lübke für den adäquaten und nötigen *modus vivendi* hält. Auf die bekannte Definition Kants anspielend schließt Grass die Deutschen aus dem Prozess der Aufklärung aus, er spricht ihnen jedwede Chance zu Befreiung ab: *Deshalb wurden die Deutschen am 8. Mai nicht befreit, sondern besiegt. Deshalb verloren sie Provinzen; ich verlor meine Heimatstadt. Weit folgenreicher bis heute: Die Deutschen verloren ihre Identität* (Grass 2007:143). Dieser Verlust ist die Folge eines bequemen Opportunismus,<sup>9</sup> der in den Nachkriegsjahren recht viele Formen angenommen hat: etwa die lexikalische, als man die Niederlage als *Zusammenbruch* oder *Katastrophe* hinaufstilisierte, oder politische (in der BRD sei auf den staatlich geförderten Antikommunismus, in der DDR auf die Eliminierung der Sozialdemokratie und den nachträglichen Antifaschismus hinzuweisen). Diese Formen des Opportunismus boten in der Konstellation des Kalten Krieges allen Deutschen die Option, die Niederlage im Zweiten Weltkrieg nachträglich zu neutralisieren, indem man sich als die Befreiten den Alliierten zur Seite stellen konnte. Gegen den Wunsch, eine befreite Nation zu sein, setzt sich Grass zur Wehr, da er sieht, dass jeder, der sich befreit gibt, sich zugleich unschuldig geben kann, da er damit die Opferrolle für sich beansprucht. Dadurch bleibt Grass auf Distanz sowohl zu der Linken, die sich als Opfer Hitlers gefällt, als auch etwa zu Weizsäcker, der gegenüber den Deutschen mehr Vertrauen hegt, ja bei jedem sein besseres Ich anzusprechen sucht. Der Eindruck, dass Grass' Beharren auf der Niederlage eine Tendenz ist, die ihn in die Nähe der Rechten bringt, täuscht. Während die Rechte auf der Niederlage besteht, um die Kontinuität zwischen dem Dritten Reich und der Bundesrepublik zu betonen, tut es Grass, um die Bundesrepublik von dem Dritten Reich möglichst zu trennen. Zwischen beiden „muss“ eine Zäsur sein; gerade weil manche diese Zäsur zu marginalisieren suchen, ist er nicht bereit, nicht nur manche, sondern alle Deutschen für eine Nation zu halten, die sich ihre Befreiung etwas zugutehalten kann. Die Deutschen würden die Rolle einer befreiten Nation nicht verdienen, da sie allzu sehr zu der Tendenz passe, die Schuld an andere zu delegieren.

Die Nachkriegszeit setzte mit ihren Hetzkampagnen gegen die Kommunisten und mit der Eliminierung der Sozialdemokratie eine unheilvolle Tradition fort, die zu den Zeiten der Weimarer Republik von den Nazis betrieben worden war. Statt eine Zäsur zu setzen, hatte sich man nach dem

<sup>8</sup> Gemeint ist H. Kohl.

<sup>9</sup> *Man lebte in Nachbarschaft mit dem alltäglichen Verbrechen – abgesehen vom Krieg und seinen Rückschlägen – gar nicht so schlecht* (Grass 2007:143).

8. Mai nur darauf konzentriert, die Wunden zu heilen. Dem setzt Grass eine moralische Perspektive entgegen, in der der 8. Mai einen radikalen Bruch darstellen sollte, eine Zäsur, die nicht zu glätten sei. Die Frage des 8. Mai ist nur dann zu stellen, wenn man sie auf die Gründe hin abhört, warum die Deutschen nach diesem Tag nicht anders geworden sind, ja dies gar nicht gewollt haben. Im Jahre 1985 nach dem Sinn des 8. Mai zu fragen, heißt abzuwägen, welche Optionen Deutschland im Jahre 1945 nicht wahrgenommen hat. So sehr Grass einräumt, dass ein absoluter Beginn („Stunde Null“) damals nicht zu setzen war, so ganz verzichten will er auf seinen Traum nicht: Man habe nach dem Krieg die Möglichkeit versäumt, ein „anderes Deutschland“ zu bilden und aufzubauen, indem man die Politik hinterhältigen Politikern (namentlich dem „rheinländischen Separatisten“ Adenauer und dem „sächsischen Stalinisten“ Ulbricht)<sup>10</sup> überlassen, statt einer kompromisslosen Auseinandersetzung mit all den korrumpierten Fillbingers und seinesgleichen einen passiven apolitischen Standpunkt eingenommen habe. Adenauer und Ulbricht hätten den Traum eines anderen Deutschlands zerstört, seine Teilung besiegelt und die verlorene Identität durch das verlockende Angebot kompensiert, das Böse immer bei den Feinden „drüben“ zu finden. Den Westdeutschen war der Osten Deutschlands nicht genug freiheitlich und antikommunistisch, die Ostdeutschen waren wiederum der Meinung, der Westen habe sich nicht deutlich genug vom Nazismus getrennt.

Im Gegensatz zu Weizsäcker, der die Vergangenheit möglichst mit Gegenwart und Zukunft verbindet, trennt Grass diese von der Gegenwart durch eine Zäsur, die man in Deutschland zu hüten habe, wolle man die Zukunft nicht verspielen. Die geschichtliche Last ist, so paradox es klingen mag, wertvoll, ja unumgänglich. Indem sie von den Nachkriegsdeutschen verschwiegen, in der Literatur mit Phrasen oder in anderen Künsten mit abstrakter Gegenstandslosigkeit übertüncht und in der Politik von ihren europäischen politischen Konsequenzen abgekoppelt wurde (geteiltes Deutschland), haben laut Grass die Deutschen die große Chance verspielt, die ihnen am Kriegsende im Moment des restlosen Zusammenbruchs beschert wurde.

Wie berechtigt auch immer die subjektive Ansicht Grass' sein kann, der ja niemanden, und schon gar nicht sich selbst, kommt bei der heutigen Lektüre dieser Rede der Verdacht auf, Grass erhebt Ansprüche, denen man beim besten Willen nicht genügen kann: *Und doch schlägt bei allem Bemühen das Ungenügen durch. Es ist, als hinge den Deutschen der Fluch ihrer Opfer an [...] Was wir auch tun, der Makel bleibt* (Grass 2007:143). Den Deutschlanddiskurs fasst Grass absichtlich nicht als irgendeinen Wettbewerb auf, bei dem man vorankommt, wenn man Hindernisse überwindet und Probleme bewältigt; vielmehr ist es ein unendlicher Prozess, bei dem die Deutschen mit ihrer Vergangenheit nur leben können, indem sie anerkennen, dass Deutschland die Hypothek dieser Vergangenheit nie restlos begleichen wird. Somit vollzieht Grass auf seine Art den von vielen Theoretikern begrüßten Schritt von der Vergangenheitsbewältigung zur Vergangenheitsbewahrung.<sup>11</sup>

### 5. E. Nolte: *Vergangenheit, die nicht vergehen will*

Diese absichtlich negative Potenzierung der Vergangenheit, die Zäsur der „Stunde Null“, ohne die sich Grass wie auch manch anderer linker und linksliberaler Intellektueller seine nachkriegsdeutsche Vision nicht vorstellen kann, ist dem Historiker E. Nolte ein Dorn im Auge.<sup>12</sup> Die Vergangenheit des Dritten Reiches kann Grass keiner anderen Vergangenheit zur Seite stellen, da sie nie zu überwinden sei. Sie stelle gleichsam eine ewige Gegenwart dar, die unter keinen Umständen vergehen dürfe. In dieser Hinsicht ist E. Nolte ein absoluter Gegenpol zu G. Grass; seine Essays aus den 80er Jahren stellen grundsätzliche Axiome der deutschen links-liberalen Intellektuellen in Frage, indem sie einfach bezweifeln, dass man die Gegenwart ausschließlich durch die negative Brille der Vergangenheit verstehen muss, die nie vergehen darf. In einem älteren Text, dem Essay ‚Zwischen

<sup>10</sup> Vgl. Grass (2007:144).

<sup>11</sup> Vgl. etwa Assmann (2007:107).

<sup>12</sup> Ernst Nolte (1923), deutscher Historiker, der sich besonderer mit dem Faschismus befasst.

Geschichtslegende und Revisionismus‘ (Nolte 1987a:13–35), stellt Nolte gleich zu Beginn fest, das Dritte Reich sei nur noch in seiner Negation lebendig, was der Geschichtswissenschaft in Bezug auf diesen Teil der Geschichte keinen wissenschaftlich sachlichen Zugang ermögliche. Statt die Periode des Dritten Reiches auf ihre positiven und negativen Aspekte hin zu befragen, werde sie dämonisiert; statt sie in ihrer Komplexität zu betrachten, werde sie isoliert und aus dem gesamteuropäischen Kontext herausgerissen.

In seinen Essays argumentiert Nolte meist auf mehreren Ebenen. Auf der ersten agiert er eher defensiv, indem er methodologische Einwände gegen die traditionelle Praxis der Vergangenheitsbewältigung vorbringt. Dabei denkt er über die Gründe nach, warum es nicht einfach ist, dieser Praxis etwas entgegenzusetzen; hier bringt er nicht selten Argumente vor, die er sonst von seinen Gegnern zu hören bekommt (Risiko der Relativierung des Nationalsozialismus, Exkulpation Hitlers, der Deutschen etc.). Den defensiven Teil seiner Reden pflegt Nolte mit ostentativen Proklamationen abzuschließen, dass auch andere Fragen gestellt werden müssen, als die in den Debatten obligatorischen und zugelassenen. Den offensiven Teil eröffnet er mit Demaskierungsverfahren: Hinter der negativen Gegenwart des Dritten Reiches, die in seinen Augen einer hysterischen Dämonisierung der Vergangenheit gleicht, entlarvt er Interessen derjenigen, die die Vergangenheit dämonisieren. Er hält es sogar für möglich, dass, so sein Essay ‚Vergangenheit, die nicht vergehen will‘, hinter dem Singularitätspostulat von Auschwitz andere Motive stecken könnten, etwa die Ambition der jüngeren Generationen, die Generation ihrer Väter zu diskreditieren und den Blick von der brennenden Problemen der Gegenwart abzulenken, oder einfach „die Interessen der Verfolgten und ihrer Nachfahren an einem permanenten Status des Herausgehoben- und Privilegiertseins“ (Nolte 1987b:41).

Das Verbot, die Schrecken des Nazismus mit den Schrecken des Kommunismus zu vergleichen, war laut Nolte durch die recht banale reziproke Instrumentalisierung von Kommunismus und Nazismus motiviert, die wie folgt funktioniert: Je mehr man über die kommunistischen Gräueltaten hinwegsieht, desto schrecklicher muten die nazistischen an; und je strenger es verboten ist, Nazismus mit Kommunismus zu vergleichen, desto besser kommt im Vergleich der Kommunismus weg, da das Vergleichsverbot das unvergleichbar Schreckliche des Nazismus zementiert. Danach rückt Nolte mit Vorschlägen heraus, die das schwarz-weiße Schildern des Dritten Reiches, ja dessen moralisch-pädagogische Instrumentalisierung durch eine andere Zugangsweise ersetzen würden, welche das Dritte Reich im Rahmen der geschichtswissenschaftlichen Forschung politisch und moralisch nicht missbrauche. Dem Gebot der Komplexität folgt er insofern, als er für den nazistischen Völkermord etwas Vergleichbares sucht, was er ihm zur Seite stellen könnte. Er findet jedoch nur das vor, was dem Nazismus historisch vorausgegangen sein soll: die bolschewistische Revolution. Also fragt er:

*Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine ‚asiatische Tat‘ vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer ‚asiatischen‘ Tat betrachteten? War nicht der ‚Archipel Gulag‘ ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der ‚Klassenmord‘ der Bolschewiki das logische und faktische Prius des ‚Rassenmords‘ der Nationalsozialisten?*  
(Nolte 1987b:45)

Nolte räumt zwar ein, die bolschewistische Revolution möge nicht so irrational, abstoßend und schrecklich gewesen sein, doch er stellt sie in die Rolle des Vorgängers und Vorbilds der nazistischen Revolution, wodurch er die im Namen des Nazismus verübten Gräueltaten insofern relativiert, als er sie zu Kopien und Reaktionen macht. Statt sachlich zu vergleichen, macht Nolte denselben Fehler, den er bei seinen Gegnern bemängelt hatte: Auch er kann nicht umhin, einen Mord durch den anderen zu rechtfertigen, also den Nazismus dadurch zu exkulpieren, dass er den Bolschewismus anschwärzt. Wollte er sachlich und gerecht Täter und Opfer bestimmen, ist ihm das nicht gelungen, weil er ein asymmetrisches Verhältnis zwischen bolschewistischen Tätern und

nazistischen Opfern gebildet hat. Hatte er daran Anstoß genommen, dass man wegen der nazistischen Verbrechen nicht die bolschewistischen sehen will, dann stellte er die nazistische Tragödie so sehr in den Schatten der bolschewistischen, dass der Nationalsozialismus seinen bösen Schatten beinahe verloren hätte. In seinen Texten der 1990er Jahre bemüht sich Nolte offensichtlich darum, die Bundesrepublik von dem bösen Schatten des Nationalsozialismus zu befreien. Dies gelingt ihm nur um den Preis, dass er das kritische Augenmerk anderswohin lenkt, zu anderen, vermeintlich primären, weil ursprünglichen Verbrechen. Er geht sogar so weit, dass er sich Auschwitz als ein Verbrechen vorstellen kann, das *vielleicht in seinen Ursprüngen aus einer Vergangenheit [her] rührte, die nicht vergehen wollte* (Nolte 1987b:45). Diese Frage manifestiert in aller Deutlichkeit die Konsequenzen seines Gedankenganges: Auschwitz wird von stalinistischen Lagern abgelöst; was nach ihnen kam, war nur noch ihr Abbild. Auschwitz wird dadurch aus seiner historischen Einmaligkeit herausgenommen, doch nicht um erklärbar, sondern um nachvollziehbar gemacht zu werden als eine Abwehrtat vor bolschewistischen Verbrechen, die ihrerseits unvergleichbar seien, und daher nicht vergehen dürfen.

## 6. M. Walser: *Über Deutschland reden*

Das Verhältnis zwischen dem, wie die Deutschen die Epoche des Nationalsozialismus in den Jahren 1933–45 erlebt hatten, und dem, wie sie diese Jahre, eventuell sich selbst darin heute wahrnehmen, stellt einen der Schlüsselpunkte des Textes ‚Über Deutschland reden‘ aus dem Jahre 1988 dar. Walser interessiert darin aber weniger die Frage, was man heute über das Verhalten der damaligen Deutschen denken soll, sondern eher die nach unserer Berechtigung, eigene Erinnerungen zu modellieren unter dem Einfluss dessen, was man heute über die damalige Zeit weiß. Anders gesagt: Er geht der Frage nach, ob unser Gedächtnis seine ehemalige Unschuld auch heute bewahren kann, wenn man über damals viel mehr weiß, als man damals gewusst hat.

Walser, der als Jahrgang 1927 in der nationalsozialistischen Epoche seine „Lehrjahre“ verbracht hat, besteht auf einer gewissen Stabilität der Bilder der Vergangenheit, die über ihr eigenes Leben verfügen: *Ich habe das Gefühl, ich könne mit meiner Erinnerung nicht nach Belieben umgehen. Es ist mir, zum Beispiel, nicht möglich, meine Erinnerung mit Hilfe eines inzwischen erworbenen Wissens zu belehren* (Walser 1997:897). Das Problem beginne für ihn dann, wenn er diese privaten Bilder veröffentlichen müsse; dann sei es um ihre Unschuld schnell geschehen: *Ich habe nicht den Mut oder nicht die Fähigkeit, Arbeitsszenen aus Kohlenwaggons der Jahre 1940 bis 43 zu erzählen, weil sich hereindrängt, dass mit solchen Waggons auch Menschen in KZs transportiert worden sind* (Walser 1997:897). Seine Kindheitserinnerungen zu vermitteln ist für Walser moralisch und erzählerisch höchst problematisch. Er müsste darüber als ein historisch belehrter Erzähler schreiben, was er jedoch für ein Vergehen an den Erinnerungen hält, die er mitteilen will.

*Ich müsste also reden, wie man heute über diese Zeit redet. Also bliebe nichts übrig als ein heute Redender. Einer mehr, der über damals redet, als sei er damals schon der Heutige gewesen. Ein peinliches Vorgehen. Für mich.* (Walser 1997:897)

Walser lehnt es ab, Bilder der Vergangenheit an heutigen Maßstäben zu messen, ja die Vergangenheit im Namen der Gegenwart zu instrumentalisieren: *Die meisten Darstellungen der Vergangenheit sind deshalb Auskünfte über die Gegenwart. Die Vergangenheit liefert den Stoff, in dem heute einer sich human bewährt* (Walser 1997:897). Der interdisziplinäre Vergleich mit anderen Deutschlandreden zeigt uns wiederum Stärken und Schwächen dieser Argumentation. Ihre Demaskierung scheint gerechtfertigt im Falle derjenigen, die ihr damaliges Profil mit bequemer Nachträglichkeit zu glätten versuchen. Die Nachträglichkeit ist dennoch eine Schwäche in Walsers einseitigem Beurteilen des Antifaschismus: Er nimmt gar nicht diejenigen wahr, die zu Antifaschisten nicht erst nachträglich, also nach dem Krieg geworden sind, sondern es schon „damals“ waren. Walsers Text

lässt kaum zu, dass man aufrichtig Schuld empfinden könnte, wohl noch stärker werden alle Opfer exkludiert, vgl. J. Becker (1988). Im Sinne des Historismus weigert sich Walser, in das Vergangene das Gegenwärtige zu projizieren, doch in mancher Hinsicht streitet er dem Vergangenen die hermeneutische Möglichkeit ab, sich selbst zu verstehen, was ja dem Historismus widerspricht. Als würden die Deutschen erst nachträglich erfahren, dass sie sich am verbrecherischem Regime beteiligt haben. So paradox es in Anbetracht anderer Texte von Walser anmutet, ‚Über Deutschland reden‘ argumentiert an der allgemein anerkannten These vorbei, von den Schrecken des Nationalsozialismus habe man durchaus wissen können, wenn man es habe wissen wollen.

Walsers Rede über das getrennte Deutschland am Ende der 80er Jahre ist vom Deutschland der 30er und 40er Jahre nicht wegzudenken. Die Brücke zwischen damals und heute konstruiert Walser im Gegensatz zu Grass nicht als Zusammenhang zwischen Schuld und Strafe, eher als eine kontingente Verbindung. Die Strafe des getrennten Deutschlands sei nicht für immer auferlegt, sondern nur bis zu dem Tage, an dem die Wiederkehr der unheilvollen Geschichte minimalisiert werde: *Strafe dient nicht der Sühne, sondern doch wohl der Resozialisierung. Fühlen wir uns nicht resozialisiert? In Ost- und Westdeutschland kein Anzeichen irgendeiner Rückfallmöglichkeit* (Walser 1997:903). Gegen diejenigen, für die die Trennung Deutschlands unumgänglich ist, scheut Walser nicht, dabei kein Blatt vor den Mund nehmend, moralische Argumentation ins Feld zu führen:

*Wir nicken zu gar allem vor lauter Angst, sonst für Nazis gehalten zu werden. Und das Ausland tut so, als sei ein nicht mehr geteiltes Deutschland wieder eine Gefahr wie in der ersten Jahrhunderthälfte [...] Grotesk ist nur, dass im Inland, vor allem im westlichen Inland, dieser Vorwand inbrünstig nachgesprochen wird [...] Nur wenn die Gefahr bestünde, dass wir ins Hohenzollern- oder Hitlerdeutsche zurückfielen, wäre die Teilung gerechtfertigt, ja geradezu notwendig.*

(Walser 1997:902 f.)

Trotz unüberhörbarer Kompromisslosigkeit scheint mir Walsers Rede dem Gebot der Vieldeutigkeit zu gehorchen. Es ist, als hätte jeder, der über Deutschland redet, es mit einem Problem zu tun, das keine Lösung hätte.

*Wenn sich das Gespräch um Deutschland dreht, weiß man aus Erfahrung, daß es ungut verläuft [...] Sogar das Selbstgespräch über Deutschland ist peinlich, weil man ja nicht wirklich allein ist dabei, man reagiert auf Argumente, die einem die anderen aufgedrängt haben, die man, obwohl sie einem nicht genehm sind, nicht mehr los wird.*

(Walser 1997:899)

In dieselben Koordinaten bettet Walser auch den „Historikerstreit“ ein; Habermas gebühre zwar das Verdienst, den Streit eröffnet zu haben, der jedoch nichts habe bringen können außer der Bestätigung, die „deutsche Frage“ dulde keine eindeutigen und ausschließlichen Lösungen: *Je mehr sich einer als der einzig Wissende und vor allem als der einzig Gerechtfertigte aufführt, desto weniger kann ich mir seine Ansicht über unsere Geschichte zu eigen machen* (Walser 1997:904). Walser inkliniert zwar zu einigen Historikern (etwa zu dem Althistoriker Ch. Meier), doch nicht weil sie für bestimmte Positionen wären, sondern weil sie über beide unerbittlich formulierten Positionen hinausgelangen. *Was da so polemisch gegeneinander wütete, ist mir als eigenes Innenleben bekannt. Habermas und Hillgruber haben meinungsgemäß bequem in mir Platz* (Walser 1997:904). Daher lautet das Fazit Walsers historischer Lektion wie folgt: *Mir scheint, die deutsche Frage sei nicht von ‚rechts‘ oder von ‚links‘ aufzufassen* (Walser 1997:904):

Um Walsers programmatische Ambivalenz ist es in der Regel geschehen, sobald er auf eilfertige und schwachen Trost bringende Lösungen stößt, die den „Trennungsspalt“ um jeden Preis zuzumachen: *Geschichtsnation; Kulturnation; Sportnation* (Walser 1997:902). An Habermas’ (an Sternberger angelehntem) Vorschlag des Verfassungspatriotismus lässt er kein gutes Haar, ja – wer ihm Opportunismus vorwerfen wollte, dem zitiert er lange Passagen aus seinem eigenen Text aus dem Jahre 1977, die von der Kontinuität seiner Einstellung zeugen. Und schließlich den Vorwurf, er

selbst biete keine Lösung an, weist Walser zurück, indem er auf Enzensbergers ‚Katechismus zur deutschen Frage‘ (1966) zurückgreift, in dem die Paradoxie (und paradoxe Lösung) der deutschen Frage unmissverständlich zum Ausdruck gebracht wurde: Der einzige Weg, der die künftige Wiedereinigung nicht ausschlieÙe, bestehe darin, die Trennung zu akzeptieren; alles andere führe die Staaten nicht zueinander, sondern zementiere den trostlosen Zustand auf ewig: *Das Notwendige scheint mit dem Unmöglichen identisch zu sein* (Walser 1997:908).

Abschließend zitiert Walser einige Verse des ostdeutschen Lyrikers Wulf Kirsten, um mit der westdeutschen literarischen Intelligenz abzurechnen. Bei Kirsten findet der in diesem Punkte recht pauschal vorgehende Walser eben das, was er nicht nur bei den westdeutschen Literaten, sondern auch bei der westdeutschen Gesellschaft en bloc vermisst. Walsers Ziel scheint darin zu liegen, in seinen selbstsicheren bundesrepublikanischen Mitbürgern das ihnen offensichtlich abhanden gekommene Gefühl ins Gedächtnis zu rufen, etwas zu vermissen.

## 7. Deutschlandreden jenseits der Disziplinarität und Ideologie

Nun zurück zum Zweck der vergleichenden Analyse: Ideologisch und disziplinar unterschiedliche Texte habe ich in der Absicht nebeneinandergestellt, ihre gegenseitige Bedingtheit hervortreten zu lassen, die wohl versteckt geblieben wäre, wenn man diese Reden primär innerhalb ihrer Disziplinen und diesseits der ideologischen Begriffe und Kategorien betrachtet hätte. Es zeigte sich, dass diese Texte miteinander auf mehreren Ebenen interagieren. Sie beziehen sich aufeinander auf der thematischen Ebene, reagieren – affirmativ oder negierend – auf einzelne vorgebrachte Argumente. Eine derartige Komparation macht es möglich, nicht nur unterschiedliche semantische Bewegungen der Texte zu erfassen, sondern auch deren adressatenspezifische Ambitionen.

Lübbes zwar provozierende, auf Pointen zielende, doch in ihrer Sicht stark geschlossene und andere Perspektiven ausschließende Textintention bildet einen Gegensatz zum harmonisierenden Gestus von Weizsäcker, der möglichst viele Perspektiven einbeziehen will. Der subjektive, auf alle Officialitäten verzichtende sarkastische Ton von Grass findet seinen Gegensatz im objektiven, wissenschaftlich sachlichen Stil von Nolte, der sich ja eher defensiv gibt.

Das Hauptanliegen von Walser scheint die Mobilisierung oder Kultivierung der Gefühle „des Vermissens“ zu sein; er spricht den Westdeutschen das Recht ab, sich in die bequem schwarz-weiÙen Konstellationen und Strukturen einzuleben, in die die deutsche Frage im Kalten Krieg geraten ist. Darin bildet er wiederum eine Opposition zu Nolte, der vorhat, den Deutschen eben das verlorene Selbstbewusstsein zurückzugeben, das ihnen infolge des auferlegten nachkriegsdeutschen nationalen „Masochismus“ abhandengekommen sei. Zugleich läuft Walser größtenteils an der Intention Weizsäckers vorbei, dem ja primär am Herzen liegt, in seine Deutschlandrede auch die Opfer des Nationalsozialismus einzubeziehen, ohne dabei die Deutschen aus den Augen zu verlieren. Näher ist er schon der Ambition von Grass, die in der Nachkriegszeit verpassten Möglichkeiten neu zu durchdenken, ja rückgängig zu machen. Walser sowie Grass verfolgen in diesem Falle die Option des „anderen Deutschlands“. Berührungspunkte gibt es wohl überraschenderweise auch zwischen den Reden von Walser und Lübke; beide Autoren suchen nach Gründen, warum man sich in Deutschland zunehmend mit dem Dritten Reich befasst.

Weiterhin lassen sich auch jene Schritte aufeinander beziehen, die einzelne Autoren für das Erreichen der im Text formulierten Anliegen vorschlagen. Walser greift auf das inspirative Vorbild des Dichters Wulf Kirsten zurück, in dessen Werk das mehrheitlich verdrängte Gefühl räsoniert. Literatur ist hier das Vorbild, das uns nahelegen mag, welche Fähigkeiten uns „leider“ abhandengekommen sind. Da Nolte zu wissen glaubt, dass an den Defiziten der Deutschen andere schuldig sind, versucht er seine Landsleute von jedweden Schuldgefühlen freizusprechen. Grass wird nicht müde, darauf hinzuweisen, dass sich die Nachkriegsdeutschen „leider“ nicht deutlich genug gegen die Kontinuität zwischen Kriegs- und Nachkriegsdeutschland gestemmt haben. Weizsäcker

ist jedes Extrem fremd, stattdessen wählt er den goldenen Mittelweg, um in jedem Menschen das Bessere ansprechen zu können. Lübke attackiert festgefahrene Interpretationen und schlägt Alternativen vor.

Ein recht buntes Bild entsteht auch, wenn man sich die Sprache der einzelnen Beiträge anschaut; wozu und wie sich die Autoren äußern und – noch wichtiger – wovon sie schweigen. Weizsäcker trachtet nach adäquaten Proportionen und Relationen; heilig sind ihm Relationen zwischen Mehrheit und Minderheit, in die Waagschale wirft er wohl dosiert jedes Gramm von Schuld und Verdienst. Manches betraf alle, manches wiederum keinen, und dazwischen liegen Fälle, die einigen wenigen oder nicht vielen in Rechnung zu stellen sind. Sein Text hält sich an feste und möglichst gerecht vorgehende Struktur auch dort, wo es um das Erinnern geht. Dreimal erinnert Weizsäcker an die Kriegsoffer, zunächst allgemein, dann in Bezug auf die Deutschen, und diese Struktur wird zweimal wiederholt. Damit will ausgedrückt werden, der Erinnerung sei auch das wert, woran sich die Deutschen gern erinnern würden, doch ausschlaggebend für das Erinnern seien nicht nationale Präferenzen und Motivationen, sondern die universale Zugehörigkeit zur menschlichen Gattung. So sehr Weizsäcker auch die Opfer anspricht, ist es nicht auszuschließen, dass sein Text allzu schnell die Frage übergeht, ob die Versöhnung möglich sei, ja – ob er die Opfer darum bitten dürfe.<sup>13</sup>

Der die Nachkriegsdefizite mit Sarkasmus beschreibende Grass schweigt darüber, dass er als Moralist argumentiert, der nur insofern selbstsichere Urteile fällen kann, als er sich gegen das Dritte Reich absetzt. Anders gesagt, er verschweigt, dass seine Argumentation mit Hitler steht und fällt, also ohne Hitlers Negation nicht auskommt. Lübke schweigt über die Opfer wie auch darüber, dass das „kommunikative Beschweigen“ bald zum absichtlichen Verschweigen mutieren kann.<sup>14</sup> Nolte enthält seinen Lesern vor, dass er manche Frage einfach nur deshalb stellt, weil er wissen will, ob man sie stellen kann, und Walser sagt kein Wort darüber, dass Erfahrung schlichtweg unübertragbar ist; die Erfahrung anderer Menschen (seien es Opfer, Schuldige, sich schuldig Fühlende, Antifaschisten) ist für Walser derart fremd, dass er sie in seine Reden gar nicht integriert.

Unterschiedlich wird auch die Relation zwischen Innen und Außen bzw. zwischen subjektiven und objektiven Maßstäben gehandhabt. Grass betont innere Perspektiven, moralische Aspekte, subjektives Urteilen, geistige Prozesse. Lübke akzentuiert eher äußere, überindividuelle Maßstäbe, Interessen des Ganzen, Systemaspekte, Sachlichkeit. Die Trennungslinie zwischen Grass und Lübke hebt zugleich Weizäckers Akzeptanz gegenüber Fragen der individuellen und kollektiven Schuldannahme einerseits von deren Verweigerung ab, die bei Nolte zwangsläufig eine verbissene Suche nach anderen und womöglich größeren (oder ursprünglichen) Schuldigen impliziert. Diese Linie kopiert die bekannte Zäsur zwischen Schuld und Schande (A. Assmann): Schuld ist moralische, im Gewissen verinnerlichte und eingebettete Kategorie; sie ist abzubüßen, indem man sie zugibt und sich ihr stellt. Schande kommt von außen und ist nicht vom Gewissen, sondern vom sozialen Umfeld bedingt, sie ist höchstens zu verstecken, zu verschweigen. Auf den ersten Blick stimmen diese Unterschiede mit der politischen Linie zwischen links und rechts bzw. zwischen der sozialdemokratischen und konservativen Politik überein. Die ausgewählte interdisziplinäre und nicht-ideologische Perspektive sollen belegen, dass dieser Eindruck täuscht. Politisierung der Probleme birgt manche Risiken in sich; etwa wenn die Linke die deutsche Identität mit der geschichtlichen Schuld verbindet, läuft sie Gefahr, dass nun viele linke Moralisten auftauchen, die geflissentlich nach immer neuen Schuldigen suchen werden, um die schwer erkämpfte Identität nicht zu gefährden. Manche linke Intellektuelle lenken dadurch den Blick von sich selbst ab, sie exkulpieren sich wie alle Moralisten. Dadurch nehmen sie paradox eine eher rechte Stellung ein, also etwas, wogegen sie sich ursprünglich abgrenzen wollten.

Defizite in der Argumentation verlaufen jenseits der politischen Kategorien. Die gewählten Modellbeispiele zeigen, dass für die Perspektive der Opfer der rechtsorientierte Lübke genauso

<sup>13</sup> Vgl. Schlant (2001:238).

<sup>14</sup> Vgl. Assmann (2007:102).

wenig Verständnis aufbrachte, wie M. Walser, der in der zweiten Hälfte der 60er Jahre von seinen Sympathien für die DKP keinen Hehl machte. Rechts und links macht in diesem Punkte keinen Unterschied aus. Für die Opfer setzt sich in bisher undenkbarem Maße nicht so sehr der selbstkritische, linke, genauer gesagt sozialdemokratische Intellektuelle Grass ein, sondern der Konservative Richard von Weizsäcker, für dessen Parteigenossen Adenauer oder Kohl Günter Grass nichts als Verachtung übrig hatte. Der Ansicht, dass an die Deutschen in den ersten Nachkriegsjahren wohl zu hohe moralische Ansprüche gestellt worden waren, begegnet man wiederum nicht nur bei Lübke, sondern auch bei Walser. Der nachkriegsdeutsche Deutschlanddiskurs ist somit als Kombination aus Identischem und Differentem zu charakterisieren, eine Kombination, die der Mannigfaltigkeit nicht nur der Zeit gehorcht, die sie betrifft, sondern auch der des Denkens und Verstehens von Menschen, die sie erlebt haben.

Die vorliegende vergleichende Analyse wollte zeigen, dass ideologische und politische Unterschiede zum Verständnis der Deutschlandreden weniger beitragen, als sie es versprechen. Sie geben uns keinen Aufschluss darüber, worin die Einstellungen verwandt und worin sie gegensätzlich waren, geschweige denn darüber, wie sie historisch einzuordnen sind. Auf deutliche Differenzen weisen sie nur bei den Fragen hin, die man sich auf der Linken sowie auf der Rechten längst geklärt hat. In solchen Fällen gilt tatsächlich, dass der linke Grass und der rechte Nolte nichts miteinander anfangen können; in vielen anderen Aspekten gilt es aber keineswegs. In manchen Aspekten war Walser bereit, etwa mit Lübke eine gemeinsame Sprache zu finden, in anderen wiederum mit Weizsäcker. Grass stand in manchem näher zu Walser, dann wieder zu Weizsäcker. Obwohl ich die Begriffe „Gegensatz“ und „Opposition“ verwende, hatte ich vor zu zeigen, dass im Deutschlanddiskurs dichotomische Muster zwischen rechts und links genauso irreführend sind wie jegliche schwarz-weiße Opposition zwischen Gut und Böse. Ideologische Interpretation würde durch moralisierende Wertungen sämtliche Meinungsverschiebungen, alternative Perspektiven und selbstkritische Korrekturen disqualifizieren. Anstatt des dichotomischen politisch-ideologischen Ansatzes wäre zu fragen, welche Ursachen und Folgen es hatte, dass ein Teil der deutschen Intellektuellen sich von der bipolaren Perspektive der Gesellschaft und Geschichte verabschiedet hat. Es ist nämlich kaum anzunehmen, dass diese Perspektive ihre Anziehungskraft erst nach 1989 eingebüßt hat, nachdem die geopolitischen Koordinaten der übersichtlichen Nachkriegswelt des Kalten Krieges obsolet geworden sind. Diese bipolaren Muster lösten sich bereits früher auf, und dieser Prozess schlug sich auch in den Deutschlandreden nieder.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur:

- GRASS, Günter (2007): Geschenkte Freiheit (Rede zum 8. Mai 1945 in der Akademie der Künste Berlin). In: Ders.: *Essays und Reden 1980–2007*. Göttingen, S. 141–156.
- LÜBKE, Hermann (2007): Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der deutschen Gegenwart. In: Ders.: *Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten*. München, S. 11–38.
- NOLTE, Ernst (1987a): Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus. In: „*Historikerstreit*“. *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung*. München, S. 13–35.

- NOLTE, Ernst (1987b): Vergangenheit, die nicht vergehen will. In: „*Historikerstreit*“. *Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung*. München, S. 39–47.
- WALSER, Martin (1997): Über Deutschland reden. Ein Bericht. In: Ders.: *Ansichten, Einsichten. Aufsätze zur Zeitgeschichte*. Frankfurt am Main, S. 896–915.
- WEIZSÄCKER, Richard von (1986): Der 8. Mai 1945 (Ansprache bei einer Gedenkstunde im Plenarsaal des Deutschen Bundestages): In: Ders.: *Reden und Interviews* (1). Bonn, S. 279–295.

### **Sekundärliteratur:**

- ADORNO, Theodor Wiesengrund (1977): Was bedeutet Aufarbeitung der Vergangenheit? In: Ders.: *Gesammelte Schriften*, Band 10, 2. Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main, S. 555–572.
- ASSMANN, Aleida (2007): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. Bonn.
- BECKER, Jurek: Gedächtnis verloren – Verstand verloren. In: *Die Zeit*, 18. 11. 1988.
- ENZENSBERGER, Hans Magnus (1966): *Katechismus zur deutschen Frage*. In: Kursbuch 4, S. 1–55.
- MITSCHERLICH, Alexander (1983): Die Unfähigkeit zu trauen – womit zusammenhängt: eine deutsche Art zu lieben. In: Ders.: *Gesammelte Schriften IV, Sozialpsychologie 2*. München, S. 17–58.
- SCHLANT, Ernestine (2001): *Die Sprache des Schweigens. Die deutsche Literatur und der Holocaust*. München.
- SONTHEIMER, Kurt (1999): *So war Deutschland nie. Anmerkungen zur politischen Kultur der Bundesrepublik*. München.
- Urválek, Aleš (2013): Im Schatten der Großen? Der bundesrepublikanische Deutschlanddiskurs aus interdisziplinärer Perspektive: Christian Meier, Peter Sloterdijk, Peter Schneider. In: ŠEBESTOVÁ, Irena (Hrsg.): *Interkulturelle Dimensionen in der deutschsprachigen Literatur*. Ostrava, S. 125–138.

**Součková, Marta/Puchalová, Ingrid (Hrsg.) (2014):** *Na dlhej ceste k autorskej emancipácii žien/ Auf dem langen Weg zur schriftstellerischen Mündigkeit von Frauen.* Košice: Univerzita Pavla Jozefa Šafárika v Košiciach, Filozofická fakulta. 148 S. ISBN 978-80-8152-183-6.

Wenn ein neues Buch das Licht der Welt erblickt, stellt sich hauptsächlich die Frage, was es Neues, Interessantes bringt. Bei dem im Jahre 2014 erschienenen Sammelband zum Thema „Frauenliteratur in der Slowakei und der Umgebung“ ist meines Erachtens die Bedeutung unbestritten. Man ist heute nämlich daran gewöhnt, dass man in den Bibliotheken und Buchhandlungen Werke sowohl von Schriftstellern als auch von Schriftstellerinnen findet. Je selbstverständlicher es aber wirken kann, dass auch Frauen Bücher verfassen, desto mehr ist es wichtig, daran zu erinnern, wie lang der Weg zur schriftstellerischen Mündigkeit der Frauen war, wie das der Titel des Sammelbandes treffend benennt.

Der Sammelband gehört zu den abschließenden Ergebnissen des Projektes VEGA 1/1161/12 „Zabudnuté texty, zabudnutá literatúra. Nemecké autorky z územia dnešného Slovenska (18.–21. stor.)“, [Vergessene Texte, vergessene Literatur. Deutschschreibende Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei (18.–21. Jhd.)], mit dem man sich am Lehrstuhl für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Pavol-Jozef-Šafárik-Universität in Košice im Zeitraum 2012–2014 beschäftigte. Im Einklang mit dem Thema des Projektes erfasst der Sammelband Autorinnen, die vielleicht nicht so bekannt sind, die sich aber auch wesentlich an der Formierung der Kultur im Gebiet der heutigen Slowakei beteiligten. Die thematische Achse des Sammelbandes wird durch folgende Teilthemen gebildet: Emanzipation der Frau, Frau als Schriftstellerin, Werke der Schriftstellerinnen, soziale Hintergründe, interkulturelle Umgebung und deren Einflüsse.

Der Sammelband ist zweisprachig (deutsch und slowakisch) konzipiert, was die Tatsache widerspiegelt, dass nicht nur die slowakischen, sondern auch die deutschschreibenden Autorinnen zum Objekt der Forschung wurden. Der Sammelband enthält also slowakische Beiträge, die sich mit der Problematik allgemein oder überwiegend mit den konkreten auf Slowakisch schreibenden Autorinnen befassen, und deutsche Beiträge, die sich den auf Deutsch publizierenden Autorinnen bzw. den deutschen Werken widmen. Diese Trennung gilt aber nicht hundertprozentig; die Grenze zwischen den Sprachen ist nicht konsequent gezogen (wie es auch in der Realität nicht möglich ist): Beide „Sprachgebiete“ überlappen sich in einigen Artikeln (vgl. den slowakischen Beitrag von Puchalová, die auch das Schaffen deutscher Autorinnen näher bringt, den slowakischen

Beitrag von Burdová, die ausgewählte übersetzte Werke der schweizerischen Autorin Veteranyi interpretiert, oder das einleitende Wort von Puchalová/Součková, die auf die Parallelen zwischen den deutschschreibenden und slowakischen Autorinnen aufmerksam machen).

Im ersten Teil des Sammelbandes ‚Namiesto úvodu‘ [Zum Geleit] von Ingrid Puchalová und Marta Součková wird das Werk allgemein vorgestellt, die einzelnen Beiträge kurz charakterisiert und wichtige Aspekte des ganzen Projektes genannt.

Die einleitende Studie ‚Na dlhej ceste k autorskej emancipácii žien‘ [Auf dem langen Weg zur schriftstellerischen Mündigkeit von Frauen] von Ingrid Puchalová (Košice) beginnt mit der Geschichte der von Frauen geschriebenen Literatur, wobei die Anfänge der deutschschreibenden Frauen und der auf Slowakisch schreibenden Frauen gegenübergestellt werden. Weil im Gebiet der heutigen Slowakei unter anderem Deutsche lebten, befasst sich Puchalová auch mit den deutschschreibenden Autorinnen und deren bedeutendsten Werken, die sie analysiert, im Hinblick auf ihre Lebensgeschichten interpretiert und auch miteinander vergleicht, was von großer Bedeutung ist. Ausführlich widmet sich Puchalová der Autorin Helena Kottannerová und ihrem Werk ‚Spomienky Heleny Kottannerovej‘ [Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin] oder der Autorin Marie Therese von Artner (vgl. Glosiková, S. 88). Darüber hinaus ist hier eine tabellarische Zusammenfassung interessant, unter welchen Pseudonymen die Frauen publizierten (S. 19; vgl. den Beitrag von Hučková, S. 40). Das zeugt davon, dass die Frauen selbst über ein niedriges schriftstellerisches Selbstbewusstsein verfügten (Puchalová, S. 19; vgl. Puchalová/Součková, S. 7, 11).

Im zweiten Beitrag ‚Ženy-spisovateľky v slovenskej literatúre na prelome 19.–20. storočia‘ [Schreibende Frauen in der slowakischen Literatur im Wechsel vom 19. zum 20. Jahrhundert] bemüht sich Dana Hučková (Bratislava), die Problematik der Emanzipation von Frauen in breitere soziale Hintergründe einzuordnen. Dabei macht sie die Leser mit mehreren sekundären Quellen zu dieser Problematik vertraut, die die Hemmungen für die schriftstellerische Emanzipation charakterisieren, vor allem persistente Vorurteile in der Gesellschaft, dass die Rolle der Frau anders ist, als Schriftstellerin zu werden (vgl. den Artikel von Hajdučeková, S. 51) oder sogar eine eigene Zeitschrift zu veröffentlichen (Hučková erwähnt die Zeitschrift ‚Dennica‘, S. 35–36). Positiv zu bewerten ist es, dass Hučková die Situation komplex und möglichst objektiv präsentiert: An den konkreten slowakischen Autorinnen werden unterschiedliche Stile des Verfassens von Frauen demonstriert – sie setzten sich mit dem Thema ‚Frau‘ nämlich unterschiedlich auseinander.

Es wird des Weiteren gezeigt, dass die Vorstellung einer von allen verworfenen Frauenliteratur irrtümlich wäre – die Werke der Frauen wurden nicht immer abgelehnt, sondern auch häufig unterstützt, und zwar sogar von einigen Männern. Thematisiert wird auch der Aspekt der Leserinnen, für die belehrende Texte von den Schriftstellerinnen bestimmt wurden, die aber manchmal nicht fähig waren, diese zu rezipieren, denn sie interessierten sich nur für unterhaltende Literatur – die Entwicklung der Frauenliteratur brachte also auch den Bedarf an der Vorbereitung der Leserinnen mit sich (S. 37).

Der Beitrag von Ivica Hajdučeková (Košice) Artikel ‚Rodový aspekt v prozaickej zbierke Hany Gregorovej Ženy alebo Ženy o ženách s optikou ženy‘ [Geschlechtsaspekte in der Prosasammlung *Ženy* von Hana Gregorová oder Frauen über Frauen mit der Optik einer Frau] liefert eine tiefere Einsicht in das Thema „Geschlecht“, das nicht nur aus der biologischen Perspektive betrachtet werden kann, sondern auch als eine sozial-kulturelle Kategorie (S. 50). Außerdem kann die präsentierte Schriftstellerin, Hana Gregorová, selbst die Aufmerksamkeit der Leser erregen, denn sie war in ihrer Gegenwart ziemlich kontrovers, vor allem wegen ihrer Aufforderung zur Emanzipation, Selbstständigkeit und zum gesunden Selbstbewusstsein der Frauen. Hajdučeková fasst elf prosaische Texte ihrer Sammlung ‚Ženy‘ (1946) zusammen, wobei sie neben den Inhalten gerade die Geschlechtsaspekte im Zusammenhang mit den sozialen Hintergründen darstellt. Diese Texte drücken eine Vielfalt der Lebensansichten, Meinungen und Lebensweisen aus, und zwar nicht nur in der Polarität der Männer kontra Frauen, sondern auch der verschiedenen Typen der Frauen. Die Kontraste werden in mehreren verschiedenen Situationen und Familienkonstellationen (Ehe, Heirat, Beziehung Mutter – Tochter usw.) gezeigt, meistens geht es um Konflikte der sich nach Ausbildung, Gleichberechtigung und Freiheit sehnen Frauen, deren Enttäuschung durch gesellschaftliche Konventionen bedingt ist. Frauen geben sich Illusionen hin, stoßen jedoch auf stereotype Realitätsbilder und erleiden Frustrationen.

Mit dem Thema „Geschlecht“, nur aus einer anderen Perspektive und bei einer anderen Autorin, I. Dobráková, befasst sich Jana Varcholová (Košice) im Artikel ‚Rodové identity a priestor cudziny v dielach I. Dobrákovej‘ [Geschlechtsidentitäten und der fremde Raum in den Werken von I. Dobrákovej]. Analysiert werden die Sammlung der Erzählungen ‚Prvá smrť v rodine‘ [Der erste Tod in der Familie] (2009) und der Roman ‚Bellevue‘ (2010). Varcholová fokussierte in den Texten von I. Dobráková einerseits die sexuelle Identität der Frauen, andererseits den Einfluss der fremden Umgebung auf die Handlung der Frauen. Am Anfang

erörtert Varcholová das Thema „Sex“ allgemein, wie es in der Gesellschaft angenommen wurde und wie die Frauen aus der sexuellen Perspektive in der Literatur präsentiert werden. Zur Analyse der Werke von Dobráková appliziert sie die Theorie von Cameron/Kulick (2004), nach der die Weisen, wie die Menschen in den Diskursen über Sex sprechen, ihre Betrachtung des Sex formiert (S. 71). Probleme der Protagonistinnen mit dem Sexphänomen werden auf die komplizierte Beziehung der Frau zu ihrem eigenen Körper oder zu ihrem Vater zurückgeführt. Der zweite Aspekt, die fremde Umgebung, wird in den Texten nicht durch direkte Beschreibung der Umgebung selbst, sondern durch die Beschreibung der Figuren zum Vorschein gebracht (S. 75). Berührt wird auch das Thema „Multikulturalismus“, das teilweise mit dem Thema „Sex“ verbunden wird – vgl. die Erzählung ‚Kľbko hadov‘ [Schlangenknauel], in der Dobráková darauf aufmerksam macht, dass der künstlich aufgebaute Multikulturalismus nicht gut ist – es geht vor allem um gegenseitige Verständigung (S. 76).

Interkulturell orientiert ist auch der Artikel von Daniela Burdová (Košice). Sie widmet sich im Beitrag ‚Prečo sa dieťa varí v kaši‘ (interpretatná štúdia prózy A. Veteranyi) [Warum das Kind in der Polenta kocht (Interpretationsstudie der Prosa von A. Veteranyi)] der Schweizer Autorin Aglaja Veteranyi mit rumänisch-ungarisch-Roma-Wurzeln, die sich auch in ihrem Werk widerspiegeln (S. 83). Burdová konzentriert sich auf ihr Debüt ‚Prečo sa dieťa varí v kaši‘, das – trotz des Bestreitens von Seiten der Autorin – autobiographische Züge trägt (S. 78). Burdová analysiert vor allem die Motive des Auslandes und der Heimat. Aus ihrer Analyse geht eine interessante Tatsache hervor, und zwar, dass Veteranyi diese zwei Phänomene mit dem Essen verbindet und durch das Essen bzw. die Düfte charakterisiert. Genauso charakterisiert sie die Leute in ihrer Umgebung. In ihren Werken zeigen sich schwierige Aspekte ihres Lebens, die Burdová richtig zu erkennen und zutreffend zu benennen vermag (Beziehungen in der Familie, vor allem Beziehung zur Mutter; Gefühle der Heimatlosigkeit). Burdová erklärt auch den Sinn des seltsamen Titels: Es handelt sich um eine spezifische Vorstellung der Hauptheldin, die ihr als Hilfe dienen soll, damit sie dadurch die Angst um die Mutter – eine Akrobatin – überwindet. Burdová führt weiter aus, welche Gründe die Hauptheldin ausdachte, warum das Kind in der Polenta kocht, diese entsprachen nämlich ihrem Schicksal – den kindischen Vorstellungen in der Kindheit und den grausamen Erlebnissen in der Pubertät, als die Heldin im Kinderheim war und missbraucht wurde (diese Grausamkeit gilt als Anästhetikum gegen den eigenen psychischen Schmerz; vgl. Hajdučeková, S. 60). Die Analyse von Burdová ist nicht nur literarisch

wertvoll – sie regt bei den Lesern auch Überlegungen an über Heimat, zwischenmenschliche Beziehungen und Folgen einer unstabilen Familie ohne festen Anker in der Form von Mutter und Vater.

Weitere vier Aufsätze des Sammelbandes sind auf Deutsch verfasst.

Viera Glosíková (Praha) will in ihrem Beitrag ‚Drei deutschsprachige Autorinnen aus der Slowakei: M. T. v. Artner, T. Megerle, A. Schwarz-Gardos‘, drei Vertreterinnen der auf Deutsch geschriebenen Literatur, vorstellen, die in unterschiedlichen Zeiträumen lebten und unterschiedliche Schicksale hatten, die sich aber alle übereinstimmend als Schriftstellerinnen betätigten wollten. Maria Therese von Artner (vgl. Puchalová, S. 23) schildert in ihrem Werk – im Unterschied zu anderen Schriftstellerinnen – nicht die Lebensgeschichten der Frauen und die Ungerechtigkeiten an ihnen, sondern vor allem die Schönheiten der Slowakei. Die Ursache kann man vielleicht aus ihrem eigenen Leben ableiten: Sie wurde als Autorin nicht abgelehnt, wie es viele andere Frauen erlebten, im Gegenteil – sie wurde in ihrem künstlerischen Schaffen unterstützt – als Kind zu Hause und als Erwachsene dann von den Schlossherren Emmerich und Maria von Zay, bei denen sie nach dem Tod ihrer Eltern lebte. Die zweite Autorin, Therese Megerle, wurde in ihrer literarischen Tätigkeit auch nicht gehemmt. Bei ihr spielte wahrscheinlich eine wichtige Rolle, dass ihr Mann Theaterdirektor war, denn sie schrieb vor allem Dramen. Die Werke von Megerle werden künstlerisch nicht zu hoch bewertet, sie wurden vielmehr den Wünschen des zeitgenössischen Publikums angepasst. Es ist jedoch bekannt, dass Megerle damals das Theater in Bratislava und in Wien (Josefstadttheater) allgemein beeinflusste. Bei der dritten Autorin, Alice Schwarz-Gardos, skizziert Glosíková eine Parallele zwischen ihr und Lenka Reinerová (S. 96; vgl. König, S. 138). Ähnlich wie die ersten beiden Autorinnen hatte auch Alice Schwarz-Gardos nahe Beziehungen zur Literatur – ihr Cousin war der Schriftsteller Bruno Frei. Sie selbst schrieb Romane, Novellen und leitete die Tageszeitung (‚Israel Nachrichten‘) in Palästina, wohin sie vor dem Nationalsozialismus fliehen musste. Glosíková bestätigte also ihre Behauptung vom Anfang des Artikels, dass die Forschung der Regionalliteratur und deren Aufdeckung und Berücksichtigung von Belang ist, da sie als fester Bestandteil der Geschichte und Kultur des ganzen Landes figuriert.

Michaela Kováčová (Košice) gliedert am Anfang ihres Artikels ‚Frauen im Spiegel der *Kaschauer Zeitung* zwischen 1899–1900‘ die Positionen der Frauen, die sie in der Literatur einnahmen: entweder als von den Männern unterdrückte Wesen, als Opfer, oder als aktive, handelnde Wesen, mit vielen gesellschaftlichen Rollen (S. 101). Bei ihrer Forschung ging Kováčová ein bisschen anders vor als Autoren

anderer Beiträge. Sie wählte als Untersuchungsobjekt keine konkrete Autorin aus, sondern sie unterzog der Analyse diverse Zeitungsartikel und Anzeigen über Frauen und für Frauen (vor allem aus dem Bürgertum) in den ausgewählten Ausgaben der ‚Kaschauer Zeitung‘, die von Männern herausgegeben wurde. Es ist daran positiv zu bewerten, dass die Untersuchung sowohl qualitativ (qualitative Inhaltsanalyse) als auch quantitativ durchgeführt wurde und dass die Ergebnisse mit der einschlägigen Sekundärliteratur verglichen werden. Aus der Zeitungsanalyse ging hervor, dass die Texte über Frauen und für Frauen in den analysierten Ausgaben und in der genannten Zeitperiode folgende Themen betrafen: Konsum, Kunst, bürgerliches Engagement, Verbrechen der Frauen, Bildung der Frauen und Wirkung der Frauen im Schulbereich, kaiserlich-königliche Familie, Arbeit, Sport, Sonstiges (S. 107). Wie Kováčová angibt, ist dieses Thema weiter forschungsbedürftig: Es wäre bestimmt interessant, die Texte zu analysieren, die die Frauen selbst schrieben (S. 123).

Iveta Zlá (Ostrava) bringt im Artikel ‚Fürstin Mechtilde Lichnowsky – eine adelige Autorin zwischen den Kulturen‘ die Fürstin Mechtilde Lichnowsky näher. Diese Schriftstellerin stand auf unterschiedliche Art und Weise zwischen mehreren Kulturen – seien es Kontakte, Reisen und Umzüge, die in ihrer Zeit gepflegten literarischen Stile oder Inspiration durch andere Werke und Überlieferungen, z. B. durch Dostojewskis Roman ‚Der Idiot‘ (Lichnowskys Drama ‚Der Kinderfreund‘) oder durch die nordische Mythologie (Lichnowskys Märchen ‚Nordische Zauberringe‘). In ihren Werken spiegelte sich ihre Erfahrung wider (z. B. die Erlebnisse aus ihrer Kindheit in der Klosterschule in dem Roman ‚Kindheit‘ oder die in München verbrachten Jugendjahre im Roman ‚Der Lauf der Asdur‘); Lichnowsky beschäftigte sich jedoch auch mit abstrakten, philosophischen, existenziellen Motiven (zu nennen sind z. B. das Motiv des Todes im Marionettenspiel ‚Ein Spiel vom Tod‘, die Fragen des Einfühlungsvermögens und der Kunst des Zuhörens bei den Fachmännern bzw. die der menschlichen Kommunikation im Werk ‚Der Kampf mit dem Fachmann‘). Diese Schriftstellerin wurde unterschiedlich beurteilt – sie wurde von einigen Kritikern und Lesern als Schriftstellerin gelobt, von anderen kritisiert (kontrovers aufgenommen wurde z. B. ihr Reisebuch ‚Götter, Tiere und Könige in Ägypten‘, S. 131). Im Unterschied zu anderen Frauenschicksalen, die einige der in dem Sammelband präsentierten Autorinnen in ihren Werken beschrieben (manchmal galt es, dass die Frauen mit der Heirat ihre Freiheit verloren; also mussten sie auch ihr literarisches Schaffen mühsam durchsetzen), eröffnet ihr die Heirat mit dem Fürsten Karl Max Lichnowsky viele Möglichkeiten, mit verschiedenen Künstlern Kontakte anzuknüpfen.

Zlá gelang es, in ihrem Beitrag die Lebensgeschichte von Mechtilda Lichnowsky komplex zu betrachten und diese bei der Analyse und Interpretation der Werke zu berücksichtigen.

Jan König (Košice) widmet sich der Autorin Lenka Reinerová im Beitrag ‚Über Grenzen hinweg: Raumstrukturen und deren Semantik in der Erzählung Mandelduft, Piratentuch und grüne Ringe von Lenka Reinerová‘. Wie König angibt, ist es für die Analyse ihres Werkes von Bedeutung, sich mit der Autobiographie der Autorin vertraut zu machen, und – insbesondere bei der im Titel genannten Erzählung – die strukturalistische Raumtheorie Jurij Lotmans zu kennen. König erläutert zunächst Lotmans komplizierte Raumtheorie, bevor er sie dann auf die Interpretation der Erzählung appliziert. Diese Raumsemantik deutet z. B. die Entfremdung der Tschechen und Slowaken nach der friedlichen Revolution an (S. 138). Im Hintergrund der Erzählung befindet sich des Weiteren die Problematik der Trennung der Tschechoslowakischen Republik (S. 145), was sowohl implizit als auch explizit zum Ausdruck gebracht wird. Die Raumverhältnisse tauchen im Werk noch mehrmals mit einer ganz bestimmten Symbolik auf, z. B. werden die Städte Prag und Piešťany nicht nur in der Gegenüberstellung der Orte selbst dargestellt, sondern auch als Oppositionen von Ost und West, Alltag und Ferien, Arbeit und Freizeit, Heimat und Fremde, Stadt und Land, Lärm und Ruhe usw. (S. 142). Es ist hinzuzufügen, dass König Reinerová’s Charakteristik der Stadt Piešťany mit der Beschreibung der Stadt von Eva Strittmatter vergleicht. Die festgestellten Unterschiede zeugen von Reinerová’s Ansichten und ihrer keineswegs idyllischen Wahrnehmung der Stadt. An verschiedenen Ereignissen, Begegnungen und Gesprächen der Erzählerin werden nämlich schwierige Schicksale der Einheimischen dokumentiert.

Der ganze Sammelband endet mit der Liste der Autoren (‚O autoroch‘ [Über Autoren]), deren Laufbahn vorgestellt wird.

Allgemein lässt sich sagen, dass der Leser ein bereicherndes Werk vor sich hat. Anerkennung verdient nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form. Die deutsch-slowakische Auffassung (Einstieg ist zweisprachig, Artikel sind zwar einsprachig, aber immer mit einer Zusammenfassung in der anderen Sprache versehen – die slowakischen Artikel mit deutschen Zusammenfassungen und umgekehrt) erweitert die Reihen der angesprochenen Leserschaft, sodass nicht nur Germanisten und Slowakisten, sondern auch Bohemisten, Historiker oder Soziologen davon profitieren können (optimal wäre die vollständige zweisprachige Fassung, was wahrscheinlich aus Kapazitätsgründen nicht realisiert werden konnte). Des Weiteren ist die mühevollen Arbeit der Autoren des Sammelbandes hervorzuheben, die aus

den sporadisch existierenden Quellen bzw. verzeichneten Informationen zu diesem Thema (vgl. Puchalová/Součková, S. 6, 10, Puchalová, S. 20) das Maximum herausholten, und darüber hinaus die sekundären Quellen zu dieser Problematik einander gegenüberstellten.

Inhaltlich gesehen ist positiv zu bewerten, dass die Autorinnen und Autoren des Sammelbandes interdisziplinär vorgehen und dass sie sich bei der Interpretation nicht nur auf die Werke der Frauen konzentrierten, sondern auch auf die Schriftstellerinnen selbst – ihr Leben, den politischen Kontext und die sozialen Hintergründe (Puchalová/Součková, S. 6, 10). Zugleich ist zu bemerken, dass mit dem Bewusstsein gearbeitet wurde, dass der historische und gesellschaftliche Beitrag mit dem künstlerischen Beitrag nicht gleichzusetzen ist (vgl. S. 7, 8, 11, 13, 52, 95). Der Leser kann sich nicht nur eine genauere Vorstellung verschaffen, was für einen „langen Weg die Frauen zur schriftstellerischen Mündigkeit“ im Gebiet der heutigen Slowakei zurücklegen mussten, sondern er gewinnt auch eine komplexe und möglichst objektive Übersicht über die Regionalliteratur in der Slowakei und die Methoden zu deren Erforschung und – nicht zuletzt – kann er sich die Informationen im Zusammenhang mit anderen historischen Gegebenheiten erschließen.

*Eva Bajerová*

**Puchalová, Ingrid (2014): *Frauenporträts. Lebensbilder und Texte deutschschreibender Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei*. Košice: Verlag der Pavol-Josef-Šafárik-Universität Košice. 256 S. ISBN 978-80-8152-182-9.**

Die Monographie ‚Frauenporträts. Lebensbilder und Texte deutschschreibender Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei‘ von Ingrid Puchalová entstand im Rahmen des Projekts ‚Vergessene Texte, vergessene Literatur. Deutschschreibende Autorinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei‘. Das geografische Gebiet der heutigen Slowakei wurde in der Vergangenheit mit einer Vielfalt von kulturellen, nationalen und politischen Einflüssen konfrontiert, die vor dem Hintergrund der vorgestellten Texte angedeutet werden. Die enthaltenen repräsentativen Textauszüge werden von Studien eingeleitet, die ihre literaturgeschichtlichen und -wissenschaftlichen Facetten beleuchten und ihre gesellschaftlich-kulturellen Hintergründe umreißen.

Die Publikation wird von einem Einblick in das literarische Schaffen Helene Kottaners (1400–1475)

eingeleitet, das sich von der deutschsprachigen mittelalterlichen höfischen Literatur nicht trennen lässt. Die unter dem Titel ‚Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin‘ veröffentlichten Erinnerungen sind als die ältesten Frauenmemoiren in deutscher Sprache zu betrachten. Der in der Monografie vorgestellte Textauszug verdeutlicht neben der Schaffenskraft der Autorin die historischen Hintergründe am Habsburger Hof.

Zwischen den Kulturen und an der Schwelle vom 18. zum 19. Jh. stand Marie Therese von Artner (1772–1829). Ihre in die Anthologie aufgenommenen epischen Gedichte stellen nicht selten biographisch motivierte Momentaufnahmen dar, die von Reflexionen der Autorin umrahmt werden. Eine Volkssage wurde zum thematischen Akzent des Gedichtes ‚Der Willi-Tanz‘, in das die Volksbräuche in der Silleiner Region Eingang gefunden haben. Der Textauszug erfasst einen der thematischen Schwerpunkte des literarischen Werks Artners, dessen literarisches Bild sich durch emotionale Konturen und epische Plastizität auszeichnet.

Für die Biografie und das Werk Therese Schröers (1804–1885) sind die mit Kindererziehung und der Betonung familiärer Werte verbundenen Überlegungen sowie die Verehrung Johann Wolfgang Goethes und Kontakte zu Karl von Holtei kennzeichnend. Die Monographie Ingrid Puchalová bringt diese Themen nicht nur in einer Studie näher, sondern sie werden auch durch den Auszug aus dem Werk ‚Über praktische Kindererziehung‘ und nicht zuletzt aus dem Briefwechsel Therese Schröers skizziert. Die aus Pressburg stammende deutschsprachige Autorin Therese Megerle (1813–1865) hat ihr Leben mit der Verbreitung der Kultur sowie mit dem dramatischen und novellistischen Schaffen verbunden. Die literarische Begabung der Autorin wird in der Monographie durch ihre ‚Ungarische Novelle‘ nahe gebracht, die sich im adeligen Milieu abspielt.

Die belehrenden Facetten der Lustspiele Emma Seltenreichs (1851–1918) korrespondieren mit ihrer erzieherischen sowie publizistischen Tätigkeit. Der Auszug aus dem Lustspiel in einem Akt ‚Das vereitelte Vergnügen‘ repräsentiert nicht nur das literarische Schaffen dieser Deutsch und Ungarisch schreibenden Autorin, sondern weist auch auf das Bild der ausgewählten ethischen Prinzipien im gesellschaftlichen Panorama einiger Dezennien vor dem Beginn des Ersten Weltkrieges hin. Obwohl die deutschsprachige Autorin Karoline Fasser-Schmid (1855–1935) aus Pressburg stammte, hat die kulturelle Atmosphäre Wiens in ihrem Prosaschaffen Niederschlag gefunden. Das literarische Werk dieser Schriftstellerin ist autobiographisch motiviert und durch die Fabulierungskunst geprägt. Die neoromantischen Züge sind ihrem Märchen ‚Miramar, ein verlorenes Paradies‘ eigen, das in der vorgestellten Publikation ihr

literarisches Werk repräsentiert. Das künstlerische Engagement Berta Katschers (1860–1903) schließt eine breite Palette der literarischen Gattungen von Erzählungen über die Humoresken bis zum Roman-schaffen ein. Ihr literarisches Werk wird in der Monographie durch den Auszug aus ihrem Prosawerk ‚Die Schwaben im Banat‘ charakterisiert. Bertha von Suttner wird ‚Ein Märchen für „Grosse“ von Berta Katscher‘ gewidmet, dessen Leseprobe die monographische Publikation Ingrid Puchalová ebenfalls den Lesern bietet. Das literarische Werk der Journalistin und Dichterin Elsa Greilich (1880–1969) wird vor dem gesellschaftspolitischen Hintergrund und durch einige Ausschnitte aus ihren ‚Preßburger Interieurs‘ vorgestellt sowie durch die pazifistisch geprägten Reflexionen der Autorin nachgezeichnet. Die Biographie und das künstlerische Engagement Marie Frischauf-Pappenheims (1882–1966) waren neben ihrem literarischen Schaffen durch ihre Kontakte zu Arnold Schönberg, Karl Kraus, Gustav Mahler, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Alexander Zemlinsky, Else Lasker-Schüler etc. gekennzeichnet. Die Zusammenarbeit und der künstlerische Gedankenaustausch Marie Frischauf-Pappenheims mit Karl Kraus und Arnold Schönberg werden durch ihre, in der Monographie Ingrid Puchalová ausgewählten Gedichte, nahe gebracht.

Die Publikation bietet nicht zuletzt Einsicht in die Mundartdichtung aus dem Gebiet der heutigen Slowakei, die durch das literarische Schaffen von Emilie Fest (1829– unbekannt) repräsentiert wird. Auch Margarete Ehlers (1888–1967) Novellen und Dramen bleiben der Mundartliteratur treu, die mit der Zipser Region verknüpft ist. Der Auszug aus ihrem Lustspiel ‚s Tranklchen‘ weist auf die Rolle des Dialekts in der eher regional verbreiteten deutschsprachigen Literatur hin.

Das literarische Werk von Cäcilie Jacobs (1846–1902) fällt in die zweite Hälfte des 19. Jh., dennoch wurde es erst in den 70er Jahren des 20. Jh. entdeckt. Jacobs hat ihre dichterische Begabung in der reflexiven Naturlyrik und in Liebesliedern verwertet. Inez Kintzler (1784–1949) ist vor allem durch ihre Dramen berühmt geworden. Ihre literarische und gesellschaftliche Tätigkeit wird in der Monographie durch die Festrede ‚Der 5. September 1930‘ angedeutet.

Die monographische Publikation Ingrid Puchalová stellt zweifelsohne einen Beitrag für die Erforschung der deutschsprachigen Literatur aus dem Gebiet der heutigen Slowakei dar. Sie weist auf die thematische Vielfalt des literarischen Schaffens einiger Deutsch und nicht selten Ungarisch schreibender Autorinnen hin und zeichnet deren literaturwissenschaftliche Akzente nach. Ihre einführenden Abhandlungen verdeutlichen die biographisch-historischen sowie gesellschaftlich-kulturellen Hintergründe, die der Auseinandersetzung mit literarischen

Werken der vorgestellten Autorinnen ein kompaktes Gepräge verleihen. Die Publikation dieser an der Pavel Jozef Šafárik-Universität Košice wirkenden Germanistin rückt die vergessenen Texte der deutschsprachigen Schriftstellerinnen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei in ein neues Licht und vermittelt ihr literarisches, historisches und kulturelles Erbe.

*Iveta Zlá*

**Papsonová, Mária (2014): Sasko-magdeburgské právo na Slovensku. Krajinské právo v Žilinskej knihe. Žilina: EUROKÓDEX, s. r. o., 302 S. ISBN 978-80-8155-036-2**

Die zwei bedeutendsten deutschen Rechtsquellen des Mittelalters – der ‚Sachsenspiegel‘ und das ‚Magdeburger Recht‘ – dienten nicht nur auf dem deutschen Territorium als Vorbild des Land- und Stadtrechts, sondern sie wurden auch in vielen Ländern östlich der deutschen Grenze, die im Zuge der Ostkolonisation von Deutschen besiedelt wurden, rezipiert und bildeten dort die Grundlage für eine Reihe weiterer Rechtsbücher. Zu diesen gehören auch die ältesten deutschsprachigen Rechtssammlungen in der Slowakei – die ‚Zipser Willkür‘ und das ‚Silleiner Rechtsbuch‘. Beide Quellen stellen seit Jahrzehnten den Gegenstand der Untersuchung der renommierten slowakischen Germanistin Mária Papsonová dar. Sie hat schon 1992 (zusammen mit Ilpo Tapani Piirainen) die Edition der Zipser Willkür vorgelegt und danach eine Reihe linguistischer, vor allem lexikalisch-semantisch ausgerichteter Studien veröffentlicht, die in der Slowakei aufbewahrte Rechtstexte bearbeiten. In der Monographie (2003) ‚Das Magdeburger Recht und das Silleiner Rechtsbuch. Wörterbuch zur deutschsprachigen Vorlage des Landrechts (1378) und zu ihrer Übersetzung (1473)‘, hat sie die Ergebnisse ihrer intensiven Forschung auf diesem Gebiet zusammengefasst.

Mit der Publikation ‚Sasko-magdeburgské právo na Slovensku. Krajinské právo v Žilinskej knihe‘ [Das sächsisch-magdeburgische Recht in der Slowakei. Landrecht im Silleiner Rechtsbuch] kommt M. Papsonová vor allem slowakischen Historikern, insbesondere Rechtshistorikern entgegen. Die Publikation stellt ihnen eine moderne slowakische Übersetzung der frühneuhochdeutschen, auf das Jahr 1378 datierten Rechtssammlung im ‚Silleiner Stadtbuch‘ (1378–1524 bzw. 1526) als Grundlage für weitere rechtshistorische Forschung zur Verfügung. Darüber hinaus bietet sie ihnen (und allen an dieser Problematik Interessierten) einen Einblick in den historischen und

soziokulturellen Hintergrund der Entstehung der edierten und übersetzten Rechtstexte.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Hauptteilen. Der erste umfasst die einleitenden Kapitel (1–3), in denen die Autorin zuerst eine kurze Einführung zum Verlauf der deutschen Besiedlung der Slowakei bietet und sich anschließend den historischen Voraussetzungen der Rezeption des deutschen Rechts widmet (Kapitel 1). Kapitel 2 bringt eine Abhandlung über den ‚Sachsenspiegel‘, das erste in deutscher Sprache geschriebene Rechtsbuch, und seinen Autor Eike von Repgow sowie eine Skizze über das ‚Magdeburger Recht‘ und dessen Verbreitung.

Das dritte Kapitel behandelt die Entstehung der deutschsprachigen Rechtssammlung im ‚Silleiner Stadtbuch‘ und ihre Vorlagen. Die Bedeutung des ‚Silleiner Rechtsbuches‘ besteht nicht nur darin, dass es sich um eines der ältesten Zeugnisse über das Gerichtswesen auf dem Gebiet der Slowakei handelt: Von Belang ist auch die Tatsache, dass zu den 1378 entstandenen deutschen Aufzeichnungen schon 1473 eine Übersetzung ins Tschechische angefertigt wurde. Schon damals standen die Übersetzer vor einer schwierigen Aufgabe: Die Probleme hingen einerseits damit zusammen, dass zwischen der Entstehung der Vorlage und der Übersetzung fast einhundert Jahre lagen, andererseits – und dies hat M. Papsonová schon in ihren früheren Publikationen aufgrund eines systematischen linguistischen und inhaltlichen Vergleichs beider historischen Texte gezeigt – ergaben sich die Schwierigkeiten daraus, dass im deutschen Text zahlreiche Korruptelen erscheinen, die auf die unaufmerksame Arbeit der Kopisten bzw. auf ihre Unkenntnis der Rechtsproblematik zurückzuführen sind. Die Ursachen vieler fehlerhafter Übersetzungen sind nach M. Papsonová u. a. auch darin zu suchen, dass viele Lexeme über mehrere Bedeutungen verfügten sowie darin, dass in der Zielsprache für manche Bedeutungen keine entsprechenden Lexeme vorhanden waren.

All diese Probleme führten dazu, dass die erste vollständige Edition der tschechischen Rechtsaufzeichnungen im Silleiner Buch, die 1934 von Chaloupecký unter dem Titel ‚Kniha Žilinská‘ vorgelegt wurde, zahlreiche Fragen und Diskussionen hervorgerufen hat, auch wenn der Autor auf manche Unzulänglichkeiten in der Übersetzung aus dem Jahre 1473 hingewiesen hatte. Der deutschsprachige Text des ‚Silleiner Rechtsbuches‘ wurde erst 1972 von Ilpo Tapani Piirainen in Form einer buchstabengetreuen Abschrift publiziert.

Von diesen Positionen ausgehend, tritt M. Papsonová im zweiten Teiles des Buches an die von ihr gestellte Aufgabe heran: die Gegenüberstellung der Edition der deutschen Vorlage aus dem Jahre 1378 und deren Übersetzung in das gegenwärtige Slowakisch. Dabei setzt sie sich zum Ziel, die

Textverderbnisse und Fehler, die die Verständlichkeit der deutschen Vorlage erschweren oder sogar unmöglich machen (und die in der Edition von Piirainen in keiner Weise gekennzeichnet wurden), konsequent zu korrigieren. Wenn es sich um längere korrumpierte und schwer verständliche Textabschnitte handelt, greift die Autorin auf vergleichbare Quellen zurück und führt den richtigen Wortlaut in eckigen Klammern an. Diese Vorgehensweise ermöglicht es ihr, eine zuverlässige Basis für die Übersetzung zu schaffen und darüber hinaus auch einige frühere, irreführende Auffassungen der im ‚Silleiner Rechtsbuch‘ niedergeschriebenen Regelungen auf den Punkt zu bringen. So beweist sie zum Beispiel, dass die Regelung der Sprachverschiedenheit, nach der jedermann vor dem Gericht seine Muttersprache sprechen konnte und die für eine Besonderheit des ‚Silleiner Rechtsbuches‘ gehalten wurde, auch in Texten aus anderen Gebieten (z. B. in den ‚Magdeburger-Breslauer Weistümern‘ aus dem Jahre 1261) enthalten ist, so dass die im ‚Silleiner Rechtsbuch‘ vorkommende Regelung nicht als Lösung ausschließlich der in Sillein vorkommenden sprachlichen Situation aufzufassen ist.

Die Edition des deutschen Rechtsbuches (1378) und dessen Übersetzung in die slowakische Gegenwartssprache (S. 86–279) ist aus mehreren Gründen eine bemerkenswerte Leistung: Auch wenn ich am Anfang vorausgeschickt habe, dass das Buch in erster Linie für slowakische Leser bestimmt ist, ist sie ebenso wichtig für deutsche Historiker, Rechtshistoriker und Germanisten, denn sie stellt ihnen eine philologisch aufgearbeitete und verifizierte Edition zur Verfügung, die ihnen den Zugang zu darin enthaltenen Fachinformationen wesentlich erleichtert. All der Probleme, die die Autorin überwinden musste und die schon aus der Tatsache hervorgehen, dass Übersetzungen mittelalterlicher Rechtstexte in die Gegenwartssprache nur selten anzutreffen sind, ist sich der slowakische Leser bei der Lektüre der einzelnen Paragraphen kaum bewusst; die Erudition der Autorin, ihre langjährigen Erfahrungen bei der Arbeit mit handschriftlichen Quellen und ihre tiefen Kenntnisse der Rechtsproblematik spiegeln sich in den präzisen und dabei verständlich formulierten Regelungen wider, die dem Publikum einen umfassenden Einblick in das Gerichtswesen des Mittelalters ermöglichen.

Zur besseren Orientierung im Text verhelfen nicht nur die Bemerkungen der Autorin zur Vorgehensweise bei der Vorbereitung der Edition und der Übersetzung (Kapitel 4) sowie das Register der deutschen Vorlage und seine Übersetzung ins Slowakische (S. 71–85), sondern auch die eingegliederte Abhandlung (Glossen) zum ungarischen Privatrecht und zur

Beziehung zwischen dem Land- und Stadtrecht von Adriana Švecová. Eine wesentliche Hilfe leistet dem Leser das Glossar der vorkommenden Rechtstermini.

Hervorzuheben ist noch, dass sich das Buch durch eine nicht immer selbstverständliche Einheit des Inhalts und der Form im besten Sinne des Wortes auszeichnet. Die roten Überschriften der einzelnen Kapitel des Buches und der einzelnen Paragraphen tragen wesentlich zur Anschaulichkeit des Textes bei. Besonders zu schätzen sind die in den Text integrierten farbigen Abbildungen aus dem ‚Silleiner Rechtsbuch‘, aus der ‚Zipser Willkür‘ und aus dem ‚Wolfenbütteler Sachsenspiegel‘, die die Autorin mit Akribie kommentiert, so dass man sagen kann, dass die vorliegende Publikation dem Leser neben tiefgreifendem Fachwissen auch ein ästhetisches Erlebnis bietet.

### Literaturverzeichnis

- CHALOUPECKÝ, Václav (ed.): (1934): *Kniha Žilinská*. (= Prameny Učené společnosti Šafaříkovy, Bd. 5). Bratislava.
- PAPSONOVÁ, Mária (2003): *Das Magdeburger Recht und das Silleiner Rechtsbuch. Wörterbuch zur deutschsprachigen Vorlage des Landrechts (1378) und zu ihrer Übersetzung (1473)*. (= Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Reihe B/Untersuchungen, Bd. 84). Frankfurt am Main.
- PIIRAINEN, Ilpo Tapani (1972): *Das Stadtrechtbuch von Sillein. Einleitung, Edition und Glossar*. (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker 46). Berlin; New York.
- PIIRAINEN, Ilpo Tapani / PAPONOVÁ, Mária (1992): *Das Recht der Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. (= Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts der Universität Oulu, 2 Bände. Oulu.

Lenka Vaňková



---

## Autorenverzeichnis

Mgr. Eva Bajerová, Ph.D.  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Filozofická fakulta  
Katedra germanistiky  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
E-Mail: eva.bajerova@osu.cz

dr hab. Agnieszka Frączek  
Uniwersytet Warszawski  
Wydział Neofilologii  
Instytut Germanistyki  
ul. Dobra 55  
PL-00-312 Warszawa  
E-Mail: afraczek@uw.edu.pl

Mgr. Pavel Knápek, Ph.D.  
Univerzita Pardubice  
Filozofická fakulta  
Katedra cizích jazyků  
Studentská 84  
CZ-532 10 Pardubice  
E-Mail: Pavel.Knapek@upce.cz

PhDr. Irena Šebestová, CSc.  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Filozofická fakulta  
Katedra germanistiky  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
E-Mail: irena.sebestova@osu.cz

Mgr. Zdeněk Šohajek  
Univerzita Palackého v Olomouci  
Filozofická fakulta  
Katedra germanistiky  
Křížkovského 10  
CZ-Olomouc 771 80  
E-Mail: zdenek.sohajek@gmail.com

Mgr. Šárka Unucková  
VŠB – Technická univerzita Ostrava  
Katedra jazyků  
17. listopadu 15  
CZ-708 33 Ostrava – Poruba  
E-Mail: sarka.unuckova@vsb.cz

Mgr. Aleš Urválek, Ph.D.  
Masarykova univerzita  
Filozofická fakulta  
Ústav germanistiky, nordistiky a nederlandistiky  
Arna Nováka 1  
CZ- 602 00 Brno  
E-Mail: urvalek@phil.muni.cz

Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Filozofická fakulta  
Katedra germanistiky  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
E-Mail: lenka.vankova@osu.cz

Prof. Dr. DDDDr.h.c Norbert Richard Wolf  
Universität Würzburg  
Institut für deutsche Philologie  
Am Hubland  
D-97074 Würzburg  
E-Mail: NRWolf@t-online.de

Mgr. Iveta Zlá, Ph.D.  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Filozofická fakulta  
Katedra germanistiky  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
E-Mail: iveta.zla@osu.cz



ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE  
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS  
**STUDIA GERMANISTICA**

**Nr. 16/2015**

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě  
Dvořákova 7, CZ-701 03 Ostrava

Adresa redakce/

Adresse der Redaktion: Katedra germanistiky  
Filozofická fakulta  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
e-mail: lenka.vankova@osu.cz

Příspěvky/Beiträge: studiagermanistica@osu.cz

Objednávka/Bestellung: Ing. Yvetta Jurová  
Filozofická fakulta  
Ostravská univerzita v Ostravě  
Reální 5  
CZ-701 03 Ostrava  
e-mail: yvetta.jurova@osu.cz

Informace o předplatném časopisu jsou dostupné na adrese/  
Informationen zum Abonnement sind unter [periodika.osu.cz/studiagermanistica](http://periodika.osu.cz/studiagermanistica) zu finden.

Pokyny k formátování/

Formatierungshinweise: [ff.osu.cz/kge/dokumenty/formatierungshinweise.pdf](http://ff.osu.cz/kge/dokumenty/formatierungshinweise.pdf)

Technická redakce/

Technische Redaktion: Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.  
Mgr. Tomáš Rucki

Obálka/Umschlag: Mgr. Tomáš Rucki

Počet stran/Seitenzahl: 106

Tisk/Druck: Tribun EU, s. r. o., Cejl 892/32, CZ-602 00 Brno

Místo vydání/Ort: Ostrava

**Reg. č. MK ČR E 18718**  
**ISSN 1803-408X**